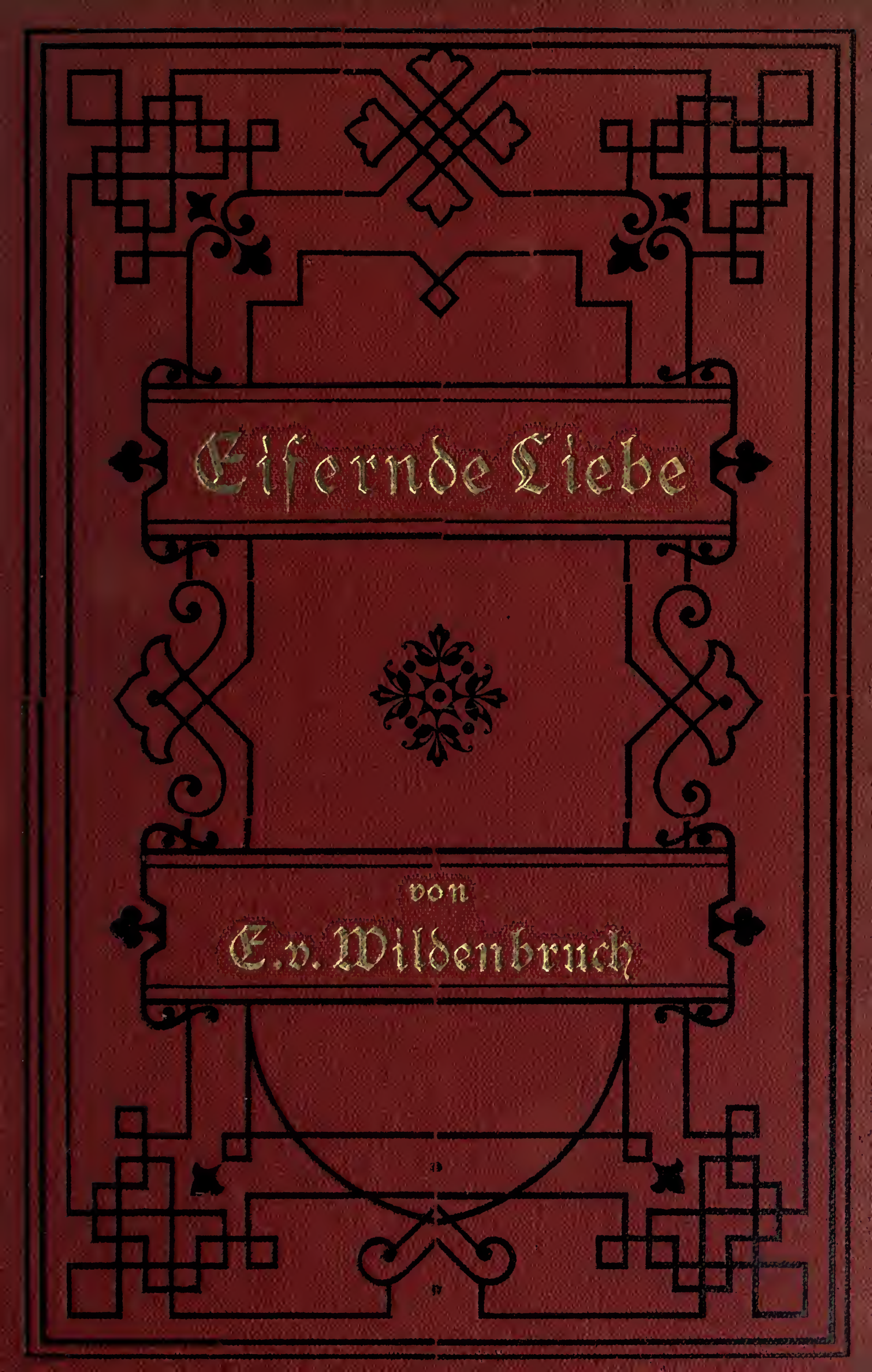

Eifernde Liebe
von
E. v. Wildenbruch







Eifernde Liebe.

Roman

von

Ernst von Wildenbruch.

Neunte Auflage.

Berlin, 1893.
Verlag von Freund & Jeckel.
(Carl Freund.)

Gedruckt bei Robert Schroth in Berlin S.

Inhalts-Verzeichniß.





Erstes Kapitel.

„Das hat Kügler in Berlin nicht. Sein Thiergarten mag ja ganz schön sein; die Charlottenburger Chaussee, will ich zugeben, ist in ihrer Art sogar recht schön. Aber solche Aussicht und solche Luft — nein, lieber Kügler, das haben Sie in Ihrem Berlin nun einmal nicht."

Der solches sprach, war der Etatsrath Pfeiffenberg, der gestern Abend spät mit dem Schnellzuge von Berlin zurückgekommen war und jetzt auf der Terrasse seiner Villa am gedeckten Frühstückstische saß.

Die Villa war auf dem hohen rechten Elb-Ufer, zwischen Nienstedten und Blankenese, oberhalb Mühlenberg, gelegen; über die marmorne Balustrade sah man auf den Elbstrom hinunter und über diesen hinweg in das weite flache Land auf dem jenseitigen Ufer.

Der Etatsrath, der sich auf seinem Stuhle halb nach links herumgedreht hatte, ging mit den Blicken in dieser Richtung; man sah ihm die Freude über das herrliche Bild an, das sich vor ihm aufthat.

Und er hatte Recht: vor ihm die Flußlandschaft mit all' ihrer Gewalt, hinter ihm die rauschenden Baumkronen eines ausgedehnten Parks, der noch mit den letzten Blüthen des Frühlings bedeckt war und zwischen dessen Baumstämmen hindurch man auf Blumenbeete sah, die wie funkensprühende Edelsteine über den Boden gestreut waren.

„Sie sind ja höllisch stolz auf ihre Spree," fuhr der Etatsrath fort, indem er die seidene Kappe, die seinen runden Kopf bedeckte, streitlustig in den Nacken rückte, so daß das kurzgeschorene graue Haar sichtbar wurde, „und kalkuliren sogar schon von dem großen Kanal, der von der Ostsee herunterkommen und Berlin zur Seestadt machen soll — na, das wird wohl noch ein Weilchen dauern — was meinst Du, Moritz?"

Der, an welchen diese Worte sich richteten, war der Sohn des Etatsraths, der, in die „Hamburger Nachrichten" vertieft, dem Vater am Frühstückstische gegenüber saß. Es war ein lang gewachsener, peinlich sauber gekleideter junger Mann von einigen zwanzig Jahren, dessen länglich geformtes Gesicht dem des Vaters nicht sehr ähnlich sah. Wenn man von der Terrasse in den anstoßenden Salon getreten wäre, in dem das lebensgroße Bild der verstorbenen Frau Etatsrath hing, würde man bemerkt haben, daß Moritz Pfeiffenberg mehr der Mutter als dem Vater nachgeartet war.

Auf die Anrede des Vaters erhob er das Gesicht von der Zeitung und sagte mit vorsichtigem, ruhigem Tone: „Die Oberspree hat ihre Reize, und eine Fahrt auf dem Müggelsee oder nach Schmöckwitz ist so übel nicht."

„Na — Du vertheidigst Dein Berlin — das thut Ihr

jungen Leute ja Alle," versetzte der Etatsrath, „aber das wirst Du mir doch zugestehen, eine Elbe ist die Spree denn doch nicht? Das ist denn wohl etwas Anderes?"

Moritz Pfeiffenberg folgte mit den Augen der Richtung, in welcher der Vater blickte; ein großer Dreimaster zog eben mit geschwellten Segeln majestätisch langsam den breiten Strom herauf.

„Gewiß," sagte er mit einem leisen Lächeln, „Seeschiffe kommen vorläufig noch nicht vor die Markthallen von Berlin gefahren."

Vater und Sohn waren an die Brüstung der Terrasse getreten und hatten, die Arme aufgestützt, das ziehende Schiff eine Zeit lang mit den Augen verfolgt; dann wandte sich der Etatsrath nach der Parkseite hinüber.

„Und Blumen wie unsere," sagte er, indem er beide Hände in den Hosentaschen vergrub, „dazu müssen die Berliner auch erst nach Potsdam hinüberfahren, wenn sie so etwas zu sehen bekommen wollen."

Moritz Pfeiffenberg war langsam hinter dem Vater drein gekommen und indem er in den Garten hinunterblickte, wiegte er bedächtig das Haupt.

„Dorothea," sagte er. Es war, als ob es genügte, den Namen auszusprechen, als ob damit etwas gesagt sei, was Jeder ohne Weiteres begreifen und würdigen mußte.

Der Etatsrath schien ihn zu verstehen; ein leichtes Schmunzeln ging über sein glattrasirtes, bartloses Gesicht.

„Na ja," sagte er, „seitdem sie den Blumengarten unter sich hat — sie hat eine höllisch glückliche Hand."

Dem Sohne schien diese Ausdrucksweise zu wenig

Hochachtung gegenüber seiner Schwester zu enthalten; er machte ein ernsthaftes Gesicht.

„O — sie betreibt ja das Alles auf das Rationellste und ganz wissenschaftlich," sagte er. „Eine Blumenzüchterin ersten Ranges ist Dorothea. Neulich hat sie von den Gebrüdern Rovelli in Pallanza am Lago Maggiore eine Sendung italienischer Nelken bekommen — ganz herrliche Exemplare — es ist geradezu erstaunlich, wo sie alles Verbindungen hat; und Olea fragrans hat sie sich auch schicken lassen."

„Wie heißt das Zeug?" fragte der Etatsrath.

„Olea fragrans," erwiderte Moritz Pfeiffenberg mit einer gewissen Würde. „Eine Pflanze, die ebenfalls am Lago Maggiore heimisch ist und einen wundervollen Duft ausströmt, wenn sie blüht. Dorothea will versuchen, ob sie die Mauern der neuen Halle damit beranken kann, die Du hast bauen lassen; sie meint, daß die Pflanze dort gute Sonne haben würde."

Der Etatsrath, die Hände immer in den Hosentaschen, ging um den Frühstückstisch herum, ein vergnügliches Spotten im Gesicht.

„Dich hat sie ja geradezu zum Botaniker gemacht," murmelte er, „aber sie bleibt heute lang, das Frühstück wird kalt werden."

Der Frühstückstisch stand noch unangerührt; Vater und Sohn Pfeiffenberg hatten offenbar auf Dorothea gewartet.

„Sie sorgt schon, daß das nicht geschieht," fuhr Moritz Pfeiffenberg in der Vertheidigung der Schwester fort. Er zeigte auf die silbernen, verdeckten Platten, die auf dem

Tische standen und deren schwere, fest aufschließende Deckel die Gewähr boten, daß die darunter befindlichen warmen Speisen sich eine geraume Zeit lang warm erhalten würden.

„Das ist ja Alles so rationell,“ sagte er, „so außerordentlich rationell.“

Mit einer Art von Bewunderung blickte er auf den Tisch nieder, dann erhob er das Haupt.

„Sie okulirt jetzt Rosen,“ sagte er, „und da hat sie des Morgens immer viel mit dem Gärtner zu thun, den sie anleiten muß.“

In diesem Augenblick tauchte aus dem Hintergrunde des Parks etwas Schneeweißes auf.

„Da kommt Dorothea,“ sagte Moritz Pfeiffenberg.

Den langen Gang, der zwischen Blumenrabatten entlang gerade auf die Terrasse zu führte, kam eine hochgewachsene Frauengestalt langsam daher geschlendert. In respektvoller Haltung ging der Gärtner neben ihr.

Von Zeit zu Zeit trat sie rechts und links an die Blumen, richtete hier eine auf, entfernte dort ein trocken gewordenes Blatt, und die Weisungen, die sie dabei dem Gärtner ertheilte, nahm dieser mit eifriger Beflissenheit entgegen.

Alles an dieser Gestalt war hell und licht.

Ein Kleid von feinem weißem Wollenstoff schloß sich eng um den schlanken Leib und ließ die Füße frei, die länglich und edel geformt, in gelbledernen Schuhen darunter hervorkamen. Handschuhe von schwedischem Leder gingen hoch an den Armen hinauf: über dem

Kopfe trug sie einen weißseidenen Sonnenschirm. Der Kopf war unbedeckt; das schwere blonde Haar, das in dicken Flechten, wie zu einer Art von Krone auf dem Haupte zusammengeflochteu war, bildete dessen einzigen Schmuck.

Sie war jetzt bis unter die Terrasse gelangt, so daß man ihre Züge unterscheiden und die Aehnlichkeit mit dem Bruder erkennen konnte.

Es war dasselbe längliche Gesicht, dieselben großen Züge, nur mit dem Unterschiede, daß Alles, was bei dem Bruder ängstlich, unfrei und unbedeutend erschien, bei der Schwester kühn entwickelt und bedeutend war. Moritz Pfeiffenberg hatte den Strohhut vom Kopf genommen und war die Terrassenstufen hinunter der Schwester entgegengeeilt.

„Guten Morgen, Dorothea," sagte er, indem er ihre freie Hand ergriff, um sie zu küssen.

Sie entzog ihm die Hand.

„Mach' Dich nicht schmutzig, Kind," sagte sie, „ich komme eben von der Gartenarbeit."

Die Stimme hatte einen lässigen Klang. Sie wandte sich nach dem Gärtner um und nickte ihm, wie eine Königin, Entlassung. Der Gärtner zog sich mit einer Verbeugung zurück; Dorothea schob den Arm unter den des Bruders und stieg mit ihm zur Terrasse hinauf.

Hier kam ihr der Etatsrath schon entgegen.

„Na, Haus- und Garten-Minister," sagte er, „bist Du fertig? Das hat ja heute lange gedauert."

„Der Gärtner muß so sehr angeleitet werden," er-

widerte sie. Sie ließ sich vom Vater umarmen und duldete, daß er sie auf die Stirn küßte.

„War's hübsch in Berlin?" fragte sie, indem sie an den Frühstückstisch trat, den Thee in die Kanne schüttete und das kochende Wasser darauf goß.

„Na, es war ja nun so —" versetzte der Etatsrath; „Minister Kügler läßt Dich grüßen."

„Danke," sagte Dorothea, „geht es ihm gut?" Der Ton ihrer Antwort verrieth, wie gewöhnt sie daran war, daß man ihr Grüße und Huldigungen zu Füßen legte.

„O nun," antwortete der Etatsrath, „der ist ja wohl nirgends lieber als in Berlin."

Derjenige, von dem er sprach, war der Hanseatische Gesandte in Berlin, ein in den Kreisen der Berliner Gesellschaft wegen seiner Liebenswürdigkeit und seines Kunstsinnes allgemein geschätzter und beliebter Mann.

Inzwischen hatte man am Frühstückstische Platz genommen, Vater und Sohn Pfeiffenberg einander gegenüber, Dorothea zwischen Beiden, an der Breitseite des Tisches. Sie hatte die Gartenhandschuhe ausgezogen und die schlanken, peinlich gepflegten Hände besorgten nun ihr Werk. Sie schenkte den Männern ihren Thee ein und setzte ihnen die Tassen vor.

„Papa bekommt heute etwas stärkeren," sagte sie, „weil er Reise-Strapazen hinter sich hat — das Kind bekommt ihn schwächer."

Sie hatte das vollkommen ernsthaft gesagt und weder der Vater noch das mehr als zwanzig Jahre alte „Kind" Moritz hatten auch nur eine Miene verzogen.

Von den silbernen Platten, auf die sie rasch, um sich

zu überzeugen, ob sie auch noch warm wären, die Hände gelegt hatte, hob sie alsdann die schweren Deckel ab und füllte dem Vater und dem Bruder angemessene Portionen auf die Teller.

„Vergiß Dich nur nicht selbst, Dorothea," sagte Moritz Pfeiffenberg, indem er sein Theil in Empfang nahm.

„Keine Sorge, Kind," erwiderte sie, und ihr mütterlich herablassender Ton stach drollig gegen das gemessene „Dorothea" ab, mit dem der Bruder sie unverbrüchlich anredete. Im Uebrigen machte sie ihr Wort wahr, daß er sich nicht zu sorgen brauchte, denn mit dem gesundesten Appetit griff sie Speise und Trank an.

Alle Gespräche verstummten für eine Zeit, und man hörte nur das Klirren der Bestecke, das Klappern der Tassen und das Knuspern des butterbeschmierten gerösteten Brodes, das von den Zähnen der Frühstückenden zermalmt wurde.

Wenn ein Fremder in diesem Augenblick hätte zuschauen und die drei, in ihre Thätigkeit versunkenen Menschen beobachten können, so wären seine Blicke sicherlich an dem schönen, eigenartigen Mädchen hangen geblieben, das zwischen den beiden Männern saß.

Eine weiße Natur — nicht nur, daß ihr Kleid weiß und Alles, was zu ihrer Kleidung gehörte hellfarbig und licht war — nicht nur, daß ihr Gesicht, ihr Hals, die Arme und die Hände und Alles, was man von der Haut ihres Leibes sah, das zarteste, aber durchaus nicht bleichsüchtige Weiß zeigte — man hatte das Gefühl, daß auch die inneren und innersten Organe dieses merkwürdigen Geschöpfes, daß Herz und Seele in ihr weiß sein mußten,

weiß, wie frisch gefallener Schnee. — Ob auch leidenschaftslos? — Es sah so aus, als hätte diese schöne Menschenblume bisher nur hinter den Glaswänden des väterlichen Warmhauses gestanden. — Wer wollte sagen, wie sie sich entwickeln würde, wenn Sturm und Sonnenschein der großen wilden Welt sie umspielte? Vorläufig, so schien es, hatte Dorothea Pfeiffenberg nur eine Leidenschaft kennen gelernt: zu herrschen; diese zu befriedigen, bot sich ihr gute Gelegenheit, da sie ihre männliche Umgebung körperlich und geistig überragte, und sie nahm die Gelegenheit wahr.

Dem Vater konnte sie natürlich in seine Geschäfte nicht dreinreden, sie mußte sich damit begnügen, ihn in kleineren, häuslichen Angelegenheiten zu gängeln. In dem Bruder aber, der zwei Jahre jünger war als sie, sah sie noch immer nichts anderes als „das Kind", wie sie ihn kurzweg nannte. Er arbeitete im Geschäfte des Vaters, und in soweit mußte sie ihn dem Vater überlassen; in allen übrigen Fragen des Lebens aber, großen und kleinen, war sie ihm Beratherin, Lehrmeisterin und, wenn es darauf ankam, Befehlshaberin. Moritz Pfeiffenberg ließ sich das gern gefallen. Er war keine aufsässige und keine phantasievolle, sondern eine bequeme und nüchterne Natur. Nichts imponirte ihm mehr, als thatsächlicher Erfolg; und wenn er sah, wie unter den nimmer rastenden Händen der klugen Schwester der Garten gedieh, das ganze Anwesen zunahm, das Haus, einer regelrechten Maschine gleich, am Schnürchen ging, dann wäre ihm nichts unvernünftiger erschienen, als einer solchen Schwester gegenüber sich nicht zu beugen.

So saß sie nun also da, die weiße Dorethea, und lehnte sich behaglich in den Gartenstuhl von japanischem Rohr zurück, nachdem sie den letzten Schluck aus ihrer Tasse genommen hatte. Wie das wohlthat, sich einen Augenblick dem Behagen hingeben zu dürfen, nachdem man den Morgen hindurch schon so thätig gewesen war! Und wie dieses wohlthuende Gefühl durch den Gedanken verstärkt wurde, daß die beiden Männer heute noch nichts gethan hatten, daß sie, wie immer, die Früheste und Fleißigste im Hause gewesen war! Das Bewußtsein der Pflichterfüllung leuchtete selbstzufrieden aus ihren Augen und milderte ein wenig den strengen Ausdruck, der für gewöhnlich auf dem schönen aber etwas herben Gesichte lag.

Ihre Hand senkte sich auf eine Standglocke, die vor ihr auf dem Tische sich befand, und sobald der Schlag erscholl, tauchte aus dem Salon des Hauses ein Diener auf, den sie mit einem Blicke bedeutete, den Tisch abzuräumen. Man hätte beinah darüber lachen können, wie pünktlich der Diener auf den Glockenschlag hervorgeschossen kam; es war wie in einer Schützenbude, wo mit Bolzenbüchsen auf Scheiben geschossen wird und wo eine Figur hinter der Scheibe hervorspringt, sobald das Centrum getroffen ist.

Das Abräumen des Tisches ging eins — zwei — drei — dabei vernahm man kaum ein Geräusch, und nachdem das Tischtuch abgenommen war, erschien auf dem Tische eine Cigarrenkiste mit Aschbecher und Feuerzeug.

„Erlaubst Du, Dorothea, daß wir uns eine Cigarre anzünden?“ fragte der Etatsrath, indem er in die Kiste griff. Statt aller Antwort schob ihm Dorothea selbst

die Streichhölzer zu. Dann machte auch Moritz Pfeiffenberg von ihrer Erlaubniß Gebrauch, und im nächsten Augenblick ringelten sich blaue Dampfwolken in die stille warme Morgenluft.

„Ja, ja, ja," sagte der Etatsrath, indem er vom Tische abrückte und ein Bein über das andere schlug, „ich habe Minister Kügler viel von Dir erzählen müssen, Dorothea. Als ich ihm von unserer Halle sagte, die wir uns gebaut haben, fragte er gleich: ‚na, — die Idee geht doch gewiß wieder von Fräulein Dorothea aus.' Er hat eine höllische Meinung von Dir."

Dorothea sah den Vater ruhig an.

„Die Idee schien mir so naheliegend," sagte sie in ihrem lässigen Tone, „wir gewinnen eine gute Gelegenheit, die Orangerie im Winter aufzustellen; das alte Warmhaus war schon viel zu klein geworden. Außerdem wird die Halle ihr Gutes für Dich selbst haben, Papa."

Der Etatsrath blickte fragend auf.

„Du machst Dir zu wenig Bewegung," fuhr sie fort. „Immer im Wagen nach Altona hinein, dann Stunden lang im Bureau sitzen und dann wieder im Wagen heraus — darum habe ich darauf bestanden, siehst Du, daß die Halle so lang gebaut wurde; nun hast Du im Winter und auch sonst bei schlechtem Wetter eine gedeckte Wandelbahn, wo Du nach Tische spazieren gehen und Deine Cigarre rauchen kannst."

„Höchst rationell," sagte bewundernd Moritz Pfeiffenberg.

„Ja, ja, Kind," wandte sich Dorothea zu ihm, „Dir

wird es auch nichts schaden, wenn Du Dich Papa bei seinen Spaziergängen anschließest."

Der Etatsrath schmunzelte.

„Na — es ist eben wahr," sagte er, „Du denkst an Alles, Dorothea. Das hab' ich Kügler auch gesagt, als er mich gefragt hat. Meine Tochter, hab' ich gesagt, hat die ganze Geschichte, sozusagen, in Entreprise genommen."

„Hast Du ihm auch von meiner Idee gesagt," fragte Dorothea, „daß wir die Halle künstlerisch ausschmücken wollen?"

„Natürlich!" rief der Etatsrath, „und das war ja Wasser auf seine Mühle. Minister Kügler, das weißt Du ja, ist ein Enthusiast für die Kunst und mit allen Spitzen der Berliner Künstlerschaft gut bekannt. Kannst Dir also denken, wie er darauf einging, als ich ihm erzählte, daß wir uns ein großes Bild auf die Wand der Halle malen lassen wollen! Erst hatte er mich ja so verstanden, als sollte das nichts Anderes werden, als so das Gewöhnliche, mit Frucht- und Blumen-Guirlanden, womit man so die Ecken ausfüllt —"

„Und wozu man schließlich nicht viel Anderes braucht, als einen Stuben-Maler," fiel Dorothea etwas verächtlich ein.

„Natürlich — wie er aber hörte, daß es ein wirkliches Bild werden sollte, mit wirklichen großen Figuren — denn so hast Du es doch gedacht —" unterbrach er sich, indem er seine Tochter ansah.

„Jawohl," entgegnete diese, „irgend einen Vorgang aus der Weltgeschichte; so ein großes Fresko-Bild in der

Art der Kaulbach'schen im Museum zu Berlin, so habe ich es mir gedacht."

„Na siehst Du," sagte der Etatsrath ganz vergnügt, „dann habe ich meinen Auftrag also richtig ausgerichtet, denn eben mit den Worten habe ich es ihm gesagt: so in der Art der Kaulbach'schen. Wie er denn also das gehört hat, na, da war es ja nun mit einmal eine ganz andere Geschichte. ‚Ach so,' hat er gesagt, ‚ein Kaulbach'sches — Sie sind wohl eifersüchtig auf die Villa Donner, mit ihren berühmten Kaulbachs?' Du weißt," unterbrach er sich wieder, „im Speisesaal in der Villa Donner?"

Dorothea nickte.

„‚Aber solchen Wetteifer,' hat er gesagt, ‚kann ich nur loben, da kommt etwas dabei heraus für die Kunst; und unsere reichen Herren da oben könnten so wie so etwas mehr für die Kunst thun' — na kurz, er war höllisch zufrieden mit mir oder richtiger, mit Dir, Dorothea."

Dorothea nahm die erneute Lobeserhebung schweigend in Empfang.

„Na — und nun hat er ja denn auch wissen wollen, was ungefähr das Bild vorstellen sollte," fuhr der Etatsrath fort, „aber da konnt' ich ihm leider keine Auskunft geben. Hast Du Dir schon etwas Bestimmtes gedacht?"

Dorothea blickte sinnend vor sich hin.

„Etwas aus der Geschichte," erwiderte sie, „ich habe es ja schon gesagt. Den Gegenstand selbst, denk' ich, muß der Maler auswählen. Er wird uns dann seine Vorschläge machen. Habt Ihr denn einen Maler aufgetrieben?"

Der Etatsrath stieß eine dicke Rauchwolke von sich.

„Alles fix und fertig abgemacht," sagte er. „Kügler

ist mit dem Direktor der Akademie, dem Herrn von Werner, der sozusagen der Oberste von der ganzen Berliner Malerei ist, sehr gut bekannt, grade an dem Abende ist er mit ihm zusammen gekommen und hat ihm die ganze Geschichte auseinandergesetzt und der Herr von Werner hat uns dann auch gleich unseren Mann besorgt."

Dorothea wurde aufmerksam..

„Also —" fragte sie.

„Ja, siehst Du, mein Kind," sagte der Etatsrath, einigermaßen verlegen, „einer von den Berühmten ist es nun eben nicht — aber das darf Dich nicht wundern, Kügler hat mir die Sache erklärt. Was so die Berühmten sind, siehst Du, die haben ihre Bestellungen, daß sie nicht Hand und Fuß mehr rühren können: von denen ist keiner so leicht zu haben. Und dann, siehst Du, kommt noch eins hinzu: solche großen Fresko-Bilder und namentlich, wenn sie solche alte Geschichten darstellen, sind heutzutage eigentlich nicht so recht in der Mode mehr. Höchstens in öffentlichen Gebäuden wird so etwas noch gemacht, in Museen oder zum Beispiel in der Ruhmeshalle in Berlin, aber in Privathäusern —"

„Privathäuser —" unterbrach ihn Dorothea. „In unsere Wohnzimmer soll das Bild doch nicht, sondern in die große Halle — das scheint mir doch ganz dasselbe, wie die Gebäude, von denen Du sprichst?"

„Natürlich, natürlich," erwiderte der Etatsrath, „ich — meinte ja nur, sie sind eigentlich höllisch unmodern heutzutage, solche Bilder; heutzutage machen die Maler Porträts, siehst Du, oder Landschaften, oder etwas Realistisches, wie man es so nennt, wo man so ein Kartoffelfeld sieht,

oder eine Sand-Düne, wo dann so wenig wie möglich drauf ist, nur so ein paar Figuren, die einem die sogenannte Stimmung geben."

Dorothea kräuselte die Lippen.

„Das verstehe ich Alles nicht," sagte sie, über „ihre Kunst nachzudenken, das überlass' ich den Malern selbst. Ich bin nur der Ansicht, daß wenn man sich etwas für sein eigenes Haus malen läßt, man dann Sachen nimmt, die einem gefallen. Und ich liebe nun einmal historische Bilder."

„Den Thurmbau zu Babel," mengte sich Moritz Pfeiffenberg in das Gespräch, „den liebst Du ja besonders, nicht wahr, Dorothea?"

„Ja gewiß," antwortete sie, „das Bild finde ich wunderschön."

„Na ja, na ja," sagte der Etatsrath, „soll ja auch Alles werden, wie Du es haben willst. Ich habe das Alles ja nur erzählt, um zu zeigen, warum wir eben einen auftreiben mußten, der nun einmal solche Geschichten arbeitet, einen ganz besonderen Kerl."

Dorothea machte ein spöttisches Gesicht.

„Also habt Ihr einen gefunden, der sich herablassen will?" fragte sie.

„Ja, der Herr von Werner hatte einen auf Lager," lachte der Etatsrath, „einen sehr talentvollen Menschen, hat er gesagt, der es aber trotz aller Mühe noch immer nicht zu etwas hat bringen können; den wird er uns schicken."

„Talentvoll — fleißig — und hat es zu nichts bringen können —" fragte Dorothea langsam zweifelnd.

„Gott, weißt Du, Dorothea," nahm Moritz Pfeiffenberg wieder das Wort, „die Konkurrenz unter den Malern ist heutzutage doch eine große; namentlich da in Berlin."

Er faßte die Sache vom kaufmännischen Standpunkte auf.

Dorothea wiegte ungläubig das Haupt.

„Es wird wohl mit dem Fleiße nicht so weit her sein," sagte sie in geringschätzigem Tone. „Ueberhaupt, wenn ich immer davon reden höre, wie die Künstler arbeiten — ich kann mir, ehrlich gestanden, dabei gar nichts recht denken."

„Na, aber, nimm mir's nicht übel," wandte der Etatsrath lachend ein, „wie stellst Du Dir denn vor, daß so eine große Schilderei zu Stande kommt? Da muß doch eine Menge gezeichnet und gemalt werden und manchmal muß auch dies und jenes geändert werden, ist denn das keine Arbeit?"

Dorothea erröthete ein wenig. Sie hatte sich offenbar noch niemals rechte Gedanken darüber gemacht, und es ärgerte sie, daß sie keine überlegene Antwort fand.

„Immerhin," sagte sie ungeduldig, „eine Arbeit in dem Sinne, was ich sonst im menschlichen Leben Arbeit nenne, kann ich das nicht nennen."

Der Bruder trat wieder für sie ein. „Du meinst, eine ernsthafte Arbeit, wie Du sie in der Verwaltung des Hauses oder der Papa und ich im Geschäft haben, das ist es nicht; nicht wahr?"

„Allerdings," erwiderte sie, „es scheint mir ein großer Unterschied zwischen dem beiden zu sein."

„Wir brauchen uns darüber ja nicht zu streiten,"

sagte der Etatsrath, „wir werden sehen, wie er seine Sache macht. Taugt es nichts — na, dann Kalk darüber, und die Sache ist verschmerzt; denn das ist der Vortheil bei der Geschichte, siehst Du, daß so ein Unbekannter viel billiger ist. So einer von den Berühmten, das kostet ja wohl ein höllisches Geld — aber so Einer, da thun's ein paar hundert Mark, das ist nicht die Welt."

„Und freie Station während der Arbeit," fügte Moritz Pfeiffenberg, der Kaufmann, hinzu.

„Na, das versteht sich," erwiderte der Etatsrath, „wir können ihn doch nicht alle Abend nach Altona hineinlaufen und des Morgens wieder herauskommen lassen. So lange er hier malt, muß er hier wohnen und Essen und Trinken bekommen."

Dorothea sah nachdenklich vor sich hin.

„Weißt Du, Papa," sagte sie, „ich überlege — im Gärtnerhause sind über der Wohnung des Gärtners ein paar Räume, die wir schon immer zu Fremdenzimmern einrichten wollten. Ich werde ein Bett hineinstellen lassen und ein paar Möbel — kommt der Maler bald?"

„Er kann jeden Tag angerückt kommen," versetzte der Etatsrath.

„Also werde ich das gleich nachher besorgen."

Nun trat eine Pause ein, dann fragte Dorothea: „Wie hast Du denn gedacht, daß es mit dem Essen sein soll? Ob er mit uns zusammen essen soll?"

Der Etatsrath schwieg, Moritz Pfeiffenberg schwieg ebenfalls — man war wieder einmal an einen Punkt gelangt, wo nur der Spiritus familiaris Dorothea entscheiden konnte. Endlich äußerte der Etatsrath: „Gott — siehst

Du — es ist ja wohl eigentlich ein gebildeter Mensch — aber wie hast Du denn über den Punkt gedacht?"

Dorothea war auch etwas verlegen, aber sie fand sich zurecht.

„Wir essen so spät zu Mittag," sagte sie, „vermuthlich ist er eine viel frühere Stunde gewöhnt."

„Sehr richtig!" riefen Pfeiffenberg Vater und Sohn, wie aus einem Munde.

„Und dann," fuhr sie sicherer fort, „so ein fremder Mensch — man kann ja doch nicht wissen — und wenn er uns zusagt, können wir ihn ja später immer noch einladen."

„Versteht sich, versteht sich!" rief der Etatsrath, während Moritz Pfeiffenberg energisch zustimmend nickte. Sie hatte Beiden wieder einmal aus der Seele gesprochen. Ihnen Beiden und sich selbst; denn vor ihrer weißen Seele stand der ungekannte Fremde wie etwas Unheimliches da. Der Begriff des „Künstlers" verband sich für sie mit der Vorstellung von etwas höchst Inkorrektem, Liederlichem. Sie hatte nie mit Künstlern verkehrt; Alles, was sie von ihnen wußte, hatte sie aus der Kunstgeschichte, die sie im normalen Entwicklungsgange ihrer Bildung gelesen hatte. Von daher waren ihr denn manche Erzählungen von Malern in der Erinnerung geblieben, die schlimme Brüder gewesen waren, Nonnen entführt, Familientöchter bestrickt und andere Unthaten vollbracht hatten. Dazu waren dann noch moderne Künstlerromane gekommen, in denen die Maler oftmals auch eine gefährliche Rolle spielten — kurz und gut — es graute ihr ein wenig vor dem wilden Vogel ans der fremden Welt, den

sie in ihren sauber gehaltenen, zierlichen Drahtkäfig hereinlassen und dem sie auch noch täglich einen Wasser- und Futternapf hinstellen sollte.

Der Etatsrath schien von diesen Sorgen nichts zu empfinden; die Sache war in bequeme Wege geleitet, er war zufrieden.

„Also die Sache kann losgeh'n," sagte er, indem er einen letzten Zug aus der Cigarre that und den Stummel dann in den Aschbecher warf, „und wenn's Glück gut ist, steht nächstes Jahr schon in den Reisebüchern die Villa Pfeiffenberg mit dem berühmten Fresko von Heinrich Verheißer als Sehenswürdigkeit neben der Villa Donner verzeichnet."

„Wer?" fragte Dorothea. „Heinrich —"

„Ja so," entgegnete er, „ich habe Dir noch gar nicht gesagt, wie unser Maler heißt."

„Verheißer?" fragte sie, „habe ich so recht verstanden?"

Der Etatsrath lachte. „Ja, ja," sagte er, „ein ziemlich putziger Name, nicht wahr? So etwas Verheißungsvolles darin. Na, wer weiß; vielleicht ist's eine gute Vorbedeutung, und er begründet seinen Ruhm bei uns. Dann haben wir ein schönes Bild im Hause und kommen noch obendrein als Förderer der Kunst in die Kunstgeschichte; zwei Fliegen mit einer Klappe!"

Der Etatsrath war sehr aufgeräumt über seine eigene Scherzhaftigkeit. Er erhob sich vom Stuhle, denn es wurde Zeit, in das Geschäft zu gehen.

„Weißt Du, was Minister Kügler gesagt hat?"

wandte er sich noch einmal an seine Tochter. Dorothea blickte schweigend zu ihm auf.

„‚Fräulein Dorothea,‘ hat er gesagt, ‚sollte den jungen Mann in Entreprise nehmen, damit etwas aus ihm wird.‘“

„Was ist denn damit gemeint?“ fragte sie.

„Na, was man eben damit meint, wenn man etwas in Entreprise nimmt — man sorgt dafür, man bemüht sich dafür, und wenn's ein Mensch ist, giebt man Acht, daß er keine Dummheiten macht.“

Er lachte aus vollem Halse.

„Was meinst Du dazu? Hättest Du Lust?“

Dorothea erwiderte nichts und blickte nachdenklich vor sich hin. Dann, nach einiger Zeit, erhob sie sich; eine Röthe war in ihrem Gesichte aufgestiegen.

„Sonderbar,“ sagte sie, „was Ihr Herren, wenn Ihr unter Euch seid, manchmal für Gespräche führt.“

Der Etatsrath küßte sie auf die Falte, die sich zwischen ihren Augenbrauen gebildet hatte.

„Nicht gleich böse sein, Kultus-Ministerchen,“ sagte er „das Berlin ist nun einmal ein gefährlicher Ort.“

Damit wandte er sich in das Innere des Hauses, um mit Moritz in die Stadt, ins Geschäft zu fahren. —

Dorothea blieb allein und machte sich an ihre Aufgabe, die Wohnung für den Maler einzurichten. Immerfort kam ihr dabei das Wort in Erinnerung, daß sie ihn in Entreprise nehmen sollte. Sie sträubte sich dagegen und konnte es nicht los werden. Es war, als wenn ihr ein Verhältniß zu dem fremden Manne aufgezwungen werden sollte, der sie doch gar nichts anging.

Das war ihr unangenehm, ja beinah widerwärtig. Bis zum heutigen Tage hatte sie sich nur als Tochter ihres Vaters, als Schwester ihres Bruders empfunden — daß es neben diesen noch andere Männer gab, hatte sie gesehen, aber nicht gefühlt.

Auch nicht die Spur einer Zuneigung zu einem Manne war in ihr gewesen; im Gegentheil, der Gedanke an die körperliche Berührung mit dem anderen Geschlecht verursachte ihr einen unheimlichen Schauder.

Und nun mußte sie einem wildfremden Manne die Wohnung einrichten, ein Bett für ihn aufstellen, an seines Leibes Nothdurft denken und dafür sorgen. Das war fatal, und nur ihr starkes Pflichtgefühl vermochte sie über die unangenehme Aufgabe hinwegzubringen. Im Inneren aber fühlte sie einen Widerwillen gegen den unbekannten Mann aufsteigen, der ihr solchen Zwang auferlegte; er war ihr schon jetzt geradezu antipathisch nnd sie beeilte sich, mit der Arbeit fertig zu werden.

Uebermäßig behaglich wurde die Ausstattung der beiden Zimmer unter solchen Umständen natürlich nicht. Ein Bett mit einem Nachttische und einem Waschtische in dem einen Raume, ein Sopha, ein Tisch und einige Stühle in dem anderen — das war Alles.

Solch ein armer Teufel, der es in seinem Berufe zu nichts brachte, würde es auch wohl nicht besser von Hause gewöhnt sein.

Erleichtert athmete sie auf, als die Einrichtung beendigt war, dann beeilte sie sich, in das Wohnhaus zurückzukehren; sie wollte sich der Atmosphäre des Fremden entziehen. Vorher aber wandte sie sich noch einmal nach der neu-

erbauten Halle, wo der Gärtner damit beschäftigt war, die Olea fragrans einzupflanzen, um sie an den Außenwänden emporzuziehen.

Sie trat hinein. Die Halle war ein langgestreckter, rechtwinkliger Bau, dessen eine Längsseite von sieben großen Bogenfenstern durchbrochen wurde. Die gegenüberliegende Wand war durch zwei, halb aus der Mauer hervortretende Säulen in drei gleich große Flächen abgetheilt, die oben durch Rundbogen abgeschlossen wurden.

Der Raum war ganz kahl und leer; unter den Fenstern, dem Mittelstück der anderen Wand gegenüber, stand eine einfache Gartenbank. Hier setzte sich Dorothea nieder und schaute nachdenklich auf die Stelle hinüber, welche demnächst das Bild einnehmen sollte.

Unwillkürlich versuchte sie sich vorzustellen, daß ihr die Aufgabe zu Theil geworden sei, das Bild zu erfinden und auszuführen. Es konnte schließlich so schwer nicht sein; die Weltgeschichte war ja groß genug. Auch wäre es doch eigentlich besser gewesen, wenn man dem Maler den Gegenstand hätte vorschreiben können, statt ihn nach Gutdünken wählen zu lassen; sie hätte dann gleich auch ihm, wie allen Hausbewohnern gegenüber, ihre geistige Ueberlegenheit gezeigt.

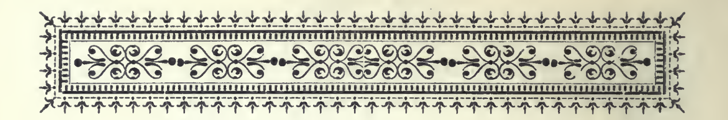
Aber es war merkwürdig, sie fand nichts. Sie dachte an diesen und jenen geschichtlichen Vorgang, aber sie konnte sich gar nicht vorstellen, wie sie daraus ein Bild hätte machen sollen. Die nackte Wand gegenüber grinste sie, wie höhnisch an und schien sie aufzufordern: „versuch's doch einmal" — sie fühlte sich rathlos. Es mochten also doch wohl Aufgaben im Leben sein, zu denen noch etwas

Besonderes, etwas mehr gehörte, als daß man die Sachen „rationell“ durchdachte und „korrekt“ ausführte.

Sie erhob sich mit einem Ruck; unwillkürlich war ihr die Röthe wieder ins Gesicht gestiegen; sie war ganz ärgerlich. Indem sie der Thür zuschritt, blickte sie noch einmal zu der kahlen Wand hinauf, dabei nickte sie, verächtlich herausfordernd. „Wollen doch erst einmal abwarten, wie er sich aus der Geschichte herausziehen wird,“ es war wie eine Art von Eifersucht in ihr.

Wenn sie nicht Wichtigeres zu thun gehabt hätte, so würde sie sich jetzt gleich einmal hinter Webers Weltgeschichte gesetzt haben, denn daran lag es ja natürlich nur, daß sie das Bild nicht fand, daß sie nicht bewandert genug in der Geschichte war. Dieser Gedanke beruhigte sie; lernen kann schließlich Jeder Alles. Die Frage, ob es ihr vielleicht an Phantasie fehlen mochte, kam ihr nicht.





Zweites Kapitel.

Zwei Tage nach diesem, am Nachmittag, kam der Etatsrath mit großem Hallo aus der Stadt zurück. Vom Wagen springend, rief er mit schallender Stimme nach seiner Tochter.

„Dorothea," sagte er, als diese ihm, weiß, kühl und vornehm lässig wie gewöhnlich, aus dem Hause entgegen kam, „Dorothea, er ist da!"

„Der Maler?" fragte sie ruhig.

„Na, wer sonst?" gab er zur Antwort. „Ist das ein komischer Kerl! Du wirst was erleben!"

„Hast Du ihn auch gesehen?" wandte sich Dorothea an den Bruder, der mit dem Vater gekommen war.

Moritz Pfeiffenberg nickte.

„Ja," sagte er trocken.

„Na, den frag' man lieber nicht," rief der Etatsrath, und er prustete vor Lachen, „der Moritz, als er ihn sah und hörte, hat ja wohl ein Gesicht gemacht, als wenn er einen Igel streicheln sollte!"

Moritz Pfeiffenberg zeigte allerdings ein wenig be-

friedigtes Gesicht. „Gott, weißt Du, Dorothea," sagte er, „diese Künstler haben ja wohl Manieren, die von den unsrigen etwas abweichen."

„Das weiß der Kuckuck, ja!" sagte der Etatsrath vergnügt, „aber nun wollen wir zu Tisch gehen, da kannst Du Alles hören."

Im Speisesaale stand, wie immer, die Tafel bereits gedeckt; durch das dichte grüne Laub der Bäume vor den Fenstern drangen die letzten Strahlen der untergehenden Sonne und verbreiteten in dem kühlen, behaglichen Raume ein köstliches, goldiges Licht.

„Stell Dir also vor," erzählte der Etatsrath, nachdem er ein großes Glas Rothwein hinuntergestürzt hatte, „heute Mittag, wie ich mit dem Moritz im Büreau sitze, wird mir eine Karte 'reingeschickt, ich denke gar nichts, und mit einem Mal sehe ich das." Indem er das sagte, warf er eine Visitenkarte, die er aus der Brieftasche gezogen hatte, vor Dorothea auf den Tisch. Auf der Karte stand mit gothischen Buchstaben gedruckt: „Heinrich Verheißer". Dorothea sah die Karte an, ohne sie mit den Händen zu berühren.

„Steht ja nicht einmal drauf, daß er Maler ist?" sagte sie.

„Na eben — hör' nur weiter," fuhr der Etatsrath fort. „Ich lasse also bitten, und da kommt nun unser Mann herein. Stell' Dir vor — ganz kaffeebraun im Gesicht."

„Braun im Gesicht?" fragte Dorothea, deren gewöhnliche Kühle beinahe etwas Eisiges angenommen hatte.

„Ja, er hat uns das nachher erklärt," erwiderte der

Etatsrath, „er hat sich das ganze Frühjahr in Italien herumgetrieben."

„Ich denke, er hat kein Geld?" meinte Dorothea.

„Hat er auch nicht," bestätigte der Etatsrath, „er hätte — Du, Moritz, wie sagte er gleich, daß er's gemacht hätte?"

„Es war ein ganz unglaublicher Ausdruck," entgegnete Moritz Pfeiffenberg, der schweigend den Gerichten zugesprochen hatte, „er hätte seine letzten paar Kröten zusammengerafft und wäre vierter Klasse nach Italien gefahren."

„Ja, seine letzten paar Kröten," lachte der Etatsrath, „so war's! Was sagst Du, Dorothea? Im Uebrigen aber ganz manierlich von außen, nicht zu groß, nicht zu klein und ganz propper angezogen — natürlich, Alles so ein bischen locker, Du verstehst. Na — er kommt also 'rein, und nun denk' ich, wird da so ein Verlegenheits-Thierchen erscheinen, mit Bücklingen und leisem Sprechen und so weiter — aber — i Gott bewahre — macht einen Diener, ganz kurz, beinahe nur mit dem Kopf, und fängt gleich selber an: ‚Habe die Ehre mit Herrn Etatsrath Pfeiffenberg?'

Na — nun, siehst Du, war ich doch so perplex, daß ich wahrhaftig nichts Anderes 'rauskriegte als ‚ja allerdings' zu sagen und dann stellte ich ihm noch den Moritz vor."

„Es war eigentlich beinah etwas viel," brummelte Moritz Pfeiffenberg, der eben mit kunstgerechten Griffen eine Forelle zerlegte.

„Laß nur Deinen Fisch nicht kalt werden," ermahnte

Dorothea den Vater, indem sie für ihre Person dem Beispiele des Bruders folgte.

Den Etatsrath aber amüsirte seine Geschichte so, daß er nur in großen Absätzen die Bissen zum Munde führen konnte.

„Macht also wieder," erzählte er weiter, „so einen Nicker zu Moritz hin, dann kuckt er sich um im Büreau, als ob ihn das viel mehr interessirte, als wir Beide. ‚Und ich also', frag' ich, ‚habe die Ehre mit Herrn Maler Verheißer?' So nickt er wieder ganz kurz: ‚Ja, ja, der bin ich.'

‚Ich frage nur,' sag' ich, ‚weil auf Ihrer Karte nichts davon steht, daß Sie Maler sind?'

So reißt das die Augen auf und kuckt mir groß ins Gesicht. ‚Haben Sie's denn schon erlebt, daß Jemand auf seine Karte ‚Dichter' drucken läßt?' fragt er.

‚Na — aber erlauben Sie,' sage ich, ‚Sie sind doch der Herr, den der Herr von Werner zu mir geschickt hat?'

‚Ja natürlich,' sagt er.

‚Na — also malen Sie doch?'

‚Ja natürlich,' sagt er, ‚aber darum weiß ich doch noch nicht, ob ich auch ein Maler bin?'

Darauf denke ich doch nun nicht anders, als, er ist nicht so recht richtig im Kopf, und bringe wieder nichts 'raus, als daß ich sage: ‚Wollen Sie nicht Platz nehmen?'

Und damit hat er auch schon seinen Strohhut auf den Tisch geworfen und einen Stuhl genommen und sich drauf gesetzt, ganz hintenüber gelehnt, und kuckt so vor sich hin und spricht keine Silbe, daß wir Beide auch gar

nicht wissen, was wir reden sollen und ein allgemeines Stillschweigeu in verschiedenen Sprachen eintritt.

Und wie das nu so eine Weile gedauert hat, so wird der Moritz anfangen und sagt: ‚Es wird Ihnen bekannt sein, Herr Verheißer, daß mein Vater auf ein Bild von Ihnen reflektirt.‘“

Moritz Pfeiffenberg richtete den Kopf vom Teller auf; sein Gesicht war ganz roth.

„Ich weiß auch noch jetzt nicht,“ sagte er, „was an dem Ausdruck so Komisches war.“

„Fand er es denn komisch?“ fragte Dorothea, indem sie sich aus der krystallenen Karaffe ein Glas Wein einschenkte.

„Na, aber ich denke doch gleich, er thut sich einen Schaden,“ sagte der Etatsrath, „so prustet das vor Lachen ’raus, wie der Moritz das gesagt hat. Schlägt sich aufs Knie und lacht, daß die Wände wackeln. Endlich, wie er aufhört, sagt er: ‚Ist denn das wirklich Ernst mit der ganzen Geschichte?‘

‚Ja,‘ sag’ ich, ‚hat Ihnen denn aber der Herr von Werner nicht gesagt —‘

‚Ja, ja‘ — fährt er mir dazwischen — ‚aber‘ — und nun siehst Du, Dorothea, nun macht Dir der Mensch, kaum daß er eben gelacht hat, wie ein Lachaffe, ein Gesicht wie lauter Mord und Tod. ‚Ich hab’s gar nicht glauben wollen,‘ sagt er.

‚Na — aber erlauben Sie,‘ sage ich, ‚warum denn nicht?‘

So kuckt das erst eine ganze Weile vor sich in die

Luft und sagt gar nichts und dann knurrt er so heraus: ‚Weil ich Pech habe.‘“

„Was sagte er, daß er hätte?“ fragte Dorothea.

„Pech“, wiederholte Moritz Pfeiffenberg das Wort des Vaters. „Du weißt — das ist so ein ordinärer Ausdruck für Unglück.“

Dorothea verzog den Mund. „Ach so,“ sagte sie.

„Nun sage ich,“ fuhr der Etatsrath fort, „‚also wollen wir hoffen, daß das die Gelegenheit sein wird, Herr Verheißer, wo Ihr Pech aufhört‘ und so erzähle ich ihm also die ganze Geschichte, wie Du sie mir gesagt hast, Dorothea, wo er das Bild hinmalen soll und was und wie. Und während ich ihm das erzähle, kuckt das immer vor sich hin, auf die Wand, als ob er mit den Augen ein Loch in die Wand bohren wollte, und wie ich fertig bin, holt er tief Athem und sagt nichts als: ‚Donnerwetter!‘

So sag' ich: ‚Na paßt Ihnen das Alles nicht?‘

Und in dem Moment, siehst Du, springt das vom Stuhl auf und auf mich los und faßt mir die Hand und drückt mir die Hand, daß ich denke, alle Finger sollen mir entzwei gehen und der Arm aus dem Gelenk, und brüllt mir ins Gesicht: ‚Sie sollen das Bild haben, Herr Pfeiffenberg!‘ und dann dreht er sich auf den Hacken um und steckt beide Hände in die Hosentaschen uud geht im Zimmer auf und ab und auf und ab und sagt immer vor sich hin: ‚Sie sollen das Bild haben, Herr Pfeiffenberg, Sie sollen das Bild haben, Herr Pfeiffenberg!‘“

„Wohl ein halb Dutzend Mal,“ bestätigte Moritz Pfeiffenberg, indem er sich mit der Serviette Mund und Schnurrbart abwischte.

„Nun — so ist's ja gut," bemerkte Dorothea.

„Ja, das sagst Du wohl," erwiderte der Etatsrath, „aber nun ging's ja gleich los mit dem Gefrage, ob denn die Wand auch geeignet sei für so ein Bild, ob sie auch trocken sei? ob wir Kalk hätten, und so weiter und so weiter — na weißt Du, Dorothea, da habe ich erst gemerkt, daß so ein Freskobild gar keine einfache Sache ist; da gehört ja eine ganze Masse dazu."

„Trocken ist die Mauer doch gewiß," meinte Dorothea, „und Kalk werden wir vom Bau her noch genug übrig haben."

„Ja, aber der gewöhnliche Kalk, siehst Du, der reicht dazu nicht aus, wenn man was drauf malen will. Dazu braucht man Kalk, der vorher mindestens ein Jahr lang abgelöscht unter Dach und Fach gestanden hat, daß nichts hineingekommen ist von sogenannten atmosphärischen Niederschlägen, und dann den Kalk auf die Mauer bringen, na hör' mal, Dorothea, dazu muß man ja halb ein gelernter Maurermeister sein."

„Hat er Dir das Alles erklärt?" fragte sie.

„Ja versteht sich," erwiderte der Etatsrath.

„Und weiß er denn Bescheid, wie das Alles gemacht werden muß?"

„Ob er Bescheid weiß! Wie ein General, der Befehle ertheilt, so war das! ‚Den Bewurf, der jetzt auf der Mauer ist, müssen Sie rein abkratzen lassen! Dann Kalk mit Kiesel gemischt darauf! Und daß der Maurer das ordentlich macht! Ganz glatt streichen, ganz fest streichen! Dann wieder trocknen lassen und dann wieder

eine Lage darauf! Dann wieder trocken werden lassen und nochmal eine Lage —'"

Dorothea hielt sich die Ohren zu.

„Um Gotteswillen," rief sie, „wann hört denn das einmal auf?"

Der Etatsrath lachte laut. „Siehst Du, was hab' ich Dir gesagt; Du hast's nicht glauben wollen, es ist Arbeit an solch einer Geschichte, Arbeit."

„Wann kommt er denn nun?" fragte Dorothea.

„Nächster Tage," erwiderte der Etatsrath. „Vorläufig ist er nach Hamburg hinein, um den Kalk und Alles, was sonst nöthig ist, selber zu besorgen. Denn hier draußen, meinte er, fände er das doch nicht."

„Will er wohl selbst den Kalk aufstreichen?" fragte sie von oben herab.

„Na," sagte der Etatsrath, „die Maurer von Blankenese sind ja ganz geschickt; aber er wird die Aufsicht führen."

„Nun, so kann er ja kommen," meinte Dorothea, indem sie aufstand und die Tafel aufhob.

Zwei Tage später kam mit der Eisenbahn, die von Hamburg-Altona über Blankenese nach Wedel führt, eine große Ladung Kalk für das Haus des Etatsraths Pfeiffenberg an, und noch zwei Tage darauf, als die Familie Pfeiffenberg des Morgens beim Frühstück auf der Terrasse saß, meldete der Diener Herrn Maler Verheißer an.

Moritz Pfeiffenberg erhob sich mit etwas sauertöpfischer Miene; Dorothea schlug unwillkürlich das Herz ein wenig, als sie den Mann, mit dem ihre Gedanken

sich bereits in so eigenthümlicher Weise beschäftigt hatten, leibhaftig die Terrassenstufen heraufsteigen sah.

Der Etatsrath war ihm entgegengetreten und reichte ihm die Hand. „Darf ich Sie meiner Tochter Dorothea vorstellen?"

Heinrich Verheißer zog den Hut vom Kopfe und verneigte sich gegen Dorothea, die vom Sitze aus, etwas obenhin, seinen Gruß erwiderte.

Sie sah vor sich einen Mann von mittlerer Größe, mit gebräuntem Gesichte, aus dem eine stark gebaute Nase geradlinig hervorsprang. Eine tief eingeschnittene Falte zog sich von der Nasenwurzel bis in die Stirn hinauf und verlieh dem Gesichte einen etwas finsteren Ausdruck, der durch die dunklen, heißblickenden Augen vermehrt wurde. Die Augäpfel hatten eine leise gelbliche Färbung, wie man es bei Menschen sieht, die unter südlicher Sonne gelebt haben, und dadurch erhielten sie etwas Leidenschaftliches, beinah Wildes. Ein kleiner, dunkler Schnurrbart saß zwischen der Nase und dem großen Munde und unter dem Munde schloß ein Kinn an, dessen Gestalt beinah viereckig erschien.

Sein Aussehen entsprach ungefähr dem Bilde, das sie sich von ihm gemacht hatte, und indem sie jetzt nach flüchtigem Ueberblicke die Augen senkte, fühlte sie, wie ihr Inneres sich mit unheimlichem Schauer vor diesem Menschen verschloß; er war ihr antipathisch.

Der Maler hatte Dorothea, indem er seine Verbeugung vor ihr machte, mit einem ganz flüchtigen Blick gestreift und sich dann einfach umgewandt; sie hatte offenbar nicht den geringsten Eindruck auf ihn gemacht. Jetzt

stand er, der Familie Pfeiffenberg nicht gerade rücksichtsvoll den Rücken kehrend, mitten auf der Terrasse und blickte mit weit aufgerissenen Augen in die Landschaft hinaus. „Ist das schön!" murmelte er vor sich hin.

„Wollen Sie nicht Platz nehmen?" fragte der Etatsrath. Aus den bestaubten Stiefeln des Ankömmlings hatte er den Schluß gezogen, daß er zu Fuß von Altona herausgekommen war.

Heinrich Verheißer stand wie angewurzelt.

„Sie sind wohl noch nie in der Gegend hier gewesen?" fragte der Etatsrath weiter.

„Nein," erwiderte der Maler, „das ist wahnsinnig schön!" Er riß sich von dem Bilde, das ihn so gefesselt hatte, los und setzte sich auf den Stuhl, der ihm gerade zur Hand war, Dorotheen gegenüber. Dabei blickte er aber weder Dorothea noch einen der Anderen an; seine Augen gingen ins Weite und Leere.

„Frühstücken Sie vielleicht noch etwas?" fragte der Etatsrath.

„Nein, nein" — er hatte bereits gefrühstückt.

„Aber eine Cigarre nehmen Sie vielleicht?"

„O ja — gern", ohne Weiteres griff er in die Cigarrenkiste. Moritz Pfeiffenberg that ein Uebriges und schob ihm die Streichhölzer hin. Im nächsten Augenblick rauchte er wie ein Schlot, ganz anders als die beiden Pfeiffenbergs, die mäßige Rauchringel in sparsamen Zügen in die Luft schickten.

Er schien keinerlei Bedürfniß zum Sprechen zu haben; es entstand daher ein längeres Schweigen. Endlich fing der Etatsrath an:

„Nun, Dorothea, ich denke, es würde Dich interessiren, zu erfahren, was für 'nen Gegenstand Herr Verheißer sich für sein Bild gedacht hat?"

Dorothea, die sichtlich befangen war, hatte die ganze Zeit mit seitwärts gewandtem Haupte gesessen, um den gegenübersitzenden Maler nicht ansehen zu müssen.

„Wenn Herr — Verheißer schon einen Gegenstand hat," sagte sie, „so — könnten wir ja sehen —"

Sie hatte das Letzte langsam hinzugesetzt, um anzudeuten, daß sie sich Wahl und Entscheidung vorbehielte.

Heinrich Verheißer schien das gar nicht gehört zu haben. Er nahm die Cigarre aus dem Munde, fuhr damit durch die Luft und sagte: „Ich werde Ihnen die letzte Gothenschlacht malen."

Das Wort kam kurz abgerissen heraus, beinah wie ein Befehl. Er hatte die Augen starr in die Luft gerichtet, darum konnte er nicht sehen, was die Familie Pfeiffenberg für verdutzte Gesichter zu seiner Aeußerung machte. Dem Etatsrath zuckte das Gesicht, als wenn er sogleich in ein brüllendes Lachen ausbrechen würde; Moritz Pfeiffenberg machte eine Miene, als wenn er Leberthran geschluckt hätte, und Beide blickten auf Dorothea, als wollten sie fragen, was sie dazu sagte. Dorothea sagte zunächst gar nichts, schien aber nicht weniger betroffen als die beiden Anderen.

„Die — letzte Gothenschlacht —?" fragte sie dann mit einem deutlich ausgesprochenen Zweifel in der Stimme.

Der Maler merkte nichts von Verdutztheit und Zweifel, er hörte nur die Frage.

„Ja," erwiderte er, „den Untergang der Ostgothen, den Tod des Tejas, da unten am Vesuv — na, Sie wissen ja."

Das verlegene Schweigen, das seinen Worten folgte, ließ es zweifelhaft erscheinen, ob man in der Familie Pfeiffenberg so genau mit dem Tode des Tejas vertraut war, wie er voraussetzte.

„Die Ostgothen," sagte der Etatsrath, indem er die Kappe auf dem Kopfe zurückschob und sich über das kurzgeschorene Haar strich, „mir ist doch so in der Erinnerung, als hieß der letzte König von ihnen To — To —"

„Totilas," fiel Dorothea hastig ein. Sie war stolz, daß sie ihre geschichtlichen Kenntnisse zeigen konnte.

Der Maler aber zeigte wenig Respekt vor ihrer Belesenheit.

„J wo," sagte er, „Totilas, der war ja schon todt; bei Taginä bekanntlich, in der Schlacht gegen den Eunuchen Narses gefallen. Und nach seinem Tode hoben die Gothen seinen Feldherrn, den Tejas, auf den Schild und wählten ihn zum König. Und das war auch das Gescheidteste, was sie thun konnten, denn der Totilas, so tapfer er persönlich war, hat den Gothen eigentlich die Karre in den Dreck gefahren, dem imponirte die Kultur der Römer und Byzantiner, das war ein Bildungsmensch. Der Tejas — hm — das war ein anderes Kaliber!"

Er hatte die Cigarre zwischen die Zähne geklemmt, die Hände in die Hosentaschen gesteckt und blickte mit einem grimmigen Lächeln vor sich hin. Das Schicksal der Gothen schien ihn zu interessiren, als wenn er selbst dabei gewesen wäre.

„Das Erste, was er that," fuhr er fort, „war bekanntlich, daß er mit den dreihundert römischen Patriziersöhnen, die als Geißeln bei den Gothen waren, Schicht machte. ‚Kopf 'runter' hieß es — alle dreihundert wurden geköpft!"

Er hatte die rechte Hand aus der Tasche gezogen und fuhr mit der flachen Hand durch die Luft, als wollte er das Kopfabschneiden versinnbildlichen.

Moritz Pfeiffenberg war ganz entsetzt an die Stuhllehne zurückgesunken.

„Soll das auch auf das Bild?" fragte er mit erlöschender Stimme. Er sah im Geiste einen Ozean von rothem Blut, der die Wand der Halle bedeckte.

Dem Maler zuckte das Gesicht; Moritz Pfeiffenberg schien für ihn etwas unwiderstehlich Komisches zu haben.

„Keine Idee," sagte er, „damit fing es ja nur an. Nachdem er das gethan, zog er bekanntlich mit den ganzen Trümmern seines Volks, Männern, Weibern und Kindern, am Adriatischen Meere entlang nach Süden, nach dem Vesuv, und am Fuße des Vesuv verschanzte er sich, bis Narses mit seinem Herr herankam und da war dann die letzte Schlacht."

„Aha — der Vesuv im Hintergrunde?" meinte der Etatsrath.

„Jawohl, so hab' ich's mir gedacht," erwiderte Heinrich Verheißer, indem er die blitzenden Augen auf den Etatsrath richtete. „Kennen Sie den Vesuv? Hm — ist ein Hintergrund für ein Bild? Was? Mit den breiten Linien des Abhangs — ganz lilafarben Alles — und oben drauf, braun wie Chokolade, die Kappe, und

aus der Kappe, wie aus einem Dampfschlot, immerfort die weiße Rauchwolke, bald kerzengerade, bald wie ein ungeheurer Schweif den ganzen Berg hinunter —"

„Das kann eine sehr schöne Landschaft werden," sagte der Etatsrath.

„Und — die Gothen," wagte sich Moritz Pfeiffenberg wieder hervor, „sind so gewissermaßen als — Staffage gedacht?"

Der Maler warf den Kopf herum; diesmal konnte er nicht an sich halten, er lachte Moritz Pfeiffenberg direkt ins Gesicht.

„Staffage?" schrie er. „In halber Lebensgröße kommen die Gothen auf die Wand!"

Er wandte sich wieder zu dem Etatsrath zurück, der ihm der Einzige zu sein schien, an den er sich mit seinen Erklärungen halten konnte.

„Im Vordergrunde," sagte er, „ist ein kleinerer Hügel, und am Fuße von dem Hügel, ganz vorn, steht also der Tejas. Das ist nämlich historisch, daß er ganz vorn gestanden und an die hundert Byzantiner mit eigener Hand niedergemacht hat. Vorn also steht der Tejas — und das ist nun ein Kerl, sehen Sie — baumlang, fast wie ein Riese — die gelbe Mähne fließt ihm vom Kopf, ellenlang, beinah bis auf den Rücken; vor sich hat er den Schild auf die Erde gepflanzt, und der Schild reicht ihm bis ans Kinn, und in dem Schilde sieht man die Spieße der Byzantiner stecken, die sie nach ihm geschossen haben, und zu seinen Füßen liegt ein ganzer Haufen von todten Feinden, und über den Schild hinweg geht das immer krach — krach — in die Byzantiner hinein, daß es nur

so purzelt — und nun das Gesicht von dem Kerl, sehen Sie — er weiß natürlich, daß nichts mehr zu retten ist, er will nur noch Rache, will sich dem Narses nicht ergeben, dem scheußlichen Eunuchen. In dem Gesicht, seh'n Sie, da erkennt man, daß er vergessen hat, daß die Gothen Christen geworden sind und in Italien Jahre lang gelebt haben und verschlappt und vermanscht geworden sind, da ist wieder der Gothe in ihm lebendig geworden, wie seine Vorfahren gewesen sind, als sie noch hier oben im Urwald saßen, vielleicht gerade an der Stelle, wo wir hier sind, denn man weiß bekanntlich noch immer nicht genau, wo sie eigentlich gesessen haben."

Heinrich Verheißer war aufgesprungen, stand neben seinem Stuhle und zeigte mit der flachen Hand in die Weite hinaus. Seine Augen brannten wie im Feuer und in seiner Handbewegung lag eine ungemachte, ungesuchte Größe. Der Etatsrath schaute mit verblüfften Augen zu ihm hin; Moritz Pfeiffenberg hielt den Blick gesenkt; eine grämliche Falte um den Mund ließ sein Gesicht ganz ältlich erscheinen; Dorothea aber hatte unwillkürlich ihren Sessel näher an den Tisch gerückt, den Ellbogen auf den Tisch gestützt, so daß ihr Kinn auf der Hand ruhte, und blickte zu dem leidenschaftlichen Menschen hinüber, von dessen Lippen die Worte wie ein Katarakt strömten.

Die Villa Pfeiffenberg am Ufer der Elbe — und der Vesuv — die rationelle, korrekte Familie Pfeiffenberg — und die Ostgothen — gab es Dinge auf der Welt, die weiter auseinander lagen, weniger zusammengehörten, einander gleichgültiger waren, als diese? Und plötzlich stand da ein Mensch vor ihnen, in dessen Seele diese ver-

sunkene Welt lebendig war wie ein Vorgang vom gestrigen Tage, und die verschollene Zeit stieg vor ihnen empor wie ein Gewitter-bergendes Gewölk, aus dessen Schooße, gleich dem Nachhall eines ungeheuren, fernen Ereignisses, das Klirren der Waffen, das Brüllen des Kampfes, die Stimme von Menschen ertönte, von deren Dasein sie nie etwas gewußt.

Es war, als ob ein fremdartiger Vogel durch die Luft dahergeflogen gekommen wäre und sich bei ihnen niedergelassen hätte, der aus einem Lande kam, von dem man in der Villa Pfeiffenberg nie etwas gewußt, der auf seinen Schwingen einen Duft mit sich brachte, den man in der Villa Pfeiffenberg nie gekannt hatte — das Land, aus dem der Vogel kam, war die Kunst, und der Duft, den er mit sich brachte, die Phantasie.

Heinrich Verheißer hatte sich wieder gesetzt; er sog an der Cigarre und schien gar nicht zu bemerken, daß sie erloschen war; dann riß er sie wieder aus dem Munde und fuhr damit in der Luft umher, als malte er bereits an seinem Carton.

„Am Fuße also von dem Hügel," fuhr er fort, „da kämpft nun also der Tejas — und auf dem Hügel, hinter ihm, über ihm, da steht Eine —"

Seine Augen wurden stierend, es sah aus, als verfiele er bei wachendem Zustande in einen Traum und er murmelte ein paar mal vor sich hin: „da steht Eine — da steht Eine —"

Dann war es, als käme er plötzlich zu sich; er warf den Kopf empor und sah den Etatsrath an.

„Wie gesagt also," schrie er ihn an, „auf dem Hügel steht ein Weib!"

Der Etatsrath fuhr erschreckt zusammen.

„So so,“ erwiderte er, „also da steht — ein Weib.“

„Jawohl,“ sagte der Maler, mit einem Tone, als hätte man Zweifel in seine Worte gesetzt.

Der Etatsrath beeilte sich, ihm diesen Glauben zu nehmen.

„Wer ist denn die — das Weib, wollt' ich fragen?“

„Das weiß ich nicht,“ antwortete Heinrich Verheißer, „vielleicht das Weib des Tejas, vielleicht seine Geliebte, oder sonst jemand — aber wie sie aussieht, das weiß ich! Das weiß ich!“ versicherte er noch einmal.

Man schwieg und schien seine Erklärung zu erwarten.

„Es ist eine Gothin,“ fuhr er fort, „in ihrer Art als Weib, so wie der Tejas als Mann, verstehen Sie? Die auch das Christenthum vergessen hat, jetzt da es ans Sterben geht und zu Wodan und Asa-Thor zurückgekommen ist, so eine Art Velleda, verstehen Sie, von der Tacitus erzählt, daß sie den Germanen im Urwald prophezeihte. Mit einem Gesicht, wie eine Königin; wie ein goldener Mantel flattert ihr das Haar vom Haupt und deckt ihr den Rücken und die Brust, von der das Kleid halb zerrissen niederhängt, denn natürlich haben die Kanaillen von Byzantinern schon die gierigen Hände nach ihr ausgestreckt und versucht, solch ein Beutestück an sich zu bringen. —“ Der Maler lächelte wieder vor sich hin, ingrimmig, als stände er mitten im Kampfgetümmel und beschützte die schöne Gothin vor den verhaßten Byzantinern.

„Aber noch haben sie sie nicht,“ fuhr er fort, indem er mit dem Kopfe dazu nickte, „wie eine Königin steht sie über ihrem Volke, wie eine Göttin. Die nackten Arme hat sie über das Haupt erhoben und in den Händen hält sie

eine goldene Harfe, und in die greift sie mit den Fingern hinein und singt — das sieht man, verstehen Sie, wie sie das thut — und singt ihrem Volke den letzten Gesang, den Sterbegesang, nicht so eine christliche Litanei, verstehen Sie, sondern ein uraltes Lied von Walhalla und den Asen und Helden, zu denen sie nun eingehen werden, die tapferen Gothen, alle, im nächsten Augenblick. Und die Sterbenden blicken zu ihr auf, und man sieht ihnen an, wie sie auf den Wellen des alten Liedes hinüberschwimmen in die Ewigkeit, und über die Lebendigen, die Kämpfenden rauscht der Gesang dahin, und da wendet der Tejas das Haupt nach dem Weibe hin — und das eben ist das Ende." — Der Maler verstummte, es war, als wenn er vom Tode eines Verwandten erzählte, der gestern gestorben war — „denn in dem Augenblick sehen Sie, wie er sich herumdreht, rückt er den Schild, der ihn bis dahin gedeckt hat, und da wird sein Hals frei, und den Augenblick benutzt natürlich so eine Byzantinische Kanaille, und hurr — jagt er ihm den Spieß in die Kehle — und aus ist's."

Er nickte nachdenklich mit dem Kopfe; dann strich er langsam ein Zündholz an und setzte seine Cigarre wieder in Brand; Tejas war todt, die Erzählung beendet. Alles schwieg.

Dorothea unterbrach die Stille. „Wie grausam," sagte sie. Das Wort kam schwer von ihren Lippen, wie der Ausdruck eines gepreßten Herzens.

Heinrich Verheißer warf den Kopf zu ihr herum; es war eigentlich das erste Mal, daß er sie ansah.

„Wieso?" fragte er kurz, beinahe rauh.

„Daß er doch eigentlich durch die Frau umkommt."

Langsam wandte der Maler das Haupt ab. „Das hat eigentlich was Wahres," sagte er; die düstere Falte in seiner Stirn vertiefte sich. „Aber sie wird ja auch sterben, und wenn sie sich drüben in Walhalla begegnen, glaub' ich nicht, daß er ihr böse sein wird."

Er hatte dies Letztere halblaut vor sich hin gesprochen; dadurch erhielten die seltsamen Worte einen doppelt seltsamen Klang.

„Wissen Sie, Herr Verheißer," sagte jetzt der Etatsrath, „ich habe ein Gefühl bekommen, als ob das Alles ein magnifikes Bild werden könnte! Wollen Sie nun gleich daran gehen?"

Der Maler fuhr kerzengerade vom Stuhle auf.

„Natürlich," sagte er, „kann ich die Gelegenheit zu sehen bekommen?"

Man erhob sich und alle Vier gingen nach der Halle hinüber, wo man ihm die Wand zeigte, die das Bild aufnehmen sollte.

Heinrich Verheißer stellte sich mitten davor, trat dann zur Rechten, zur Linken, prüfte das Licht, das auf die Fläche fiel, dann blieb er wieder vor der Mitte stehen.

„Das ist wahnsinnig schön, um darauf zu malen," sagte er.

„Na, um so besser," lachte der Etatsrath; „der Kalk, wie Sie sehen, ist auch schon da; morgen früh kommt der Maurer aus Blankenese, dem werden Sie ja wohl selbst die Anleitung geben? Er wird ein Gerüst aufbauen müssen? He?"

„Na natürlich," versetzte der Maler, „aber das werde ich ihm Alles sagen und zeigen, wie er's machen muß.

Ich kann den Raum doch ganz für mich haben? Ganz ausschließlich?"

„Versteht sich."

„Das ist ja das famoseste Atelier," erwiderte er. „Heute Nachmittag kommt meine Staffelei und alles Uebrige an; ich setze mich hier her nnd mache hier die Farbenskizze, aber nicht so in dem gewöhnlichen Miniatur-Format, verstehen Sie, gleich in ganzer Größe, so wie es nachher auf die Wand kommt — man wird doch ungestört hier arbeiten können?"

„Sie sollen ganz ungestört sein," beruhigte ihn der Etatsrath. „Die Halle soll sein, als ob sie Ihnen gehörte, Dorothea wird schon dafür sorgen, daß Niemand hineinkommt, wenn Sie es nicht wünschen. Nicht wahr, Dorothea?"

Diese war an eines der hohen Bogenfenster getreten und blickte in den Garten hinaus.

„Gewiß, gewiß," erwiderte sie mit einem flüchtigen Kopfnicken, „aber ich glaube, Papa, es wird Zeit für Euch?"

„Ja, wir müssen Ihnen für heute Adieu sagen," meinte der Etatsrath. „Ich schicke Ihnen gleich den Diener, der wird Ihnen zeigen, wo Sie wohnen, und wenn Sie irgend etwas sonst noch wünschen, brauchen Sie es ihm nur zu sagen." Er schüttelte dem Maler die Hand, reichte seiner Tochter den Arm und ging mit ihr hinaus. Sie neigte leicht das Haupt gegen den Maler — Heinrich Verheißer erwiderte mit einer ceremoniellen Verbeugung. Von den Ost-Gothen war man wieder ins neunzehnte Jahrhundert zurückgekehrt.



Drittes Kapitel.

Im Laufe des Nachmittags, nachdem sie ihre häuslichen Angelegenheiten besorgt hatte, ließ Dorothea den alten Brenz, den Diener, der den Maler in seine Wohnung hinübergeführt hatte, in ihr Zimmer hinaufkommen. Sie stand an ihrem Bücher-Regale und ordnete in den Büchern, als der Alte eintrat, so daß sie ihm den Rücken kehrte; sein leises Räuspern verrieth ihr, daß er in der Thür stand.

„Ich wollte nur fragen," sagte sie, ohne sich umzuwenden, „ob Sie Herrn Verheißer seine Wohnung gezeigt haben und ob er zufrieden ist."

„Wie es scheint, jawohl, durchaus," erwiderte der Diener.

„Hat er irgend Wünsche geäußert?"

„Durchaus keine," versetzte der alte Brenz, „er ist sogleich an das Fenster gegangen und hat in den Garten hinausgesehen, der schien ihm ja sehr zu gefallen. Auf die Zimmer-Einrichtung hat er ja so gut wie gar keine Aufmerksamkeit gerichtet."

Dorothea war unwillkürlich etwas erröthet; vielleicht

war das die Ursache, warum sie dem Diener das Gesicht nicht zeigte. Als sie die beiden Zimmer in Stand setzte, war ihr die Einrichtung gut genug erschienen; jetzt war ihr das Gefühl gekommen, daß sie eigentlich etwas dürftig ausgestattet wären. Durch die Mittheilung des alten Brenz war sie ja nun der Sorge enthoben; sie nickte ihm Entlassung.

Der Alte schien aber noch etwas auf dem Herzen zu haben.

„Wenn ich sagen darf," begann er noch einmal mit einer gedämpften Vertraulichkeit, „sehr große Bedürfnisse scheint der Herr Maler ja wohl überhaupt nicht zu haben."

Dorothea wandte sich zu ihm um.

„Wieso?" fragte sie.

Der Diener verneigte sich und man sah an seinem Gesichte, daß er mit einiger Mühe ein Lächeln hinunterdrückte.

„Als ich hinaus gehen wollte, rief der Herr Maler mich zurück und fragte mich — ich bitte um Verzeihung, es waren seine Worte — ob es hier wo in der Nähe eine vernünftige Kneipe gäbe, wo man für billiges Geld zu Mittag essen könnte."

Dorothea sah ihn mit erstaunten Augen an; der Alte konnte sein Lächeln nicht länger bemeistern und grinste still vor sich hin.

„Haben Sie ihm denn nicht gesagt," fragte sie, „daß ihm das Essen aus der Küche besorgt werden würde?"

„Gewiß, gewiß," versicherte der Diener, „das hab' ich ihm nun gleich gesagt — und — der Herr Maler schien ja auch soweit ganz zufrieden damit —"

Er brach im Satze ab. Dorothea behielt die Augen auf ihn gerichtet, sie merkte, daß er noch etwas sagen wollte.

„Aber dann müßte ihm das Essen immer in das Atelier — er meint ja wohl die Halle — hinübergebracht werden," fuhr der Alte fort, „denn dazu, daß er sich — ich bitte um Verzeihung, es waren seine Worte — daß er sich immer erst in einen Frack stecken sollte, um mit den Herrschaften zu essen, wie das ja wohl in Hamburg die Mode wäre, daß man im Frack zu Mittag speiste, dazu hätte er keine Zeit und" — das runde Gesicht des Alten verzog sich wieder zu einem vergnüglichen Grinsen — „einen Frack hätte er überhaupt gar nicht bei sich."

Dorothea war die Röthe bis in die Schläfen gestiegen. Der Diener merkte, daß Gefahr im Anzuge war; das Lächeln verschwand; er wurde ganz ernst und richtete sich zu der Würde eines Haushofmeisters auf.

„Daß der Herr Maler an der herrschaftlichen Tafel mitspeisen sollten," sagte er, „war ja wohl überhaupt nicht in Aussicht genommen."

Dorothea machte eine kurze Bewegung mit dem Kopfe.

„Es ist gut," sagte sie, „das Essen wird ihm also, zur Zeit, wo er es wünscht, in die Halle hinübergebracht werden."

„Aufzuwarten," erwiderte Brenz, indem er sich tief verbeugte. Dann, indem er sich zurückzog, blieb er noch einmal auf der Schwelle stehen.

„Das Gepäck des Herrn Malers," sagte er, „und die Staffelei und all' das Uebrige ist auch soeben von Hamburg herübergekommen."

Dorothea nickte ungeduldig — geräuschlos schloß sich die Thür hinter dem Alten.

Sie blieb allein und riß das Fenster auf. Es waren doch unmanierliche Leute diese Künstler!

Da hatte sie sich mit dem Vater und dem Bruder den Kopf darüber zerbrochen, ob man den Menschen zur Tafel heranziehen sollte, oder nicht — und jetzt erklärte er von seiner Seite, daß es ihm gar nicht einfiele, mit ihnen zusammen zu essen!

Da hatte sie sich aufgeregt, weil sie das Gefühl gehabt, daß sie sich einen lästigen Fremden vom Leibe halten mußte — und jetzt mußte sie erfahren, daß sie ihm lästig waren — die Aufregung hätte sie sich sparen können! Man hätte sich wirklich ärgern können, wenn es nicht so unglaublich abgeschmackt gewesen wäre. Ja, abgeschmackt und komisch, das war es wirklich!

Dieser Hans Habenichts — der vierter Klasse nach Italien fahren mußte und heute früh zu Fuß von Altona herausgelaufen kam, offenbar weil er kein Geld hatte — und jetzt thut er, als wär' es Gnade und Barmherzigkeit von ihm, wenn er erlaubt, daß man in der Küche des Etatsraths Pfeiffenberg für ihn kocht!

In der Küche des Etatsrathes Pfeiffenberg, die unter Fräulein Dorothea's Aufsicht bekanntlich die berühmteste auf zehn Meilen im Umkreise von Hamburg-Altona war — aber freilich, wie konnte ein Mensch davon etwas wissen, der statt im neunzehnten Jahrhundert, unter Ost-Gothen und Byzantinern lebte!

Daß sie sich heute Morgen von dem Menschen, als er seine alten Geschichten erzählte, hatte imponiren lassen

können — wie einfältig! Aber es war ja auch nur das Ungewohnte gewesen, was sie überrascht hatte, weiter nichts; darüber war sie sich jetzt, da sie wieder zur Ruhe zurückgekommen war, vollständig klar; weiter gar nichts. Es war ja offenbar ein überspannter Mensch.

Sie war vom Fenster zurück ins Zimmer getreten und stand jetzt, jedenfalls ganz durch Zufall, dem großen Wandspiegel gegenüber, der in schwerem silbernem Rahmen zwischen den beiden Fenstern ihres Zimmers hing. Sie blickte eigentlich selten in den Spiegel — jetzt blieb sie stehen und schaute hinein. Die Gluth, die der Aerger in ihr emporgetrieben hatte, färbte ihr noch Gesicht und Hals, und jetzt, indem sie die herrliche Gestalt betrachtete, die ihr aus dem Spiegel entgegenblickte, kam ein sonderbares Gefühl von Verlegenheit, beinahe von Scham hinzu. Sie stand — sie blickte — dann wandte sie sich langsam ab. Ein stolzes verächtliches Lächeln kräuselte ihre Lippen. „Wenn Du nach uns nicht fragst," sagte dieses Lächeln, „nun — Du kannst warten, ob wir nach Dir fragen werden."

Diese Stimmung wirkte auch noch in ihr nach, als bald darauf Vater und Bruder aus der Stadt zurückkehrten. Sie hatte sich mit einer Stickerei auf die Terrasse gesetzt, und die frischer werdende Nachmittags-Luft, die den Elbstrom herauf wehte, hatte ihr das erhitzte Antlitz gekühlt. Als man sich zu Tische setzte, war sie wieder die weiße Dorothea, wie sie es immer gewesen war.

Die Fragen des Etatsrathes, der sich nach dem „Gothen" erkundigte — denn so nannte er von jetzt an den Maler — beantwortete sie mit kalter Gleichgültigkeit. Was sollte

sie von dem Manne wissen? Was ging er sie an? Mit spöttischem Tone gab sie den Bericht zum Besten, den ihr der alte Brenz erstattet hatte, und sie that es mit einer Art von Geflissentlichkeit gerade während der Diener zugegen war. Es ärgerte sie nachträglich, daß sie in seiner Gegenwart roth geworden war.

„Ist das ein Eifer!“ sagte der Etatsrath, als er gehört hatte, daß der Maler sich das Essen in die Halle hinüber bringen ließ; „sperrt sich selbst in den Käfig und kommt nicht einmal zum Essen heraus; wie ein Löwe, dem man das Futter durch die Gitterstäbe zusteckt.“

„Ein Löwe braucht er darum noch nicht zu sein,“ meinte Dorothea wegwerfend.

„Schließlich,“ sagte Moritz Pfeiffenberg, „dafür, daß er arbeitet, wird er doch nun einmal bezahlt.“

„Natürlich,“ bestätigte Dorothea.

Der Etatsrath lachte ein wenig über seine nüchternen Kinder.

„Ihr faßt die Geschichte ja höllisch praktisch auf,“ sagte er.

„Scheint mir doch am allerrationellsten so,“ erwiderte Moritz Pfeiffenberg. „Er malt sein Bild, und im Uebrigen brauchen wir uns gegenseitig nicht um einander zu kümmern.“

„Ja freilich,“ bekräftigte Dorothea wieder, „klare Verhältnisse — das ist überall das Beste.“

Klar war denn nun das Verhältniß zwischen der Familie Pfeiffenberg und Heinrich Verheißer in der That; klar in dem Sinne Moritz Pfeiffenbergs, daß keine der beiden Parteien irgendwelche Notiz von der andern nahm.

— Wenn man nicht gewußt hätte, daß der Maler da war, man hätte es kaum gemerkt; höchstens daran, daß die Halle ungangbar geworden war. Aber das fiel nicht ins Gewicht, denn man hatte bisher noch wenig Veranlassung gefunden, die Halle zu betreten. Nur von Hörensagen erfuhr man von ihm; daß er des Morgens schon ganz früh von dem Gärtnerhause herüber kam und dann für den ganzen Tag bis zum Dunkelwerden unsichtbar wurde. Abends sah man das Licht aus seinem Zimmer noch lange ins Dunkel des Gartens hinaus schimmern; was er aber dort oben trieb, ob er noch zeichnete, ob er las, Niemand wußte es und Niemand fragte danach.

Acht Tage gingen so hin, und in diesen acht Tagen war Dorothea noch thätiger und fleißiger im Hause, als gewöhnlich. Wenn der Vater und der Bruder in der Stadt waren, so war sie im Hause mit dem Maler allein, und obschon sie nichts von ihm sah noch hörte, wußte sie doch, daß sie mit ihm allein war. Das verursachte ihr ein sonderbares, beinah peinliches Gefühl, und darüber sollte die Thätigkeit ihr hinweghelfen. Dazu kam eine Art von Eifersucht. Bisher war sie immer die Fleißigste im Hause gewesen und jetzt war ein Mensch vorhanden, der von Morgens bis Abends wie eine Maschine arbeitete. Das mußte wett gemacht werden, und der Gärtner sowie die Dienerschaft spürten es an den verstärkten Aufgaben, die ihnen zu Theil wurden.

Am Ende der acht Tage fiel es Dorotheen ein, daß sie sich in der ganzen Zeit nicht um ihre Olea fragrans bekümmert hatte. Sie war immer im Bogen um die Halle herumgegangen. Lächerlich — warum denn? Heut

wollte sie einmal danach sehen, und der Gärtner mußte sie begleiten.

Langsam, Setzling nach Setzling untersuchend, schritt sie mit dem Gärtner um das Gebäude herum. Als sie an der Fensterseite vorübergingen, sah sie, daß der Flügel des einen großen Fensters, des Mittelfensters, offen stand. Jetzt hätte sie einmal einen Blick in das geheimnißvolle Innere thun können; auch prickelte ihr die Neugier in allen Adern — aber ihr Stolz war stärker als die Neugier; sie behielt die Augen zu den Pflanzen am Boden niedergesenkt und ging an der Fenstermauer entlang, ohne den Blick zu erheben.

Dann trat sie mit dem Gärtner auf die andere Seite des Weges hinüber, an dem die Rosenstöcke standen, die sie okulirt hatte. Schritt für Schritt, von Stock zu Stock machte sie den Weg an der Fensterwand von der andern Seite noch einmal zurück, und wenn sie jetzt, gerade dem Mittelfenster gegenüber, hinter einem Rosenstock stehen blieb und über diesen hinweg zum Fenster hinüber in die Halle hineinblickte — nun, so geschah das ja natürlich nur ganz von ungefähr. — So kurz der Blick aber war, den sie hinüber warf, so genügte er doch, eine flammende Röthe in ihr Gesicht zu treiben. Mitten in der Halle, vor der großen Farbenskizze, die in halber Mannshöhe auf zwei Staffeleien angebracht war und von der ein undeutliches Gewoge von Gestalten und Linien zu ihr herüber leuchtete, stand der Maler und blickte starr und unverwandt auf sie hin.

Die Augen der beiden Menschen trafen mitten ineinander. Allerdings nur für eine Sekunde, für eine

halbe Sekunde, denn im Augenblick senkte Dorothea das Gesicht auf den Rosenstock nieder, an dem sie sich irgend etwas zu schaffen machte. Während sie das that, sprach sie zu dem Gärtner, im gewöhnlichen, gleichmäßigen Tone — aber merkwürdig — wenn sie später an diesen Augenblick zurückdachte, konnte und konnte sie sich nicht mehr erinnern, was sie damals dem Gärtner gesagt hatte. Woher das kommen mochte? Vielleicht, weil sie einen schweren Schreck bekommen hatte? Ja — so war es; trotz aller Selbstbeherrschung war sie furchtbar erschrocken, so sehr erschrocken, daß ihr beinah der Athem versagt hatte. Sie hatte es einmal, als Kind, mit angesehen, wie aus einem Kessel voll loderndem Sprit eine Flamme herausgesprungen war und sich auf eine Magd, die in der Nähe stand, geworfen hatte. Sie hatte das Bild nie vergessen können, denn die Flamme hatte ausgesehen, wie ein Wesen mit eigenem Willen und eigener Bewegung. Und so war ihr in dem Augenblick zu Muthe gewesen, wie einem Menschen, den eine Flamme überfällt.

Sie hatte sich rasch von dem Rosenstock wieder aufgerichtet und ohne rechts oder links zu sehen, war sie weiter gegangen. Dabei erst bemerkte sie, daß sie vorhin, als sie den feuchten Rasen betrat, den Saum ihres Kleides aufgerafft hatte, um ihn vor Nässe zu wahren. Jemand, der sie beobachtet hatte, während sie sich an den Rosen zu schaffen machte, mußte auf die Weise ihre nur mit leichten Schuhen bekleideten Füße bis zu den Fußknöcheln hinauf gesehen haben — und sie wußte ja nun, daß

Jemand sie beobachtet hatte. Hastig, beinah zornig ließ sie das Kleid niederfallen, so daß es im Kies des Weges schleppte, und mit einer kurzen Bewegung verabschiedete sie den Gärtner.

Sie stieg zur Terrasse hinauf, ging an die Brüstung, stützte die Arme darauf und ließ sich den Wind um Haupt und Wangen spielen, den kühlen, starken, reinen Wind, der die Aufregung beschwichtigen sollte, die in ihr wühlte. Denn sie war aufgeregt, ja, entrüstet, empört und erzürnt. Er würde ihr ja wohl noch den eigenen heimischen Garten unheimlich und unmöglich machen, dieser Mensch, der Einen glauben machte, daß er, in seine Arbeit versunken, nichts sah und hörte neben seinem Karton, und der unterdessen nichtsthuend dastand und mit seinen dreisten Blicken den Vorübergehenden auflauerte!

Denn etwas Dreistes war wirklich in dem Blick gewesen, etwas Verzehrendes, Hungriges. Wie ein Schauer lief es ihr noch jetzt über den Rücken, wenn sie daran dachte. Und mit solchem Blicke hatte er es wagen dürfen, sie anzusehen!

Das Haupt schüttelnd, als wollte sie die Erinnerung von sich werfen, richtete sie sich von der Brüstung auf und wandte sich um. Mußte sie denn Alles und Jedes an den Menschen erinnern — zwei Schritte hinter ihr war ja die Stelle, wo er an jenem ersten Morgen gestanden und in die Landschaft hinausgesehen hatte.

Sie sah es ganz deutlich wieder: gerade so, wie eben vorhin in der Halle, hatte er hier gestanden, das Haupt vorgebeugt, die Augen starrend hinausgerichtet,

den ganzen Körper wie angewurzelt an den Boden. Und dann hatte er etwas gesprochen — was war es doch gleich gewesen? Ja — „das ist wahnsinnig schön", hatte er gesagt. Ja — so hatte er gesagt.

Die kaum erloschene Gluth stieg von Neuem in Dorotheens Antlitz empor, noch heißer, noch feuriger als vorher, ihre Wangen bedeckend, bis unter die Augen. Mit hastigen Schritten verließ sie die Terrasse und trat durch den Salon in das Haus. —

Eine Waschküche ist jedenfalls eine Oertlichkeit, wo man am raschesten lyrisch-sentimentale Anwandlungen los wird und Wäsche-Abzählen eine Beschäftigung, die erregte Nerven am sichersten zur ruhigen Vernünftigkeit zurückführt. Etwas derartiges mochte Dorothea instinktiv empfunden haben, als sie sich, gleich nach diesen Erlebnissen, mit Eifer, beinah mit fanatischem Eifer besagter Thätigkeit hingab. Vielleicht aber kam noch etwas hinzu: der Gedanke, daß sie jetzt mit dem Maler allein im Hause war, flößte ihr geradezu Furcht ein. In der Waschküche, unter den Mädchen, die schwatzend um sie herumhantirten, war sie vor ihm sicher.

Als sie nachher in ihr Zimmer hinaufkam, trat sie beklommen an das Fenster. Sie hatte ein Gefühl, als würde sie ihn da unten im Garten gewahr werden, als würde er vor dem Hause stehen und zu ihren Fenstern hinaufblicken. Aengstlich schaute sie hinaus — von dem Maler war nichts zu sehen. Der Tag verging, und der nächste Tag und wieder volle acht Tage — der Maler blieb unsichtbar, wie er es gewesen war. An der Halle

ging sie in dieser Zeit nicht vorüber, und ihren Angehörigen hatte sie von dem Vorfalle nichts gesagt. Ihre Seele fand Zeit, sich zu beruhigen, und an Stelle der heißen Erregung trat eine gewisse dumpfe Unzufriedenheit, ein kalter Aerger, den sie sich eigentlich nicht recht erklären konnte.

Was wollte sie denn? War es nicht gut, daß die ganze Geschichte nichts weiter gewesen war, als ein Vorgang ohne alle weiteren Folgen? Vielleicht hatte sein Blick überhaupt gar nicht ihr gegolten? Vielleicht hatte er nur in Phantasien und Gedanken versunken so dagestanden, und zufällig war sie in seinen Gesichtskreis gerathen? Nun — dann war es wieder einmal überflüssig gewesen, sich so aufzuregen. Wie dumm! Und also ärgerte sie sich wohl gar, daß nichts von dem geschah, was sie befürchtet hatte? daß er ihr nicht nachging? Eine Kette widerspruchsvoller, widerwärtiger Empfindungen umstrickte sie. Giebt es doch für den Menschen kaum etwas Unangenehmeres, als wenn er sich darüber ärgert, daß er ärgerlich ist. —

Am Ende der zweiten acht Tage aber trat ein Ereigniß ein, das Dorotheens Gedanken vorläufig ganz von dem Maler und dem Bilde ablenken zu wollen schien.

Der Etatsrath war am Sonnabend Nachmittag mit einem pfiffig lächelnden, Moritz Pfeiffenberg mit einem verlegen schmunzelnden Gesicht nach Haus gekommen. Nach Aufhebung der Tafel trat Moritz zum Vater heran und flüsterte ihm ins Ohr: „Sprich doch mit Dorothea", dann war er rasch hinausgegangen.

„Was ist denn mit dem Kind?“ fragte Dorothea, indem sie dem Bruder überrascht nachsah.

Der Etatsrath lehnte sich im Schaukelstuhle zurück und lächelte vergnüglich.

„Na, weißt Du, Dorothea,“ sagte er, „mit dem Moritz ist es ja nun wohl so weit.“

Dorothea lauschte auf, bog sich gegen den Vater vor und sagte nur: „Jettchen Brinkmann?“

Der Etatsrath platzte mit lautem Lachen heraus. „Na freilich, wer wird's denn sonst sein?“

Dorothea lehnte sich zurück und saß stumm und nachdenklich in ihrem Stuhle. Der Etatsrath ließ ihr Zeit, ihre Gedanken zu sammeln.

„Na —“, fragte er alsdann, „was sagst Du dazu?“

„Gott, siehst Du, Papa,“ erwiderte sie, „das hab' ich mir ja wohl eigentlich immer gedacht.“

„Ich wohl etwa nicht?“ meinte er. „Aber nun sag' doch Deine Meinung, was Du von der Sache denkst? Ob wir dem Jungen unseren Segen dazu geben?“

Er sprach, als säße die einstige Etatsräthin neben ihm. Dorothea senkte die Augen und sah auf ihre Schuhspitzen nieder.

„Findet er denn wirklich so was Besonderes an ihr?“ fragte sie.

„Muß doch wohl,“ entgegnete der Etatsrath, „übrigens ist sie ja wohl ein ganz präsentables Mädel?“

„Aber schrecklich unbedeutend,“ stieß Dorothea hart heraus. Sie hatte wieder ihren hochmüthigen Mund gemacht.

„Na, mein Gott,“ sagte der Etatsrath, „es können

schließlich nicht alle Menschen bedeutend sein. Und am Ende — wir wollen doch die Wahrheit gestehen — ein Genie ist unser Moritz gerade auch nicht."

Dorothea schwieg; es wäre schwer gewesen, gegen diese Behauptung des Vaters etwas einzuwenden.

„Die Brinkmanns," fuhr er fort, „na — das wirst Du doch nicht von mir verlangen, daß ich Dir über die einen Vortrag halte."

Dorothea nickte schweigend; die Familie war als eine der solidesten und bestgestellten bekannt.

„Also — warum sollen wir dem Jungen den Gefallen nicht thun?"

„Gott — weißt Du, Papa," sagte Dorothea, „etwas Bestimmtes, das gebe ich ja zu, läßt sich eigentlich nicht dagegen sagen —"

„Aber?" forschte der Etatsrath.

„Aber —" Dorothea neigte das Haupt — „es ist eigentlich noch das reine Kind, so unreif noch, so dalbrig; und ich mag sie eigentlich gar nicht sehr."

Der Etatsrath lachte laut auf. „Du sollst sie doch aber nicht heirathen? Wenn sie dem Moritz nun einmal gefällt, na, dann ist das doch seine Sache."

Er griff nach der Hand seiner Tochter. „Na komm, Dorothea, sei gut. Der Junge steht draußen und lauert; wenn Du keine anderen Gründe hast, wollen wir den armen Kerl doch 'reinrufen? Hm?"

Dorothea stand mit einem Seufzer auf. „Meinetwegen," sagte sie. Der Etatsrath rief mit schallender Stimme nach dem Sohne und im selben Augenblick trat

Moritz Pfeiffenberg herein, ängstlich nach Dorotheens Gesicht spähend.

Diese ging ihm entgegen, nahm seinen Kopf zwischen ihre flachen Hände und sah ihm ins Gesicht.

„Kind, Kind," sagte sie, „was machst Du für Geschichten."

Moritz Pfeiffenberg lächelte etwas blöde. Allzu ermuthigend waren die Worte der Schwester nicht und der Ton, in dem sie gesprochen wurden, war alles Andere eher, als enthusiastisch.

„Hast Du denn schon richtig angehalten?" fragte sie weiter.

„Nein, nein," versicherte er, „erst wollte ich natürlich mit Dir sprechen."

Dorothea ließ seinen Kopf los, ging im Salon auf und nieder und blieb am Fenster stehen.

„Zwanzig Jahr ist Henriette?" fragte sie, hinausblickend.

„Das heißt, sie wird im September zwanzig Jahr," entgegnete er.

Dorothea nickte — also acht Jahre war sie älter als die zukünftige Schwägerin.

„Wo hast Du Dir denn gedacht, daß Ihr wohnen werdet?" examinirte sie weiter, „in der Stadt oder hier draußen?"

„Hier draußen doch natürlich," sagte Moritz.

„Wird denn das Henrietten gefallen?"

„O, weißt Du, Dorothea," versicherte Moritz Pfeiffenberg, „Henriette hat ja solche Verehrung für Dich, solche Verehrung —"

Dorothea lächelte unwillkürlich in geschmeichelter Eitel-

keit. Sie sah im Geiste, wie ihr Reich sich erweiterte; eine Unterthanin mehr, die sich unter ihren Herrscherstab beugte. Sie wandte sich vom Fenster um und blickte dem Bruder ins Gesicht.

„Na — morgen ist Sonntag," sagte sie, „da könntest Du ja ganz gut zu Brinkmanns gehen!"

„Das hatte ich mir ja auch gedacht," erwiderte Moritz Pfeiffenberg, „ich hatte Dich ja, wie gesagt, nur vorher fragen wollen."

Man hörte ihm die Freude an, daß die gestrenge Schwester einwilligte; er war beinah etwas erregt, ging zu Dorotheen hinüber und faßte sie an den Händen.

„Bist Du gut, Dorothea?" fragte er.

Sie bewegte, altklug lächelnd, das Haupt.

„Was soll man denn mit Euch Kindern machen," sagte sie.

„Abgemacht also," rief der Etatsrath, indem er vom Stuhle aufstand. „Nun denk' ich, Dorothea, Moritz bringt uns Brinkmanns gleich morgen Nachmittag heraus, dann können wir zusammen überlegen, wie und wo sie später wohnen werden."

„Weißt Du, Papa," meinte Dorothea, „ich habe mir gedacht, es wäre das Hübscheste, wenn Du am Eingang vom Park eine Dependance bauen ließest? Da könnte Moritz mit Jettchen dann ganz für sich wohnen und wir wären doch beisammen."

Moritz Pfeiffenberg sah bewundernd auf. „Dorothea," sagte er, „das ist ja wieder eine ganz vorzügliche Idee! Hier in der Villa, Papa," wandte er sich an den Vater, „würde es ja doch wohl ein wenig eng sein."

Der Etatsrath schob die Kappe auf den Hinterkopf.

„Na,“ sagte er, „das läßt sich überlegen.“

Am nächsten Vormittage fuhr Moritz Pfeiffenberg allein in die Stadt, tadellos gekleidet, im schwarzen korrekten Gehrock, ein Bouquet von Dorotheens großen italienischen Nelken in der Hand.

Sie hatte erst geschwankt, ob sie ihm von den schönen Blumen geben sollte; für Jettchen waren sie eigentlich zu schade. Dann aber hatte der Gedanke überwogen, daß Brinkmanns auf die Art gleich einmal einen Begriff davon bekamen, was man im Pfeiffenberg'schen Garten vermochte; die gewöhnlichen deutschen Nelken ließen sich mit diesen gar nicht vergleichen.

In besonderem Glanze prangte heut Nachmittag die Tafel, auf der außer den drei gewöhnlichen Couverts noch drei für Vater, Mutter und Tochter Brinkmann aufgelegt waren; aus einer silbernen Schale inmitten des Tisches quoll eine Fülle der prächtigsten Blumen; neben dem Tafelgeschirr von altem Meißener Porzellan funkelten die Bestecke von schwerem Silber, dem der alte Brenz durch Putzen und Reiben heute wahre Leuchtkraft verliehen hatte. Dorothea selbst, heut unermüdlicher denn je, hatte Alles angeordnet und überwacht; dann, nach einer kurzen Pause der Erholung hatte sie sich schneeweiß in weiße Seide gekleidet — nun mochten Brinkmanns kommen, Haus Pfeiffenberg war bereit.

In der großen viersitzigen Kutsche, mit der Moritz Pfeiffenberg heut früh hineingefahren war, kamen sie denn am Nachmittag auch richtig an. Die beiden alten Brinkmanns im Fond, das Brautpaar auf dem Rücksitz.

Vater und Mutter Brinkmann wußten die Ehre, die ihrem Hause durch eine solche Verbindung widerfuhr, durchaus zu würdigen; mit einer gewissen respektvollen Gemessenheit erwiderten sie daher den jovialen Handschlag des Etatsrathes, der ihnen an der Schwelle des Hauses entgegen kam. Jettchen, die ihm an der Hand des Sohnes entgegen geführt wurde, schloß er väterlich freundlich in die Arme.

„Na, guten Tag und willkommen, mein Kind," sagte der Etatsrath, indem er einen Kuß auf ihre blühende Wange drückte. Jettchen Brinkmann war eine kleine, volle, beinahe üppige Gestalt, mit braunen, natürlichen Locken und einem runden Gesichtchen, aus dem ein Paar unschuldige Augen vergnügt in die Welt hinaus guckten.

Im Flur legte man Ueberwurf und Sommer-Ueberzieher ab; Frau Brinkmann war in schwarzer Seide, Herr Brinkmann in Frack und weißer Cravatte.

Dorothea war noch nicht sichtbar geworden, sie erwartete die Gäste im Innern der Gemächer.

Jettchen schlug ein wenig das Herz, als sich jetzt die Thür zum Salon öffnete.

Schleppen-rauschend, wie eine Königin, schritt Dorothea den Ankömmlingen bis in die Mitte des Salons entgegen; dort blieb sie stehen und streckte ihnen die Hand zu.

„Willkommen," sagte sie mit ihrer lässigen Stimme, die heut noch etwas leiser und vornehmer klang als gewöhnlich.

Herr Brinkmann verneigte sich auf ihre dargebotene Hand und küßte sie; Frau Brinkmann knixte und schüttelte ihr die Hand. Dann ging Dorothea, indem sie beide Hände

ein wenig vorstreckte, auf Jettchen zu, die etwas zaghaft stehen geblieben war.

„Nun — Jettchen —" sagte sie, indem sie die Arme um sie legte und sie auf die Stirn küßte.

Jettchen sah zu ihr auf; sie war fast um einen Kopf kleiner als Dorothea. Die weiße Seide — die kühlen Lippen auf ihrer Stirn — es war ihr zu Muthe, als wäre sie einen Berg hinaufgestiegen und dort in eine weiße Wolke gerathen. In den Augen, die stumm zu Dorothea aufblickten, lag eine unausgesprochene Bitte: „etwas mehr."

Dorothea blickte auf das runde Gesichtchen nieder, dann lächelte sie leise und küßte sie auf den Mund. Mit stürmischer Zärtlichkeit erwiderte Jettchen den Kuß, indem sie dabei Dorotheen umarmte und an sich drückte. Moritz Pfeiffenberg trat hinzu; Dorothea machte sich von der Kleinen los, trat auf den Bruder zu und indem sie ihm beide Hände auf die Schultern legte, gab sie ihm einen langsamen, nachdenklichen Kuß. „Das also genügt Dir zum Leben?" schienen ihre Augen dabei zu sagen.

Geräuschlos öffnete sich die Flügelthür; man schritt zur Tafel. Der Etatsrath führte Mutter Brinkman, Her Brinkmann bot Dorotheen den Arm. Als man sich nach dem Speisezimmer in Bewegung setzte, gab es einen kurzen drolligen Aufenthalt. Dorothea wollte als Hausfrau zuletzt gehen; Jettchen Brinkmann weigerte sich entschieden, ihr voran zu gehen.

„O Gott, nein, Dorothea, wie werden wir vor Dir gehen!" erklärte sie, indem sie den Bräutigam, der verlegen lächelnd dastand, energisch am Arme zurückhielt.

Um dem thörichten Streite ein Ende zu machen, legte Dorothea schließlich den rechten Arm um Jettchens Taille.

„Also wollen wir zusammen gehen," sagte sie, und nun schoben sich die Vier, so gut es gehen wollte, nebeneinander durch die Thür.

Die stille, vom Dufte der Blumen erfüllte Luft im Speisezimmer, die glänzend und geschmackvoll hergerichtete Tafel, die Haltung des alten Brenz, der heute, im Bewußtsein der Bedeutung des Tages, seine haushofmeisterliche Würde in aller Pracht hervorkehrte, das Alles wirkte erhebend und imponirend auf die Familie Brinkmann. Jettchen insbesondere war es zu Muthe, als säße sie an einer Königstafel und mit kindlichem, beinah kindischem Staunen hingen ihre Augen an Dorothea, die mit ruhiger Sicherheit den Gang der Mahlzeit und zugleich das Tischgespräch leitete.

Viel kam freilich hierbei nicht heraus, denn die Brinkmanns waren brave, aber keineswegs geistige Leute; rechte, echte Spießbürger, wie Dorothea schweigend für sich feststellte.

Sobald der Champagner eingegossen war, erhob sich der Etatsrath zu einer kurzen, ungezwungenen Ansprache, zu deren Schluß er die Versammelten aufforderte, „auf unser Jettchen und unseren Moritz" auszutrinken. Der Toast war durchaus jovial gehalten, trotzdem fühlte sich das kleine, harmlose Ding, das sich inmitten einer so imposanten Gesellschaft plötzlich in den Vordergrund gerückt sah, dermaßen gerührt, daß sie in Thränen ausbrach und ihrem Bräutigam um den Hals fiel. Moritz Pfeiffenberg wußte nicht recht, was er daraufhin machen sollte

und schnitt ein ganz komisches Gesicht; Mutter Brinkmann drückte gleichfalls das weiße Battisttuch an die Augen. Von den weiblichen Mitgliedern der Tafelrunde war Dorothea die Einzige, die trockenen Auges und gelassen blieb. Der ganze Vorgang erschien ihr ziemlich albern.

Der Kaffee wurde auf dem Vorplatze vor dem Speisezimmer, im Garten, unter den hohen Linden, die im Kreise standen, eingenommen. Hierbei hatten die Brinkmanns zum ersten Male Gelegenheit, in den Park hinauszublicken, der sich in grüner, schattiger Tiefe vor ihnen aufthat. Jettchen gerieth ganz außer sich.

„O Gott, Moritz,“ rief sie, indem sie sich an die Schulter des Bräutigams drückte, „ist das prachtvoll!“

„Na, weißt Du, Jettchen,“ sagte der Etatsrath, „ich denke, Du kommst nächstens einmal auf ein paar Tage zum Besuche zu uns heraus und siehst Dir das Alles genau an? Haus und Garten? Dorothea zeigt Dir dann Alles recht hübsch.“

„O Dorothea,“ rief die Kleine, die Hände vor Wonne ineinander drückend, „möchtest Du wirklich so gut sein?“

Dorothea lächelte etwas herablassend.

„Freilich,“ sagte sie, „Du mußt doch den Ort kennen lernen, wo Du später einmal sein und leben wirst.“

Das wurde denn mit den Eltern Brinkmann besprochen und abgemacht, und im weiteren Verlaufe der Dinge kam das Gespräch auch auf das Bild, von dem man in der Stadt bereits zu munkeln begann.

„Ist es denn also wahr,“ fragte Mutter Brinkmann, „daß Sie sich ein ganz großes, neues Bild malen lassen,

Herr Etatsrath? Noch dazu auf die Wand? Wie in der Kunsthalle in Hamburg?"

„Haben Sie schon davon gehört?" entgegnete der Etatsrath, indem er Herrn Brinkmann eine neue Cigarre anbot.

„Moritz hat uns davon erzählt," sagte dieser, „übrigens sprach man schon darüber in Hamburg-Altona."

„Ja, und sagen Sie," fuhr Mutter Brinkmann fort, „es soll ja wohl etwas ganz Fabelhaftes vorstellen? So eine Geschichte aus einer ganz alten Zeit, sagen die Leute? Noch von den Gothen her?"

„Na, warum denn nicht?" meinte der Etatsrath. „Die Leute haben vielleicht ganz recht."

Er lächelte, und Herr Brinkmann glaubte dieses Lächeln dahin deuten zu dürfen, daß der Etatsrath, ebenso wie er selbst, die ganze Geschichte eigentlich nur als einen Spaß betrachtete. Ohne ein Wort zu sagen, brach er in ein lautes, breites Lachen aus.

„Was ist denn daran so komisch?" fragte Dorothea. Das plumpe Gelächter hatte sie unangenehm berührt.

Herr Brinkmann schluckte, so rasch es gehen wollte, seine unzeitgemäße Heiterkeit hinunter. Es fiel ihm ein, daß schließlich Niemand gern über das lachen hört, wofür er Geld aufwendet.

„O — nicht das Bild," sagte er, „nicht das Bild — es ist nur — der Maler — das soll ja wohl so ein ganz närrischer Mensch sein."

Dorothea schwieg und sah ihn fragend an.

„Gott — wissen Sie, liebe Dorothea," beeilte sich Mutter Brinkmann einzuspringen, „es ist ja nur, weil

Moritz uns von dem Menschen erzählt hat, was er für kunterbunte Reden geführt hat, und daß er ein Bild malen wollte, wo an die dreihundert Menschen geköpft werden? Nein, aber sagen Sie — dreihundert Menschen!"

Dorothea lächelte gezwungen; der Etatsrath aber platzte laut heraus.

„Da hat Moritz aufgeschnitten," sagte er. „Wo soll ich denn auf meinen Wänden Platz finden, daß dreihundert abgeschnittene Köpfe herumliegen können?"

Moritz Pfeiffenberg lächelte verlegen. Offenbar hatte die Familie Brinkmann seinen Bericht nicht genau verstanden. Er versuchte ihrem Verständniß nachzuhelfen, machte aber die Sache nur noch schlimmer.

„Ganz so habe ich ja nicht gesagt," erklärte er, „der Maler hat gesagt, damit finge es ja nur an —"

Jetzt aber war es um Herrn Brinkmanns Haltung geschehen; die mühsam zurückgehaltene Heiterkeit brach in einem donnernden Lachen heraus.

„Damit fängt es nur an!" rief er, indem er sich auf das Knie schlug, „na, die Geschichte wird aber wirklich gut!"

„Aber sagen Sie, Herr Etatsrath, das ist ja ein ganz schrecklicher Mensch?" fuhr Mutter Brinkmann dazwischen und Jettchen klammerte sich kreischend, und indem sie sich vor Gruseln schüttelte, um ihren Bräutigam.

Eine allgemeine Heiterkeit wogte um den Kaffeetisch; Dorothea allein saß ernsthaft, mit einem gequälten Lächeln dabei. Wie albern und thöricht mochte ihr guter Bruder Moritz von den Plänen des Malers gesprochen haben! Ihre Gedanken kehrten zu dem Augenblick zurück, als

Heinrich Verheißer ihnen von der Gothenschlacht, vom Tode des Tejas und von der Gothin erzählt hatte, und nun mußte sie dabei sitzen und anhören, wie diese Spießbürger da sich über die Phatasieen des Künstlers schief lachen wollten.

Die Gestalt des Malers trat vor ihre Seele, sein Gesicht, mit den heißglühenden Augen, mit der finsteren Falte in der Stirn — und hier vor ihr diese vergnügten Philistergesichter!

Das also waren von jetzt ihre Verwandten? Und warum nicht? Waren es nicht Menschen von der Art, die ihr bisher als die normale Menschenart erschienen war? Was war es denn, was sie heute von ihnen trennte? Sie hatten sich über Dinge lustig gemacht, von denen sie wußte, daß nicht darüber zu lachen war. Würde es bei anderen Fragen des Lebens anders sein? Es gab also doch noch Fragen? Davon hatte sie bis heute in ihrem kühlen Unfehlbarkeitsbewußtsein eigentlich gar nichts gewußt. Heute, zum ersten Male vielleicht, regte sich in ihr die Ahnung von Bedürfnissen, die bisher geschwiegen hatten und die nun doch vorhanden waren. In ihrem Innern erwachte etwas, wie ein zweiter Athem, der nach einer weiteren Brust verlangte. Ein Bedürfniß, ein Verlangen nach etwas Weiterem, Freierem, Größerem, als das war, was ihr bisher genügt hatte.

„Ich denke, wir warten ab, bis das Bild fertig ist,“ sagte Dorothea mit einiger Schärfe, als die Heiterkeit noch immer kein Ende nehmen wollte. „Ich merke schon, daß Moritz eine nicht sehr genaue Schilderung von den Ideen

Herrn Verheißers gegeben hat — das Bild wird ja wohl am besten für sich selbst sprechen."

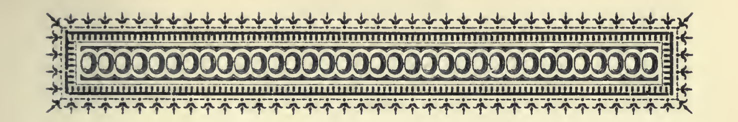
Das war deutlich. Das Gelächter hörte, wie auf Kommando, auf und man kehrte zu gemessenerem Tone der Unterhaltung zurück, bis daß der alte Brenz erschien und mit feierlicher Miene ankündigte, daß der Wagen für die Familie Brinkmann wieder vorgefahren sei. Unter Küssen und Umarmungen ging der Abschied vor sich; dann stiegen die Eltern Brinkmann mit einem vermehrten Respektsgefühle, Jettchen mit einem Herzen voller Glückseligkeit ein und fuhren ab.

„O Papa," sagte Jettchen, als sie ein Weilchen unterwegs waren, „was ist Dorothea doch für eine wundervolle und erstaunliche Erscheinung!"

„Außergewöhnlich intelligent," bestätigte Herr Brinkmann.

„Und ihr Haus hält sie in Ordnung," sagte Mutter Brinkmann, „man muß gestehen, es ist ein Staat."





Viertes Kapitel.

Einige Tage darauf kam Jettchen, der Verabredung gemäß, allein heraus, um zwei Tage in Villa Pfeiffenberg zuzubringen.

Dorothea hatte darauf bestanden, daß Moritz für den ersten Tag beurlaubt wurde, damit er mit seiner Braut zusammen sein könnte — in Wahrheit hatte sie es gethan, weil sie nicht wußte, was sie allein mit dem Mädchen anfangen sollte.

Sie war es daher auch ganz wohl zufrieden, daß die Beiden für sich gingen und daß Moritz seiner Braut das Innere des Hauses und den Park zeigte. Als sie später am Nachmittage zusammen kamen und Jettchen sich in Bewunderung über Alles äußerte, was sie gesehen hatte, nahm sie das lächelnd als schuldigen Tribut entgegen.

Am zweiten Tage aber duldete es Moritz nicht länger bei der „Bummelei". Der Geschäftsmann in ihm war stärker als der Bräutigam, und er fuhr nach dem Frühstück wie gewöhnlich mit dem Vater in die Stadt.

Jettchen, von Hause her an pünktlichste Pflichterfüllung gewöhnt, fand das ganz in der Ordnung.

Moritz Pfeiffenberg hatte sie über die Gewohnheiten Dorotheens unterrichtet und ihr ans Herz gelegt, die Schwester möglichst wenig zu stören. Sobald daher die Männer aufgebrochen waren, holte Jettchen die Handarbeit, die sie in ihrem Korbe mit herausgebracht hatte, zur Stelle.

„Siehst Du, Dorothea," sagte sie, „nun thu' mir den Gefallen, und thu', als wäre ich gar nicht da. Ich weiß, Du hast im Hause zu thun; ich setze mich hier auf die himmlische Terrasse her und sticke; nachher geh' ich ein bischen im Park spazieren; Moritz hat mir ja Alles gezeigt, ich verlaufe mich schon nicht."

So geschah es zu beiderseitiger Zufriedenheit. Als Dorothea zwei Stunden später die Terrasse wieder aufsuchte, fand sie Jettchen nicht mehr vor; ihre Handarbeit lag auf dem Tische; sie selbst war offenbar in den Park gegangen.

Bald darauf aber kehrte sie zurück. Dorothea hatte sich über die Brüstung gelehnt und auf den Fluß hinunter geblickt, als sie Jettchens Gekicher hinter sich vernahm. Sie wandte sich um und sah in ein feuerrothes, erregtes Gesicht. Wie ein Kind, das sich das Lachen verbeißen will, stopfte sich Jettchen das Taschentuch in den Mund.

„Dorothea," rief sie, indem ihr die Worte aus dem Munde sprudelten, „o Gott, Dorothea, was hab' ich erlebt!"

„Nun, nun, —" erwiderte diese, indem sie ihr die erhitzten Wangen mit kühlen Fingern streichelte, „Du machst

ja ein Gesicht, als wären Dir Zeichen und Wunder erschienen?"

„Aber so ist's ja beinah auch!" sagte die Kleine, die sich in einen Stuhl geworfen hatte und beide Hände in Dorotheens Schooß stützte, die neben ihr Platz genommen hatte. „Dorothea — ich habe ja ihn gesehen!" Sie drückte das Gesicht an Dorotheens Brust und lachte wie ein Kind, das einen tollen Streich gemacht hat und glücklich davongekommen ist.

„Wen denn?" fragte Dorothea.

„Den schrecklichen Menschen! Den Maler! Den Maler!"

Dorothea fuhr unwillkürlich etwas zurück und schob Jettchens heißes Gesicht von sich.

„Bist Du ihm im Garten begegnet?" fragte sie.

Jettchen blickte kichernd, mit verlegenen Augen auf. „O Gott, nein," sagte sie, „aber Du mußt nicht böse sein, Dorothea, ich — ich bin ja hineingegangen."

„In die Halle?" Der Ton Dorotheens klang beinah zornig. Jettchen nickte stumm.

„Hat Dir Moritz denn nicht gesagt," fuhr Dorothea, zur Seite blickend, fort, „daß man nicht hineingehen darf, solange er da drin malt?"

„O Gott, nein — gewiß nicht," erwiderte Jettchen, deren Augen sich in Schrecken erweiterten, „er hat mir nur gesagt, er wäre in der Halle."

„Nun — so bist Du also drin gewesen," sagte Dorothea, indem sie eine Heiserkeit, die ihr in der Kehle aufgestiegen war, hinweg räusperte, „war es nun also so schrecklich?"

Sie lächelte, aber ihr Lächeln sah gezwungen aus.

„Es war ja so komisch, so komisch,“ rief Jettchen, indem sie wieder das Taschentuch in den Mund stopfte.

„So erzähle doch einmal vernünftig,“ herrschte Dorothea.

„Siehst Du — als ich die Thür halb aufgemacht hatte,“ erzählte die Kleine, „stand er gerade vor seinem Bild — o Gott, Dorothea, wird das eine große Geschichte — und drehte mir den Rücken zu. Da bekam ich nun einen solchen Schreck — und eben wollt' ich wieder ganz leise zurück, da dreht er sich um und hat mich gesehen. ‚Bitte, kommen Sie nur herein,‘ ruft er, und nun wär's doch zu dumm gewesen, also was sollt' ich machen, ich ging hinein. ‚Entschuldigen Sie nur,‘ sag' ich, ‚ich wollte Sie gewiß nicht stören —‘ darauf macht er mir einen Diener, aber so ganz komisch, siehst Du, so eigentlich blos mit dem Kopf, und sagte: ‚Sie stören mich gar nicht, mein Fräulein, Sie sehen, ich male ruhig weiter,‘ und so fängt er denn auch wirklich wieder an und streicht mit seinem Pinsel immer weiter. ‚Uebrigens,‘ sagt er, ‚brauchen Sie sich nicht zu ängstigen, mein Fräulein, ich beiße nicht.‘“

Jettchen barst vor Lachen.

„Wie sagte er?“ forschte Dorothea.

„‚Ich beiße nicht,‘“ prustete die Kleine, „so hat er gesagt, wirst Du's glauben, Dorothea? Darauf stehe ich nun ganz verdutzt vor dem riesigen Bild, und so sagt er, während er immer weiter pinselt: ‚Na? Gefällt Ihnen das?‘ So sag' ich, ‚o Gott,‘ sag' ich, ‚wissen Sie, ich verstehe ja nichts davon, aber es scheint ja wohl, daß es recht interessant wird.‘ Darauf lacht er vor sich hin, so ganz kurz, siehst Du. Und nun geh' ich näher heran, und siehst Du, da sind nun auf dem Bild eine ganze Masse

halbnackter Männer, die miteinander kämpfen, und im Hintergrund ein ungeheurer Berg — o Gott, Dorothea, wunderschön, sag' ich Dir — und über den Männern sah' ich einen großen weißen Fleck auf dem Bild.

So sag' ich: ‚Ach, entschuldigen Sie nur, das hier vorne, die Männer, mein' ich, das sind nun wohl die Gothen?' ‚Das sind die Gothen,' antwortet er und malt immer weiter. Und so zeig' ich auf den großen, weißen Klecks und sage: ‚Darf man denn vielleicht fragen,' sag' ich, ‚was das hier vorstellt?' Darauf, siehst Du, läßt er die Palette sinken und sieht mich von der Seite an, ganz pfiffig, und sagt: ‚Ja, nun rathen Sie einmal, Fräulein, was das sein mag.' Ich kuck' mir also das Ding von allen Seiten an und es ist und bleibt doch eben nur ein großer, weißer Klecks. Und wie ich so stehe und mir den Kopf zerbreche, kommt er mit einem Mal ganz dicht zu mir heran und sagt: ‚Soll ich's Ihnen sagen, was das ist?' Und darauf biegt er sich herüber und sagt mir ins Ohr, aber ganz laut, verstehst Du: ‚Das ist eine wunderschöne Frau!' So seh' ich ihn an, weil ich doch wirklich denke, der Mensch ist übergeschnappt, und wie ich ihn so ansehe, fängt er mit einem Mal an zu lachen — o Gott, Dorothea, ich denke doch gleich, er thut sich 'nen Schaden. Und wie er so lacht, kann ich mich auch nicht mehr halten und so haben wir gestanden und gelacht, ach, weißt Du, ich schäme mich ordentlich, daran zu denken.

Und darauf, wirst Du es glauben, nimmt er plötzlich meinen Arm und schiebt ihn in seinen und ohne weiter um Erlaubniß zu fragen, geht er mit mir in der Halle spazieren, als verstände sich das nun eben ganz von selbst.

‚Nun können Sie einmal sehen,‘ sagt er darauf, ‚wie es an dem Tage gewesen ist, als der liebe Gott den Adam und die Eva gemacht hat. Sehen Sie, da hat er sich also einen Klumpen Thon gebrochen, schönen, hellen Thon, verstehen Sie, und hat gesagt: nu wollen wir mal den sogenannten Menschen daraus machen.‘‟ Die Erzählerin unterbrach sich: „Wirst Du's glauben, Dorothea? Den ‚sogenannten‘ Menschen. ‚Und wie der Thon so vor ihm gelegen hat, da hat er auch nicht viel anders ausgesehen, als wie ein großer, weißer Klecks in der Natur. Darauf hat er angefangen zu kneten und so hat er also zuerst den Adam fertig gemacht, uud dem hat er drei Beine gegeben.‘ So sag' ich: ‚Aber erlauben Sie,‘ sag ich, ‚drei Beine?‘ Darauf sieht er mich wieder so ganz pfiffig an und sagt: ‚Ja, verlassen Sie sich drauf, drei Beine. Sehen Sie, er hatte ja schon die Vögel gemacht und ihnen zwei Beine gegeben und dann die anderen Thiere mit vier Beinen, also sagte er sich, der Mensch muß was Apartes haben, der bekommt dreie. Wie nun der Adam also fertig gewesen ist, hat er dagestanden, ungefähr wie ein Dreifuß, den man übers Feuer setzt, verstehen Sie, und der Rumpf und der Kopf haben so ungefähr ausgesehen wie eine Kasserolle, die man auf den Dreifuß setzt. War hübsch? Nicht wahr?‘ So sag' ich: ‚O Gott, nein,‘ sag' ich, ‚das muß ja abscheulich ausgesehen haben!‘ ‚Sehen Sie,‘ sagt er darauf, ‚das fand der liebe Gott nämlich auch, und wie er darum die Eva machte, schnitt er ein Bein ab und gab ihr nur zwei und darum wurde die Eva viel hübscher als der Adam, so daß er nachher den Adam noch einmal nach ihrem Bilde ummodellirt

hat. Und darum, sehen Sie,' sagt er und biegt sich wieder ganz dicht zu mir hin, ‚müssen Sie's nicht glauben, daß der Adam vor der Eva fertig geworden ist; sondern die Eva ist die Erste auf der Welt gewesen, und darum war sie auch viel klüger als der Adam und ist's geblieben bis zum heutigen Tage. Wie nun aber die Eva fertig gewesen ist und auf ihren zwei Beinchen, die wie zwei weiße Säulen von Elfenbein ausgesehen haben, vor dem Herrgott gestanden hat, sehen Sie, da hat sie ihm so gefallen — soll ich Ihnen mal zeigen, was der Herrgott da gethan hat?"

Und siehst Du, wie er das sagt, hat der Mensch mich losgelassen und ist zurückgetreten und weil ich mir doch nichts Arges denke, so sage ich: ‚Was hat er denn gethan?' Und in dem Augenblick" — Jettchen war feuerroth geworden und drückte schamhaft kichernd ihr Gesicht wieder an Dorotheens Brust — Dorothea saß kerzengerade — „und in dem Augenblick, wirst Du's glauben, breitet dieser Mensch beide Arme aus und kommt auf mich los und will mir — einen Kuß geben!"

Dorothea zuckte auf. „Wie unpassend," sagte sie, „wie unglaublich unpassend und dreist!" Ihre Stimme klang heiser und rauh. „Du bist doch natürlich gleich hinausgegangen?"

„Gott, siehst Du, Dorothea," sagte Jettchen, indem sie das Köpfchen, wie ein gescholtenes Kind zurückbog, „ich habe ja so aufgeschrieen, wie ich das sah, daß er stehen geblieben ist und die Arme hat sinken lassen und nichts weiter gethan hat. Und natürlich hab' ich nun gleich davon laufen wollen — aber, da hat er mich wieder

an der Hand genommen und gesagt: ‚Na bleiben Sie nur, Fräulein, ich beiße nicht, ich versprech's Ihnen', und siehst Du, dazu hat er ein so komisches Gesicht gemacht —"

„Es wäre dennoch richtiger gewesen, wenn Du gegangen wärest," sagte Dorothea kurz und verweisend. Jettchen blickte verwirrt in ihren Schooß nieder.

„Ach gewiß, Du hast vollkommen Recht," erwiderte sie schüchtern, „aber siehst Du, nun ist dieser Mensch mit einem Mal ganz ernsthaft geworden und wenn er Einen so ernsthaft ansieht, weißt Du, dann hat er so etwas Merkwürdiges, man — man muß dann immer hinsehen und kann gar nicht anders, es ist doch geradezu, als wären zwei ganz verschiedene Menschen in ihm."

Dorothea blickte starr vor sich hin und hörte schweigend zu, wie die Kleine mit unbehülflichen Worten das zu erklären versuchte, was sie selbst neulich empfunden hatte, den Blick dieses Menschen, den Basiliskenblick.

„Darauf also," fuhr Jettchen nach einer Pause fort, „ist er wieder vor das Bild getreten und hat darauf hingestarrt und dann hat er gesagt: ‚Ja sehen Sie,' hat er gesagt, ‚immer wieder, wenn ein Künstler so vor einem Klecks steht, aus dem etwas werden soll, dann geht's ihm, wie's dem Herrgott ging, als er Adam und Eva machen wollte. Denn der Herrgott, sehen Sie, das ist der erste Künstler gewesen und wir machen's ihm nach. Das glauben Sie wohl nicht? Aber Sie können's glauben, dem ist es gerade so gegangen, wie es uns alle Tage ergeht. Denn das müssen Sie nicht glauben, was Ihr Prediger Ihnen erzählt, daß der Herrgott am siebenten Tage gesagt hat ‚so ist's gut und kann so bleiben' ist ihm

gar nicht eingefallen! Sondern er hat gesagt ‚na — so mag's für's Erste mal laufen — fertig aber ist die Geschichte noch lange nicht.‘ Und seitdem, sehen Sie, arbeitet und bastelt und knetet er immer und immerfort an seinem Werk; und wir dummes Volk von Menschen, deren ganzes Leben nichts weiter ist als ein Athemzug, den er während seiner Arbeit thut, wir bilden uns nun ein, weil jetzt im Augenblick Alles um uns her fest zu stehen scheint, das stände nun so von Anbeginn und würde so stehen in alle Ewigkeit — fällt ihm aber gar nicht ein. Denn vor einer Million Jahren hat die Erde ganz anders ausgesehen als heute, ganz andere Gewächse haben darauf gestanden, ganz andere Thiere und Geschöpfe sind darauf herumgekrochen, und das war Alles viel kolossaler, aber auch viel plumper und unfertiger als heute; und dann hat der alte Künstlergreis wieder mal zugegriffen und es hat eine neue ‚Schicht‘ gegeben, wie die Gelehrten es nennen, die war schon viel wohlgefälliger als die erste, und dann wieder, und da sind wir dann auf der Bildfläche erschienen, wir zweibeinigen Menschen, und so wird's weiter gehen und nach einer Million Jahren wird's wieder ganz anders aussehen als heute, und die Menschen werden dann viel schöner sein, als sie heutzutage sind, und das kann ihnen auch gar nichts schaden — nicht wahr?‘“

Jettchen sah zu Dorotheen empor.

Siehst Du,“ sagte sie, „es wundert mich beinah selbst, daß ich all' das kauderwelsche Zeug behalten habe; es ist doch wahr, was der Moritz gesagt hat: es ist doch ein halb närrischer Mensch.“

Dorothea hatte die Hände im Schooße zusammen-

gelegt; sie gab keine Antwort und saß ohne Laut, fast ohne Regung.

„Wie bist Du denn also von ihm losgekommen?“ fragte sie endlich.

„Ja, siehst Du,“ entgegnete Jettchen, „er hat nämlich wieder angefangen, weiter zu malen und dann hat er mit einemmal beide Hände sinken lassen und gesagt: ‚aber in einem Punkte, Fräulein, sehen Sie, da ist der alte Künstlergreis uns Epigonen über: er hat keine Modelle gebraucht. Der hat Alles, was er machte, aus eigener Erfindung fertig gekriegt — und das können wir armen Teufel nicht. Denn wenn ich zum Beispiel aus dem weißen Klecks da eine wunderschöne Frau machen soll, dann muß ich eben eine wunderschöne Frau von Fleisch und Blut sehen, damit ich die Gestalt danach malen kann, und wenn ich keine zu sehen bekomme, dann geht's nicht — und das ist eben der Teufel!‘ Und wie er das gesagt hat, siehst Du, hat er wieder sein wüthiges Gesicht gemacht und hat den Pinsel fortgeworfen und ist in der Halle auf und ab gegangen — Gott, weißt Du, geradezu wie ein wildes Thier in der Menagerie. Und dann kommt er auf mich zu und kuckt mich an, ich weiß gar nicht wie, so daß ich nun wirklich, weil ich's geradezu mit der Angst kriege, davonlaufen will; aber da hält er mich wieder an der Hand fest und sagt: ‚nein, bitte, bleiben Sie doch einmal stehen,‘ und nun kuckt er mich von rechts und von links an und geht um mich herum, und dann nimmt er wieder seinen Pinsel auf und stellt sich wieder vor sein Bild und knurrt so etwas vor sich hin, was ich gar nicht verstehen konnte — und spricht

kein Wort mehr und ist so, als wäre ich überhaupt gar nicht mehr da."

„Da siehst Du," sagte Dorothea mit dem vorigen gezwungenen Lächeln, „was es für Gefahren mit sich bringt, wenn man solch einen Maler bei der Arbeit stört; diese Künstler sind nun einmal anders, als die jungen Herren in Hamburg-Altona."

„O Gott ja," erwiderte Jettchen kichernd, „ein zweitesmal wag' ich mich gewiß nicht wieder in die Halle, solange er darin ist."

Dorothea schien etwas zu überlegen.

„Und dann also," fragte sie langsam, „hat er angefangen, aus dem weißen Klecks eine Frauengestalt zu machen?"

„Ich glaube, ja," versetzte die Kleine, „denn er malte ja wieder wie toll darauf los; bestimmt aber kann ich's nicht sagen, denn ich habe mich nun natürlich nicht länger mehr aufgehalten, sondern ganz kurz ‚Adieu' gesagt und bin gegangen. Ich weiß wirklich kaum, ob er's überhaupt gemerkt hat."

Jettchen hatte ihre Stickerei vorgenommen und fing an, sich darein zu vertiefen; Dorothea saß schweigend neben ihr und sah auf sie herab. Es war ein langsamer, sonderbarer, musternder Blick, der die Gestalt des Mädchens von den Fußspitzen bis zum krauslockigen Köpfchen hinauf gleichsam umwickelte, man hätte sagen können, umwürgte; denn die Augen, aus denen der Blick kam, blickten feindselig, und die feinen Flügel der stolzen Nase zitterten unmerklich, wie von mühsam verhaltener Leidenschaft. Jettchen, auf ihre Stickerei gebeugt, sah und gewahrte von

dem Allen nichts, auch war sie zu wenig empfindsam, um zu ahnen, daß unmittelbar neben ihr ein menschliches Wesen saß, in dessen Inneren ein lautloser Kampf wogte und wüthete. Und doch war dem so; Dorothea kochte vor stillem, heißem Aerger; die Erzählung der Kleinen hatte sie unsäglich unangenehm berührt.

Das also war der Lohn für ihre Zurückhaltung! Sie war den Weisungen des Malers gefolgt, war an der Halle vorübergegangen, hatte ihre Neugier bekämpft und kein Auge zu dem Bilde erhoben — sie, die doch Gebieterin über die Halle und eigentlich auch Gebieterin über das Bild war — und diese kleine Person da, diese Fremde, war ohne Weiteres hineingelaufen, hatte sich mitten vor das Bild gepflanzt und Alles zu sehen bekommen, was ihr verborgen gehalten wurde! Zu ihr, zu der geistig bedeutenden Dorothea hatte er nicht gesprochen — denn als er von seinem Plane erzählte, sprach er ja von ihr hinweg in die Luft — und zu diesem Mädchen dort, zu diesem albernen Kinde hatte er geredet und geplaudert, wie ein Kamerad zum Kameraden, der ihn versteht! Und mehr als das: er hatte sie vor sich hingestellt, hatte sie darauf angesehen, ob er die „wunderschöne Frau" nach ihr malen könnte, und hatte wohl gar angefangen, sie nach ihr zu malen. Dorotheens Augen bohrten sich auf die Kleine an ihrer Seite — das also genügte ihm zum Vorbilde für seine Gothin? für das Weib des Tejas? die Prophetin des sterbenden Volks? Diese Unbedeutendheit dort? dieses Nichts?

Wie sie ihn verachtete, diesen Maler, diesen erbärmlichen Menschen! Wie sie es haßte, dieses dummdreiste

Ding, dieses alberne, unbedeutende, kichernde Kind! Der Unmuth, der sie erfüllte, loderte immer höher auf; jeder Gedanke floß wie Oel hinein, die giftige Seelenqual war in ihr: der Neid.

Wenn ihr Jemand gegenüber gestanden, ihr ins Gesicht gesagt hätte: „Du bist eifersüchtig", wie sie sich aufgerichtet haben würde in ihrem weißen Stolz — sie eifersüchtig? Sie, die unnahbare Dorothea, die Jungfräuliche, der der Gedanke an das andere Geschlecht ein Gräuel war, eifersüchtig? Auf wen denn? Auf was denn? Auf dieses Persönchen etwa gar? Lächerlich! Wie sie gelacht haben würde — und wie er dennoch Recht gehabt haben würde, der ihr das sagte, denn es war nichts Anderes, was in ihr kochte und brodelte: gekränkte Eitelkeit, und aus ihr hervorkriechend, wie ein giftiger Wurm, die böse Seelenkrankheit, für die es keinen Arzt giebt, weil sie keinem Arzte beichtet: der Neid.

Dorothea erhob sich von ihrem Sitze. „Ich muß Dich allein lassen, Kind," sagte sie, „bis unsere Herren zurückkommen, ich habe noch im Hause zu thun — bleibst Du hier?"

Jettchen richtete das harmlose Stumpfnäschen von der Stickerei auf. „Ich bleibe hier, Dorothea," sagte sie, „es ist hier ja so gottvoll schön zu sitzen."

Sie hatte rasch nach Dorotheens Hand gegriffen und die kalten, weißen Finger geküßt, sie empfand sich wie ein Schulkind mit nicht ganz reinem Gewissen gegenüber der unfehlbaren Lehrerin.

Dorothea trat von der Terrasse in den Salon, aber

sie blieb nicht im Hause, denn es war nicht wahr, was sie gesagt hatte, sie hatte im Hause nichts zu thun. Durch das Haus ging sie hindurch und durch eine Thür, wo sie von der Kleinen auf der Terrasse nicht gesehen werden konnte, in den Park hinaus.

Ihr Kopf war ganz benommen, mit hastigen Schritten wandelte sie die langen Baumreihen entlang, fast ohne zu wissen, warum und wohin, und plötzlich war sie bei der Halle. Ihre Brust wogte, indem sie mit erzwungener Gleichgültigkeit an der Fensterwand vorüberging. Das Mittelfenster stand wieder offen — als wenn eine Hand sich auf ihr Haupt gelegt und ihr das Haupt nach der Seite gedreht hätte, so fuhr ihr Blick zur Halle hinein — ob er drinnen war? Ob er sah, daß sie vorüberging? Ob er nach ihr ausschauen würde? Es war wie ein Schleier vor ihren Augen — sie hatte nichts zu erkennen vermocht. Aber sie mußte es feststellen, sie mußte! Das dumpfe Gefühl in ihr trieb und quälte so stark, daß sie auf den Hacken umkehrte und noch einmal, noch langsamer, wieder an den Fenstern vorüberging. Diesmal blickte sie ganz lange, ganz fest zu den Fenstern hinein — und sie sah, daß die Halle leer war. Heinrich Verheißer war fort.

Ein Entschluß stand jählings in ihr auf; mit schnellem Schritt war sie an der Thür der Halle und im nächsten Augenblicke stand sie darin, unmittelbar vor dem Bild.

Ein einziges war es, was sie suchte und sah, der weiße Fleck, von dem die Kleine gesprochen hatte, aus dem die „wunderschöne Frau" werden sollte — da war er, da hatte sie ihn — und wie ein Seufzer der Erleichterung ging es aus ihrer Brust: der Fleck war noch unangerührt;

kein Gedanke an irgend eine Gestalt, kein Gedanke vor allem an Jettchen.

Mit dem Rücken der Hand strich sie sich über die Stirn und als die Hand niedersank, war sie feucht; sie zog das Taschentuch und trocknete sich den Schweiß von der Stirn — so hatte sie sich aufgeregt? Aber für den Fieberkranken ist es gut, wenn er in Schweiß geräth — die stechende nagende Qual hatte plötzlich aufgehört, die Unruhe war geschwunden, sie war im Stande, das Bild zu betrachten.

Die Komposition des Ganzen war in großen Umrissen angedeutet, von dem Einzelnen erst weniges ausgeführt. Die Vertheilung der Massen und Gruppen trat aber schon jetzt so mächtig hervor, daß sie eine starke Wirkung hervorbrachte.

In großen Linien hingeworfen, stieg der Vesuv im Hintergrunde empor; vom Sturme gepeitscht ging die Rauchwolke, die dem Krater entquoll, in dichtem Schwalle zum Vordergrunde herab. Im Vordergrunde rechts sah man den dunklen, tiefen Schlachthaufen der Gothen, denen gegenüber auf der linken Seite des Bildes in zerfetzten Gruppen die überflügelnde Masse der Byzantiner sichtbar ward. In der Mitte aber zwischen Gothen und Byzantinern, hochaufragend im Vordergrunde des Bildes, in der Ausführung beinah schon vollendet, stand der kämpfende Tejas.

Man erkannte, daß dieses die Stelle war, wo die schaffende Seele des Künstlers sich mit brünstigster Energie festgesogen hatte, und der Erfolg entsprach dem Bemühen;

es war eine gewaltige, wahrhaft majestätische Gestalt, in Wahrheit ein König und ein Held. Während die Linke den mannshohen Schild in den Boden gepflanzt hielt, drehte sein Oberleib sich nach rechts; die rechte Hand streckte sich aus, um vom Speerträger einen neuen Speer in Empfang zu nehmen, das Haupt aber war, wie in wilder Begeisterung, zu der Stelle herumgeworfen, wo auf dem Hügel das Gothenweib gedacht war und wo man für jetzt nichts als die gestaltlose Leere sah. Nach dieser Stelle richteten sich auch die Augen der gothischen Krieger, die sterbend am Boden lagen; der ganze Schlachthaufen der Gothen — mit wunderbarer Kraft hatte der Künstler dies anzudeuten gewußt — war beherrscht vom Anblick und dem Gesange des Weibes, das über ihnen stand. Und grade, daß man von dem Weibe noch nichts sah, daß man die Gewalt, die von dort oben ausging, vorläufig nur ahnte, das verlieh dem werdenden Bilde einen geheimnißvollen, phantastischen Reiz. Man fühlte gleichsam körperlich, wie die Umrisse der Gestalt in der Phantasie des Künstlers wogten, wie seine Seele damit rang, aus dem leblosen Nichts den lebendigen Leib zu erwecken, und man ahnte, indem man das schon vorhandene ansah, daß die Gestalt, wenn einmal vollendet, überwältigend wirken würde. Alles dies empfand Dorothea, als sie vor dem Karton stand, wie mit einem Schlage.

Sie war durchaus nicht kunstgebildet im strengeren Sinn, aber sie fühlte instinktiv, daß sie vor der Kundgebung einer gewaltigen, künstlerischen Kraft stand; der geheimnißvolle Zauber, den das Genie um sich verbreitet, nahm sie gefangen.

Tiefathmend stand sie an ihrem Platze, lange, lange Zeit. In dem weiten, leeren Raume regte sich kein Laut, behutsam, beinah mit einem Gefühle des Unrechts, blickte sie um sich her. Da lag die Palette, da lagen die Pinsel, ohne Ordnung hingeworfen, hingeschleudert, daß es aussah, als hätte der Maler sein Werk im Stiche gelassen, als wäre er hinausgestürzt, in Verzweiflung, weil er nicht fand, was er suchte, nicht zu gestalten vermochte, was er gestalten wollte, das Weib.

Ob es wirklich so war? Ein tief inneres, heißes Gefühl, wie eine versteckte Wollust, regte sich in Dorotheen, indem sie es dachte. Wie es den Mann, der in seinem Werke so gebietend über ihr stand, ihr menschlich wieder nah brachte, wenn sie ihn sich kämpfend, verzweifelnd, in der Schwäche der Menschlichkeit vorstellen durfte! — Noch hatte er Keine gefunden, die ihm zum Vorbilde genügte, für seine schöne Gothin, noch nicht — die Flügel der stolzen Nase erzitterten leise, diesmal aber nicht von verhaltenem Zorn; die kalten Augen wurden warm, aber nicht Feindseligkeit blickte aus ihnen, sondern eine heiße, stille Freude, beinah wie ein Triumph. Vorsichtig raffte sie ihr Kleid auf, als fürchtete sie das Rauschen seiner Falten, und leise, leise ging sie hinaus.

Von diesem Augenblick an war ihr zu Muthe, als hätte das altbekannte väterliche Haus sich verwandelt, als umschlösse es etwas Wunderbares — und das war die Halle und in der Halle das Bild. Zum ersten Male fühlte sie, ohne zu wissen, was sie fühlte, den berauschenden Duft der großen Kunst. Das hatte sie damals nicht gedacht, als sie sich bei ihrem Vater das Bild bestellte!

So ungefähr, wie wenn man sich ein neues Möbelstück anschafft, so hatte ihr das Alles vorgeschwebt — und nun dieses ganz Neue, dieses ganz Ungeahnte, eine so merkwürdige Sache! Da hatte sie der blinde Zufall aber einmal glücklich geführt! In ihrem Innern war es, wie ein heimliches Lachen, wie ein lautloses Jauchzen. Und neben dem Allen noch etwas, etwas wie ein tief verborgenes Geheimniß, das nicht sprach, das nur mit leisem, leisem Finger an ihre innersten Organe anklopfte und sie erbeben ließ in einem nie empfundenen, nie geahnten Schauer; etwas wie eine Ahnung, daß zwischen ihrer Person und diesem Bilde noch ein anderer, tieferer, wärmerer Zusammenhang sein würde, als zwischen dem Besteller und dem bestellten Werk — welch ein Zusammenhang? Still — daran mußte man nicht rühren, daran durfte man nicht denken, das mußte man erwarten, schweigend und geduldig, wie man es schweigend erwartet, daß die Blume aus der Erde emporblüht.

So frostig sie am Vormittag gewesen, so heiter und liebenswürdig war Dorothea, als man Nachmittags zu Vieren bei Tische saß. Eine ungewohnte Wärme ging von ihr aus, und als man sich Abends zum Zubettegehen trennte, war sie gegen Jettchen, die am nächsten Morgen mit dem Etatsrath und ihrem Bräutigam zu den Eltern zurückkehren sollte, beinah zärtlich. Sie küßte sie aus freiem Antrieb; von dem Besuche in der Halle war mit keinem Worte Erwähnung gethan worden.

Als sie nun ihr stilles, von der Nachtluft durchkühltes Zimmer betrat, war ihr zu Muthe, wie

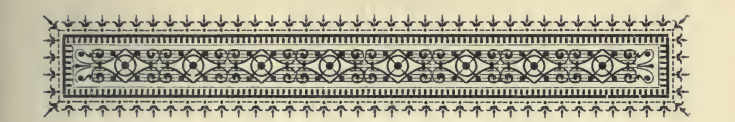
Jemandem, der nach der Seefahrt auf festes Land zurückkommt und immer noch das schwankende Schiff unter sich zu fühlen glaubt. Ein Rausch hatte sie umwirbelt — jetzt floß er langsam an ihr herab und sie tauchte wieder zum Bewußtsein empor. Wie staunend sah sie sich um; ja — das war ihr Zimmer, das Zimmer der kühlen, verständigen Dorothea; ihr war, als müßte sie sich darauf besinnen, als hätte sie in kurzen Stunden Jahre erlebt. Alles war ja wie sonst — dort auf dem Schreibtische die Lampe mit dem Fuße von getriebenem Kupfer, mit den Schweizerlandschaften auf der Glocke, und daneben, wie immer, das große Hausbuch, das nur darauf zu warten schien, daß sie es, wie immer, aufschlug. Warum sollte sie denn auch nicht? Und indem sie es dachte, saß sie auch schon vor dem Buche und klappte den schweren Deckel zurück. Aber es wollte nicht gehen; ihre Augen wollten auf den Ziffern nicht haften und schwammen mit den Gedanken träumend darüber hinweg. Sie lehnte sich im Armstuhle zurück; eine nie gekannte Seelenmüdigkeit, ein wonniges Gefühl der Auflösung kam über sie.

Das Fenster stand noch offen; sie erhob sich und lehnte sich über die Fensterbrüstung in die dunkle, warme Sommernacht hinaus. In Nähe und Ferne regte sich kein Laut, nur der Nachtwind zog durch die Wipfel der Bäume und trug den Duft der blühenden Linden zu ihr hinüber. Hatte sie nie bis heute empfunden, wie berauschend er war, dieser schwüle Duft? Nie bis heute vernommen, wie geheimnißvoll es klingt, das Zwiegespräch von Blättern und Wind in der Stille der Nacht? Es schien ihr wirklich so.

Es war, als wenn die Poren ihrer Haut bis heut verschlossen gewesen wären, so daß sie heut zum ersten Male den Athem der Natur in sich zu trinken vermochte, der in der Sommernacht aus den Tiefen der Erde dampft und den Geschöpfen zuflüstert „das Leben — das Leben“.

Endlich richtete sie sich auf, klappte das Hausbuch wieder zu und begab sich in ihr Schlafgemach. Und wenn ein neugieriges Auge jetzt hätte zuschauen dürfen, so würde es gesehen haben, wie von dem schönen Antlitz, das sich in den weißen, keuschen Pfühl bettete, alle Herbigkeit und Strenge verschwand und wie ein Lächeln darauf erschien, süß hinüberdämmernd in das geheimnißvolle Gebiet, wo Pflichten und Verantwortung aufhören, in das Land der Träume und des Schlafes.





Fünftes Kapitel.

„Das ist recht," sagte der Etatsrath einige Tage später, als er des Morgens die Terrasse betrat und die Zeltleinwand bemerkte, die über dem Frühstückstische zum Schutze gegen die Sonnenstrahlen aufgespannt worden war. „Es wird heiß diesen Sommer, höllisch heiß." Er betrachtete schmunzelnd seinen Sohn Moritz, der von Kopf bis zu Füßen in hellfarbigem leichtem Sommerflanell steckte, so daß er einem wandelnden Zuckerhute nicht unähnlich sah.

„Unserem Gothen," fuhr der Etatsrath fort, als er nachher aus Dorotheens Händen den Thee in Empfang nahm, „scheint es bei seiner Arbeit auch zu heiß geworden zu sein, der Brenz erzählt mir, daß er schon seit ein paar Tagen nicht mehr in die Halle gekommen ist."

Dorothea blickte fragend auf.

„Wirklich?" sagte sie, „der Brenz spielt wohl den Aufpasser?"

„Natürlich," erwiderte lachend der Etatsrath. „Er

geht von dem Grundsatze aus: ohne Arbeit kein Lohn, darum lauert er dem Gothen auf Schritt und Tritt."

„Was macht er denn, wenn er nicht malt?" fragte Moritz Pfeiffenberg. „Sitzt er zu Hause?"

„Gott bewahre," sagte der Etatsrath. „Brenz behauptet, er liefe des Morgens, schon ganz früh, von Hause fort, aus dem Park und immer die Chaussee entlang, bis Blankenese und über Blankenese hinaus, so daß er um Mittag ganz staubig und schachmatt zurückkommt."

„Komisch," brummte Moritz Pfeiffenberg, „das scheint mir nicht gerade das geeignetste Mittel, um sich vor der Hitze zu schützen."

„Na, wer weiß," meinte der Etatsrath, „es soll ja bei den Künstlern passiren, daß sie manchmal nicht vom Fleck kommen, weil es an der sogenannten Begeisterung fehlt — für uns im Comptoir braucht's keine Begeisterung, aber Dorothea kann nun wieder einmal sagen, daß es mit der sogenannten Arbeit der Künstler so eine Sache ist, nichts so Rechtes, Ernstes. Nicht wahr?"

Dorothea aber sagte nichts. Sie war ganz befangen, und um ihre Befangenheit nicht merken zu lassen, klingelte sie rasch den Diener herbei, der den Frühstückstisch abnahm. —

Der Etatsrath hatte richtig vermuthet. Seit dem Tage, da Jettchen Brinkmann in der Halle gewesen und da er nachher, als sie gegangen war, den Pinsel fortgeschleudert hatte, voller Wuth über sich selbst, daß er einen Augenblick hatte denken können, ob er dies Figürchen vielleicht für seine Gothin brauchen könnte, war Heinrich Verheißer nicht mehr zu seinem Bilde zurückgekehrt.

Seit dem Tage trieb es ihn wie einen ruhelosen Geist umher. Sein Werk stockte; er kam nicht mehr weiter. Wie ein Schatten schwebte das Gothen-Weib vor seiner Phantasie, aber er wollte keinen Schatten malen, sondern eine Gestalt, eine Gestalt von Fleisch und Blut, aus der, wie aus einem feurigen Kerne, Licht, Wärme und Leben über das ganze Bild strömen sollte — und der Schatten wurde ihm nicht zur Gestalt. Darum lief er am Elbufer entlang, ob ihm der Anblick der großen Landschaft vielleicht eine Anregung, einen neuen Gedanken geben würde — aber die Landschaft gab ihm nichts. Ihre großen Linien lagen fest und wollten sich zu dem nicht zusammenthun, was er brauchte, zum Gliederspiel der menschlichen Gestalt.

Ob er nach Berlin fahren und sich ein Modell suchen sollte? Aber solch ein elendes, handwerksmäßiges Modell, und der schäumende Strom von Phantasie, den er in die Gestalt hineinzugießen gedachte — der Gedanke widerte ihn an. So, beinah in Verzweiflung, kam er zur heißen Mittagsstunde von seiner fruchtlosen Wanderung in den Park zurück.

Kein Lüftchen regte sich, lautlos brütete die Gluth und in den weiten hohen Baumhallen waltete ein feierliches Schweigen. Wäre er in ruhiger Gemüthsverfassung gewesen, so hätte ihn dieses Alles entzückt; jetzt genoß er nur mit körperlichem Behagen den kühlenden Schatten, unter dem er dahinschritt.

Er kannte den Park noch so gut wie gar nicht. Von seinem Werke erfüllt, war sein einziger Weg vom Gärtnerhause zur Halle und von der Halle zum Gärtnerhause zurück gewesen. Heut zum ersten Male vertiefte er sich

in die weit ausgedehnte grüne Wildniß und durchmaß den Park von einem Ende zum andern. Als er bis zur Mitte etwa vorgedrungen war, kam er an ein Rondel von hohen breitästigen Linden, das durch ein Drahtgitter vom übrigen Theile des Gartens abgesondert war. Er ging rund herum; eine Thür war in dem Gitter, aber die Thür war verschlossen. Man sollte also nicht hinein. Er stand einen Augenblick und überlegte — zwischen den Baumstämmen leuchtete es wie die weiße Wand eines Gebäudes, beinah wie Marmor sah es von hier aus. Er ging weiter, bis er an die Umfassungsmauer des Parks gelangte, dann kehrte er langsam zurück und bald darauf stand er wieder an dem Gitter, hinter dem er das weiße Gebäude schimmern sah. Was mochte es nur sein? Das Geheimniß reizte ihn. Das Gitter war Mannshoch, aber für seine körperliche Gewandtheit war das kein Hinderniß. Ein rascher Blick nach allen Seiten belehrte ihn, daß kein menschliches Wesen zu erblicken war — mit zwei, drei Griffen war er droben und über das Gitter hinweg. Nun stand er im Innern der Einfriedigung und das Herz klopfte ihm ein wenig, weil er fühlte, daß er so etwas wie ein Unrecht beging — aber jetzt nur weiter, unter die Bäume, schon um sich vor etwaigen Späheraugen zu verbergen.

Es war, wie er vermuthet hatte: innerhalb des Baum-Rondells erhob sich eine Wand von weißem Marmor, von allen Seiten geschlossen, eine in sich selbst zurücklaufende Ellipse von etwa fünfzehn Fuß Höhe. Langsam umschritt er den geheimnißvollen Bau. An der einen Seite, der gegenüber, von welcher er gekommen war, befand sich

eine kleine Eingangspforte, von einem Giebel überdacht, den zwei korinthische Säulen trugen. Die Thür war ohne Klinke; der Schlüssel abgezogen; Alles fest zu, wie die Gitterpforte es gewesen war. Indem er seinen Rundgang fortsetzte, kam ihm plötzlich ein Erinnern — wo hatte er solchen seltsamen Bau schon einmal gesehen —? Hatte er davon geträumt? — Oder war es ein Bild gewesen? Und jetzt hatte er's — ja! Im Schinkel-Museum zu Berlin war ein Bild, eine Federzeichnung von Schinkels eigener Hand, duftend von Poesie, wie Alles, was dieser herrliche Geist erdacht und vollbracht hat, ein Wasserbecken inmitten eines Parks von einer marmornen Mauer umschirmt, über welche die Wipfel der Bäume in schweren Aesten niederhingen, bis in alle Einzelheiten das Vorbild zu dem, was hier in Wirklichkeit stand. „Entwurf zu einem Bade im Park" oder so ähnlich, war zur Erläuterung unter das Bild geschrieben — das also war's, ein Bad. Nun erklärte sich ja Alles: Dies schamhafte Sichverstecken im tiefsten Baumdickicht des Parks, hinter dreifacher Schutzwehr von Gitter, Bäumen und marmorner Wand, dies sich Sichhineinlagern mitten unter Büsche, Blumen und duftende Bäume. — Welch' eine Phantasie! Welch' eine Stätte! Keines Spähers dreistes Auge blickte über die Mauer zu dem hinein, der dort drinnen sich befand; nur der blaue Himmel war über ihm und die Schwalben flogen über seinem Haupte. Was sie sehen mochten, die Schwalben — ob er es versuchte? Es zuckte ihm in Händen und Gliedern — wenn er an einem der Bäume —? Aber er ließ den Arm sinken, der sich schon um den Baumstamm geschlungen hatte — wie ein Einbrecher kam er

sich vor, wie ein Verletzer des Gastrechts. — Aber wer sagte ihm denn, daß Jemand dort drinnen war? War es nicht der Mühe werth, den reizenden Gedanken des großen Baumeisters bis in alle Einzelheiten kennen zu lernen? Und wenn wirklich Jemand dort drinnen war — wenn er wirklich sah, was er nicht hätte sehen dürfen — Zufall hatte ihn hergeführt und Zufall ist Schicksal. Ein letzter Blick rings umher — Niemand war nah, Niemand hörte, Niemand sah. Mit beiden Armen umfing er den Stamm des Lindenbaums, an dem er stand, mit Füßen und Knieen preßte er sich an, und lautlos, mit der Geschmeidigkeit einer Wildkatze, schob er sich an dem Baum empor. Jetzt hatte er den ersten, wagerecht hinausragenden Ast erreicht, mit beiden Händen schwang er sich hinauf und in das Blättermeer hinein, das ihn vor jeglichem Blicke verbarg. Einen Augenblick rastete er, um die keuchende Brust zu Athem kommen zu lassen, dann schwang er sich höher hinauf. Jetzt konnte er über den Mauerrand hinwegsehen — er blickte — und wie eine glühende Faust griff es ihm in alle Nerven, bis in die Eingeweide hinab — dort drunten war Jemand — ein Weib — und dieses Weib war Dorothea.

Ein Wasserbecken, elliptisch geformt wie die umgebende Wand, füllte den inneren Raum; aus der Mitte des Beckens stieg ein Wasserstrahl empor und fiel mit leichtem Plätschern zurück. Rings herum lief ein Gang von breiten weißen Marmorfliesen, und auf diesem Gange, die nackten Fußsohlen mit wohligem Behagen auf die sonnenwarmen Marmorplatten aufsetzend, wandelte Dorothea, die eben dem Bade entstiegen war.

Heinrich Verheißer drückte Brust und Gesicht an den Ast, hinter dem er stand; es war ihm, als müßte er an sich halten, um den Schrei des Entzückens nicht laut werden zu lassen, der sich ihm auf die Lippen drängen wollte — welch ein Anblick! Welch ein Weib!

Dorothea hatte den Bademantel um sich gerafft, aber nur lose und leicht, so daß er den Leib nur theilweise verbarg, und aus dem leichten Gewebe blickte dieser Leib halbnackt hervor, blendend in seiner Weiße, von einer sanften Röthe überhaucht, wie die blühende Mandel. Hals, Schultern und Arme und die jungfräulich gerundete Brust — wie das Alles wiegend dahingetragen wurde in der Bewegung der müßig schlendernden Füße, im festen Gefüge der Lenden; wie das Alles dem Lichte der Sonne sich darbot und ahnungslos ihm sich preisgab, der da oben, hinter Blättern versteckt, mit lechzenden Augen stand und jede Linie dieses enthüllten Schönheits-Geheimnisses trank! Im Rundgange um das Bassin wandte sie ihm jetzt den Rücken zu, und nun sah er, wie das prachtvolle Haar, einem goldenen Mantel gleich, aufgelöst über den Rücken hinabfloß, von dem der Bademantel halb herniedergesunken war. Da war es, da ging es, da hatte er es gefunden, wonach er gefahndet und gesucht, die Seele seines Bildes, die Gothin, das herrliche Weib.

Vom gegenüberliegenden Theile des Wasserbeckens schritt sie jetzt noch einmal herauf, ihm gerade entgegen, auf ihn zu; er sah ihr Gesicht — war dies das Gesicht, das ihm an jenem ersten Morgen so kalt, so hochmüthig, so abweisend erschienen war? Diese Augen, die sich in den blauen Himmel tauchten, in denen ein so tiefes,

weiches Träumen schwamm — waren das dieselben, die ihn an jenem Morgen angeblickt hatten, so zurückgezogen in ihrer sicheren Selbstgenügsamkeit, wie geschlossene Fenster, zu denen nichts hineingeht und aus denen nichts herauskommt?

Hatte er damals keine Augen und keine Sinne gehabt? Oder hatte sich das Weib seit jenem Tage verändert und verwandelt? Er fand keine Erklärung, es war ihm, als erlebte er ein Märchen, als begäbe sich ihm ein Wunder, bei hellem, lichtem Tage, bei klarem Verstand.

Am gegenüberliegenden Ende des Bassins, wo ein paar flache Stufen vom Rande in das Wasser hinunterführten, war eine kleine Badekammer angebaut, und dort hinein begab sich Dorothea. So lange er vermochte, folgte er ihr mit den Augen. Sie stand auf der Schwelle, mit dem Rücken zu ihm hin; der Bademantel sank herab, und wie ein Sonnenstrahl stand die ganze, hüllenlose Gestalt einen Moment vor seinen Blicken — dann verschwand sie im Innern und wurde nicht mehr sichtbar.

Heinrich Verheißer kam zu sich. Er merkte erst jetzt, daß er noch immer an den Ast geklammert stand; er war wie erstarrt gewesen, wie betäubt. Mit bebenden Gliedern begann er den Abstieg; lautlos glitt er am Baume hinunter; mit zwei, drei Sprüngen ging es von den Bäumen zum Gitter hinüber und über das Gitter hinweg, Alles rasch, Alles heimlich, Alles geräuschlos, wie ein Mensch, der einen Schatz gefunden hat und ihn auf dem Herzen verbirgt, damit Niemand ihn sehen, Niemand danach fragen soll, weil jeder fremde Blick eine Entweihung,

jede Frage ein Raub wäre. Mit wirbelnden Sinnen, mit taumelnden Schritten ging es durch die Laubgänge zurück, nach der Halle, zu seinem Bilde, zu seinem Leben. Und nun, als er die Halle erreicht, als er hineingetreten war und den Hut vom erhitzten Haupte geschleudert hatte, warf er beide Arme empor und die ganze Fülle des eben Erlebten, das ganze Glückseligkeitsgefühl über den Reichthum, der ihm zu Theil geworden war, brach in einem Jubelschrei aus seiner Brust hervor, der donnernd in den weiten, leeren Mauern widerhallte.

Ein Bild war ihm geschenkt, ein Werk, das den unbekannten Namen Heinrich Verheißer plötzlich zu einem bekannten machen würde; und indem er des Weibes gedachte, das so in des Wortes lebendigster Bedeutung leibhaftig in sein Leben und Schaffen hereingetreten war, regte sich ein heißeres Gefühl in ihm, als das des befriedigten Ehrgeizes, ein Gefühl, das einen neuen Horizont des Lebens vor ihm aufthat, eine Ahnung, daß dieser Augenblick ihm mehr bescheeren würde als ein einzelnes Werk — mehr — weit mehr. —





Sechstes Kapitel.

„Er arbeitet wieder," berichtete der Etatsrath zwei Tage darauf, als er wie gewöhnlich mit den Seinigen auf der Terrasse saß und Alles auskramte, was Brenz ihm während des Ankleidens mitgetheilt hatte.

Dorothea, einsilbig wie immer, so oft jetzt das Gespräch auf den Maler und sein Werk kam, antwortete nicht.

Moritz Pfeiffenberg erhob die Nase aus der Zeitung. „Findet er denn, daß es kühler geworden ist? Ich für meine Person kann's nicht sagen."

„Mußt Brenz danach fragen," erwiderte der Etatsrath, „ich kann's Dir nicht verrathen. Die Spaziergänge nach Blankenese haben aufgehört; seit vorgestern kommt er alle Morgen wieder in seine Halle und arbeitet auf Mord und Tod; kaum daß er's Essen anrührt, sagt Brenz."

Moritz Pfeiffenberg verzog das Gesicht etwas spöttisch. „Na," sagte er, „also muß ihm wohl über Nacht die Begeisterung wiedergekommen sein."

„Scheint beinah so," meinte der Etatsrath, „Brenz sagt, er schiene höllisch fidel zu sein; man hörte ihn manch-

mal laut singen bei seiner Malerei, und wenn er des Morgens 'rüberkäme in die Halle, machte er ein Gesicht, wie ein Hühnerhund auf der Suche."

„Was für ein sonderbarer Vergleich," wandte Dorothea, etwas mißbilligend, ein.

Der Etatsrath lachte. „Na ja," sagte er, „der alte Brenz ist nun mal so und ich glaube, er hat Künstler überhaupt etwas auf dem Strich. Aber der Vergleich ist darum so dumm nicht. Hast Du mal 'nen Hühnerhund gesehen, wenn er einem Huhn auf der Spur ist und sich heranschleicht? Siehst Du, dann wird so ein Thier wie elektrisirt, oder man müßte wohl richtiger sagen, wie hypnotisirt, das ist ja wohl jetzt der moderne Ausdruck. Das schiebt sich heran, das windet sich — vom Kopf bis zur Schwanzspitze, siehst Du, ist in so 'nem Thier blos ein Gefühl: das Huhn bekommen. Die ganze Welt um ihn her könnte zum Teufel gehen, wenn er nur sein Huhn bekommt. Na — und so ist's eben mit dem Gothen: wenn er nur sein Bild fertig kriegt; alles Andere ist ihm egal; das Bild ist sein Huhn."

Moritz Pfeiffenberg lachte laut heraus; Dorothea lächelte stumm und schüttelte den Kopf.

„Sagt, was Ihr wollt," fuhr der Etatsrath fort, indem er die Kappe auf den Hinterkopf rückte, „diese Leute aus den unteren Klassen — heutzutage muß man ja wohl sagen, aus dem Volk — haben nun mal Blick, merkwürdig viel Blick."

Moritz Pfeiffenberg amüsirte sich noch immer über den Vergleich.

„Das ist was für Brinkmanns," sagte er, „das muß ich ihnen gleich erzählen!"

Mit einer hastigen Bewegung richtete Dorothea das Haupt auf. „Nein, weißt Du, Kind," sagte sie scharf und energisch, „das laß unterwegs; erzähle Brinkmanns davon nichts."

Moritz Pfeiffenberg sah etwas verblüfft auf die Schwester. „Mein Gott," sagte er, „es ist ja nicht böse gemeint!"

„Brinkmanns würden es doch nur wieder falsch verstehen," gab sie ärgerlich zur Antwort, „ich denke, wir haben es neulich zur Genüge erlebt. Und ich sehe keinen Grund, warum sie sich fortwährend über unser Bild moquiren sollen."

Sie hatte nur halb gesagt, was sie meinte; sie hatte hinzufügen wollen „und über den Maler", aber sie hatte es verschluckt, und dies trieb ihr jetzt eine tiefe Röthe ins Gesicht. Moritz Pfeiffenberg aber sah in ihrem Erröthen nur Aerger und beeilte sich, seinen Verstoß wieder gut zu machen.

„Nein, nein, gewiß, Dorothea," sagte er begütigend, „wenn es Dir nicht lieb ist, werde ich zu ihnen nicht davon sprechen."

„In gewissem Sinn," fuhr er fort, „ist dieser Maler ja auch immerhin Gast bei uns, und es paßt sich eigentlich nicht, weiter zu erzählen, was ein Dienstbote über ihn sagt."

Der Etatsrath stand lachend auf. „Na ja," sagte er, „Brinkmanns sind ja vortreffliche Leute, aber von der

Kunst und Künstlern verstehen sie ungefähr so viel wie der alte Brenz oder auch ein Bischen weniger."

Er nahm Dorotheens heiße Wangen zwischen beide Hände und küßte sie auf die gefaltete Stirn.

„Nur nicht immer gleich so tragisch, Kultusministerchen," sagte er schmunzelnd.

Dorothea blieb in Gedanken zurück, nachdem die Männer gegangen waren. — Also er arbeitete wieder? Eine neue Begeisterung war ihm gekommen. Auf welche Weise? Durch was und durch wen? Immer öfter und weiter irrten ihre Gedanken von Haushalt und Wirthschaft ab, immer enger kreisten sie um die Halle und das, was die Halle umschloß. Ob der weiße Fleck lebendig geworden sein mochte? Wie es sie dahin drängte, wie es sie dahin zog!

Aber sie wagte sich nicht wieder in die Halle hinein; der Rausch von neulich lag ihr wie eine dumpfe Erinnerung in den Gliedern; freiwillig muß man sich dem Rausche nicht ergeben; die Kohlen waren angeschürt, an deren Gluth die weiße Dorothea schmelzen sollte, aber noch war sie nicht geschmolzen, noch nicht. —

Einige Tage später, als sie am Nachmittage ihr Zimmer betrat, bemerkte sie unter den Posteingängen, die in gewohnter Ordnung auf ihrem Tische lagen, einen Brief, der den Poststempel „Blankenese" trug. Die Handschrift der Adresse war ihr völlig unbekannt — wer konnte denn aus Blankenese an sie schreiben? Sie nahm den Brief auf, betrachtete ihn von allen Seiten, legte ihn wieder nieder und durchmusterte erst die übrigen Sachen; dann kehrte sie zu ihm zurück.

Es war eine kräftige Schrift, mit schön geschwungenen Linien; keine Kaufmannshand. Sie fühlte beinah eine Scheu, ihn zu öffnen, endlich entschloß sie sich und schnitt das Couvert mit dem Papiermesser auf. Kaum daß sie hineingeblickt, zuckte sie zusammen; die Hände, die das Blatt hielten, sanken ihr in den Schooß; sie hatte nur die Anrede gelesen!

„Göttin! Gewaltige meiner Seele!“

Sollte sie, konnte sie weiterlesen? Wer war das? Von wem kam das? Eine Blutwelle wälzte sich ihr zum Herzen, so daß es in dumpfen Schlägen zu hämmern begann. Sie sprang vom Stuhle auf, in dem sie am Schreibtische saß und durchmaß das Zimmer, schwerathmend, den Brief in der Hand zerdrückend. Endlich hatte sie ihre Fassung wieder erlangt; sie setzte sich und ihre Augen wagten sich tastend von neuem in das Geschriebene hinein. Noch einmal las sie die unerhörte Anrede und dann die sonderbaren Verse, die der Anrede folgten:

„Der höchste Reichthum, wundertief und still,
Beut seine Schätze unbewußt und blind —
Der Mensch bemüht sich, wenn er schenken will,
Götter beschenken dadurch, daß sie sind.“

Jede Unterschrift fehlte — nur diese leidenschaftliche, in geheimnißvollen, kaum verständlichen Tönen geflüsterte Huldigung! Wenn sie wollte, mochte sie sich den Kopf darüber zerbrechen, wer es war, von dem sie ausging — aber war es wirklich nöthig, daß sie sich den Kopf zerbrach? In Blankenese wohnte der Verfasser dieses Schreibens sicher nicht; aber man konnte ja wohl auch

von dem Gärtnerhause im Pfeiffenbergschen Parke nach Blankenese gehen und dort einen Brief in den Kasten stecken, damit er sicher und doch ohne Aufsehen zu erregen, in die Hände Derjenigen kam, für die er bestimmt war. Das war eigentlich ein Zeichen von Weltklugheit und ritterlichem Sinn, der Mann kompromittirte die Frau nicht, an die er solche Worte richtete; mitten in dem Sturme, der sie durchwogte, fühlte sie das mit einer gewissen Befriedigung.

Nur seine Seele hatte er zu ihr hinein geschickt, damit sie sich mit ihrer Seele unterhielte — wenn sie wollte, konnte sie die Unterhaltung abbrechen; alles war in ihre Hand gegeben, sie brauchte das Papier nur zu zerreißen, zu vernichten, und alles war, als wäre nichts gewesen. Sollte sie? Unwillkürlich griffen ihre Hände zu. Ein Liebesbrief! Unerhört! Die weiße Dorothea stand noch einmal voller Empörung in ihr auf. Ja ja, er sollte, er mußte verschwinden, dieser Brief — nur einmal noch wollte sie das Unglaubliche lesen, und weil es ja zum letzten Male war, las sie es langsam, Silbe für Silbe — und nachdem sie es durchgelesen, sank sie an die Lehne ihres Sessels zurück, bedeckte beide Augen mit den Händen — und der Brief war nicht zerrissen und fiel zu Boden.

Sie raffte ihn auf, warf ihn auf den Schreibtisch, dann beugte sie sich über den Schreibtisch und las noch einmal und las wieder und noch einmal, und es war ihr, als blickten aus dem Papiere Augen zu ihr auf, mit hungrigem, verzehrendem Blick, mit dem Blick, der sie damals geschreckt und gebannt hatte.

Es war ja etwas in den Worten, was sie nicht recht verstand, etwas Geheimnißvolles, das auf einen Vorgang hinzudeuten schien, von dem sie nichts wußte — aber dieses Geheimnißvolle vermehrte nur die heiße Leidenschaftlichkeit der Worte, und indem sie ihre schwüle Gluth in sich sog, verlor sich allmählich die Empörung, die sie anfänglich geschüttelt hatte; in ihrem eigenen Innern wurde es warm, und das Beben des Schrecks verwandelte sich in den breiten Wogenschlag des siegreichen Frauenstolzes, der einen Mann, einen bedeutenden Mann anbetend zu seinen Füßen sieht.

Indem sie den Brief zum letzten Male überlas, bemerkte sie, daß sie doch etwas übersehen hatte: am untersten Rande des Blattes stand noch etwas geschrieben, mit so kleiner Schrift, daß man beinah der Lupe bedurft hätte, um es zu entziffern. Sie hob das Blatt dicht an die Augen und las: „Heute Nachmittag zwischen vier und fünf wird Niemand in der Halle sein.“

Das klang wie ein Wink, hinüberzukommen, und zugleich lag es wie eine Andeutung darin, daß Manches von dem, was räthselhaft in dem Briefe erschienen war, sich dort enträthseln würde.

Dorothea blickte auf die Uhr — mein Gott — schon halb fünf! Unwillkürlich sprang sie auf — im nächsten Augenblick hielt sie wieder inne. Dahin war es mit ihrer Selbstherrlichkeit schon gekommen, daß sie seiner Aufforderung ohne Weiteres Folge leistete? Aber was sollten jetzt engherzige Bedenken; dazu war jetzt nicht die Zeit, das fühlte sie. Und er würde ja nicht dort sein, er gab

ihr das Feld frei — das gefiel ihr, das war wieder ritterlich empfunden. Sie würde allein sein mit sich, mit ihren Gedanken und mit Allem, was ihr dort begegnen mochte.

Immer noch hielt sie das Schreiben in der Hand. Sollte sie es hier liegen lassen? Unmöglich. Also — jetzt es zerreißen? Noch einmal ging es um Leben und Tod des Briefes. Dann, mit einem Ruck, war er in die Tasche ihres Kleides gesenkt. Indem das Papier knisternd verschwand, war es, als kicherte es leise, weil es wußte, daß es nun für immer unzerrissen bleiben würde, als frohlockte es heimlich, weil es wußte, daß Dorothea ein Geheimniß hatte, die stolze, die keusche, unfehlbare Dorothea ein Geheimniß, von dem Niemand wissen durfte, weil wenn es bekannt geworden wäre, es ihren weißen Leib mit Schamröthe überfluthet haben würde vom blonden Scheitel bis in die Fußspitzen.

Unwillkürlich, bevor sie in die Halle eintrat, ging sie an den Fenstern vorüber. Es wäre ihr schrecklich gewesen, mit ihm zusammenzutreffen; sie mußte sich überzeugen, ob er Wort gehalten hätte. — Die Halle war leer. Die Thür stand halb geöffnet, und nun, ohne Zaudern, ging sie dahin, wo das Bild ihr entgegen leuchtete.

Der weiße Fleck war lebendig geworden, hatte Gestalt angenommen — und welche Gestalt!

Dorotheens Augen thaten sich weit auf.

Auf dem Hügel stand die Gothin, ein königliches, herrliches Weib.

Wie ein goldener Mantel fluthete das aufgelöste

Haar von ihrem Haupte, bis tief in den Rücken hinab, vom Sturmwinde, der es von hinten ergriff, in schweren Wellen nach vorn getrieben und über die Schultern geworfen. Ein purpurnes Gewand bedeckte ihren Leib; an der rechten Seite aber war es aufgerissen, offenbar von der gierigen Faust des Byzantiners, der erschlagen zu ihren Füßen lag, und aus dem zerrissenen Kleide drängte sich die rechte Körperhälfte in blendender Nacktheit hervor, Schulter, Arm und Brust, bis zu der Hüfte hinab. Der linke Fuß stützte sich, vorgeschoben, auf einen Felsbrocken, der den Rand des Hügels bildete; der Körper war hintenüber gebeugt, und über dem Haupte schwangen die Arme eine goldene Harfe, in deren Saiten die Finger der Hände hineingriffen.

Man sah, daß sie sang; man sah es an dem halb geöffneten Munde und an dem trunkenen Ausdruck der Augen, die sich wie in Verzückung in den Himmel tauchten, in den unermeßlichen blauen Himmel, als sähe sie dort oben Walhall und Asa-Thor und die Asen, zu denen sie nun eingehen würde mit dem Volke der Gothen und mit Tejas, dem Geliebten.

Dorothea stand mit vorgebeugtem Haupte, wie magnetisch gefesselt vor dem Bilde.

Was war es mit diesem blonden Weibe, von dem sie die Augen nicht verwenden konnte? Was war es nur damit? Eine schön gemalte Gestalt — aber das verstand sich ihr beinahe schon von selbst — nein, es war noch etwas Anderes, Unerklärliches, etwas Persönliches, als ginge das Alles sie selbst an. Wie vor einem lebendigen

Menschen stand sie, den man zum ersten Male sieht und der Einem doch bekannt erscheint, als hätte man ihn schon gesehen — aber wann? aber wo? In dessen Zügen und Gestalt man eine Aehnlichkeit gewahrt, über die man sich nicht Rechenschaft zu geben vermag, weil man nicht weiß, wem er ähnlich sieht. Und jetzt zuckte sie wie in jähem Zusichselbstkommen auf — das Gesicht dieses Weibes, dessen Züge freilich noch nicht mit voller Bestimmtheit ausgeführt waren, hatte sie das nicht gesehen, so oft sie in ihren Spiegel blickte? Diese Arme, diese Schultern — ein Schauer ging über ihren Rücken, Frost und Hitze zugleich, mit unwillkürlichem Griffe faßte sie in die Tasche und zerdrückte den Brief in ihrer fieberheißen Hand. Wie war das möglich? Wer hatte dem Manne verrathen und gezeigt —?

Sie wollte sich umwenden und entfliehen, aber sie blieb noch einmal stehen; auch des Tejas Gesicht hatte sich verändert, seitdem sie es zum letzten Male gesehen. Die finstere Falte über der Nase — die heißen Augen, die sich mit hungrigem, verzehrendem Blicke auf das Weib richteten — kannte sie das Alles nicht? Eine ganz neue Lebendigkeit war dadurch in die Gestalt gekommen; man fühlte mit einem Blicke, daß diese zwei Menschen, der Mann und das Weib, zueinander gehört hatten und doppelt zueinander gehörten in dieser letzten, großen Stunde, die den tragischen Abschluß bilden sollte für ein Leben voll gegenseitigem Einanderangehören. Eine Menschen-Lebensgeschichte, in knappen Zügen hingeworfen und dem Beschauer zum Bewußtsein gebracht bis ins Einzelne und

Letzte, weil sie aus der glühenden Phantasie eines Herzens herausgeschrieben war, dem eine machtvolle Gestaltungskraft zu Gebote stand.

Das also war's, was seine Seele bewegte? Das die Begeisterung, die über ihn gekommen war und sein Herz mit solcher Freudigkeit erfüllte, daß man ihn laut singen hörte bei seiner Arbeit? Wie lautete doch die Anrede, die er über seinen Brief gesetzt hatte? „Göttin! Gewaltige meiner Seele!"

Ein dumpfes Brausen ertönte in Dorotheens Ohren; sie fühlte, wie ihr das Blut zu Kopfe stieg. Mit wankenden Schritten ging sie zur Bank, die unter dem Fenster stand; dort sank sie nieder und drückte das Gesicht in beide aufgestützte Hände.

Es kam etwas, gegen das Wille und Verstand nicht mehr halfen, weil es mächtiger war als beides; wie eine heiße Fluth stieg es in ihr auf, in der Wille und Verstand wie Eisblöcke zerschmolzen; etwas ganz Neues, Fremdes, Ungeheures, das sie wie mit erdrückenden Armen umfing, Vernichtung, Verzweiflung und Scham — und dennoch, hinter Allem, über Allem ein Gefühl unbeschreiblicher, unaussprechlicher Wonne.

Es dauerte lange, bis sie Gedanken und Sinne einigermaßen wieder in ihrer Gewalt hatte. Endlich, die Augen von dem Bilde abgewandt, erhob sie sich und gewann den Ausgang. Indem sie auf die Schwelle der Thür trat und die Augen unsicher umherschickte, weil ihr zu Muthe war, als müßte man ihr die Zerstörung ihres Wesens vom Gesichte ablesen, gewahrte sie in einem

Baumgange zur Rechten, halb hinter einem Baume versteckt, einen Mann.

Dieser Mann war Heinrich Verheißer.

Offenbar hatte er die ganze Zeit dort gestanden, ihren Eintritt in die Halle beobachtet und gewartet, wann sie wieder herauskommen würde.

Dorotheens Füße stockten — Heinrich Verheißer machte keine Bewegung — einige Sekunden lang standen die beiden Menschen und blickten sich lautlos starrend in die Augen, dann beugte Dorothea das Haupt, so daß das Kinn ihr beinah auf die Brust sank und entfernte sich hastigen Schritts nach dem Hause zu.

Sie hatte in diesem Augenblick nur ein Gefühl: diesen Menschen nie wiedersehen! Fort aus seiner Nähe! Und da er ja hier blieb, überlegte sie, ob sie nicht entfliehen und eine Reise unternehmen sollte?

Sie erreichte ihr Zimmer, warf sich auf die Chaiselongue und wühlte das Gesicht in die Kissen, tief, als wollte sie sich verstecken vor der Welt, vor sich selbst, und vor dem Blick, der ihr nachging überall und immerdar!

Die Uhr im Nebenzimmer, die mit hartem, klingendem Schlage die sechste Stunde ankündigte, rief sie zur Welt zurück; Vater und Bruder mußten gleich kommen. Sie richtete den hingestreckten Leib auf und saß auf dem Rande des Ruhebetts.

In ihren Gliedern lag es wie Blei; sie hatte ein Gefühl von schwerer Krankheit.

Und diesen zermalmten Leib, diese gequälte Seele wollte sie auf Reisen tragen? Thorheit! Jetzt wollte sie

von hier fort gehen, jetzt, da in ihr nur ein Bedürfniß brannte, zu erfahren, das Geheimniß zu lüften, das sie erstickte, das Dunkel zu durchdringen, das über ihrem Denken und Fühlen lag — jetzt? Das war Wahnsinn! Jetzt fremde Länder und gleichgültige Menschen sehen? Ihr schauderte bei dem Gedanken. Von der ersten Station wäre sie ja umgekehrt, denn es gab ja nur einen Ort in der Welt, wo sie erfahren konnte, was eigentlich mit ihr geschah, und der Ort war hier. Einen einzigen Menschen, der ihr Auskunft geben konnte über sie selbst, der ihr sagen und erklären konnte, was das war, was sie so zermarterte und vernichtete und daneben wieder liebkosend emportrug, und dieser eine Mensch war hier, das war er.

Und nun wußte sie, was zu geschehen hatte: sie mußte mit ihm sprechen.

Es ging nicht mehr an, dieses vor ihm fliehen, dieses sich verirren in dunklen Schauern, in unbegreiflichen Gefühlen — das war es ja, was sie zerstörte, weil es gegen ihre Natur ging. Mit ihm zusammenkommen mußte sie, Auge in Auge, Mensch zum Menschen — mochte daraus entstehen was da wollte, es giebt ja manche Dämonen, die ihre Macht verlieren, wenn man ihnen nahe kommt — also wollte sie ihm nahe kommen. Ja — das war der richtige, der einzige Weg, das fühlte sie, indem sie auf die Füße aufstand, indem plötzlich die Schwere aus ihren Gliedern wich und eine Ruhe ihr zurückkehrte, die es ihr möglich machte, mit einem Gesichte, als wäre nichts vorgefallen, dem Vater und dem Bruder entgegenzugehen, die soeben in den Hof gefahren kamen.

Das Schicksal kam ihr zu Hülfe. Der Etatsrath er-

zählte bei der Mahlzeit, daß am nächsten Sonntage Brinkmanns und mehrere Verwandte der Familie Brinkmann zu Tische kommen würden. Es giebt Menschen und Familien, die unermeßlich viel Onkel, Tanten, Vettern und Kousinen haben, und es scheint das nach einem noch nicht genügend aufgeklärten Naturgesetze zu geschehen — die Brinkmanns gehörten zu dieser Art von Familien.

„Weißt Du, Papa,“ sagte Dorothea, nachdem sie die Botschaft vernommen hatte, „dann könnten wir eigentlich Herrn Verheißer einmal zu Tische dazu bitten.“

Sie hatte ganz ruhig gesprochen, trotzdem blickten Vater und Sohn Pfeiffenberg überrascht auf.

Dorothea bewahrte ihren Gleichmuth. Dem Entschlusse zum Trotz, zu dem sie sich aufgerafft hatte, fürchtete sie sich vor der Begegnung; die Anwesenheit gerade dieser Menschen empfand sie wie einen schützenden Wall zwischen sich und ihm.

„Sieh mal an — mit einem Mal?“ sagte der Etatsrath, indem er über den Tisch zu seiner Tochter hinüber schmunzelte.

Dorothea schien den Blick nicht zu bemerken; sie wurde auch nicht roth, eher etwas bleicher als gewöhnlich.

„Er ist nun schon so lange hier,“ erwiderte sie, indem sie an dem Vater vorbeisah, „ich glaube, der Karton ist nächstens fertig; es geht doch nicht an, daß man einen Künstler immer so laufen läßt, ohne sich ein Bischen um ihn zu bekümmern.“

Ihre Stimme klang vornehm lässig wie gewöhnlich; wer sie hörte, mußte glauben, daß sie vom gleichgültigsten Menschen spräche; ein Einziger war da, der heimlich zu

ihren Worten kicherte, das war der Brief, der in der Tasche ihres Gewandes leise knisterte — aber Niemand hörte ihn.

„Ich habe ja gewiß nichts dagegen," meinte gutlaunig der Etatsrath, „ich dachte nur — weil grade Brinkmanns — und deren Verwandte —"

„Grade Brinkmanns wird es recht gesund sein," antwortete sie mit kurzer Bestimmtheit, „wenn sie einmal sehen, daß ein Künstler kein Dienstbote ist und daß man sich als Mensch mit guten Manieren benehmen kann, auch wenn man kein Hamburg-Altonaer ist und statt der Comptoir-Feder Pinsel und Palette führt."

Der Etatsrath schüttelte lachend den Kopf.

„Na sag mal, Ministerchen," sagte er, „Du bist ja auf einmal Feuer und Flamme für den Gothen? Aber mir soll's recht sein, die Geschichte kann ja, wenn's Glück gut ist, ganz amüsant werden. Also schreib' ihm nur ein Paar Zeilen und lade ihn ein."

An ihn schreiben — daran hatte sie noch nicht gedacht. Das war schlimm, und doch mußte es sein. Die Hausfrau lädt ein; sie konnte es nicht ablehnen, wenn sie sich nicht verdächtig machen wollte.

Sie hielt Moritz das Glas hin und ließ sich von ihm Wein einschenken, sie fühlte, wie ihr das Blut aus Lippen und Gesicht wich und mußte sich Muth trinken.

„Das soll geschehen," sagte sie, indem sie das Glas niedersetzte, „Moritz kann unterdessen Brinkmanns auf den ‚schrecklichen Menschen' vorbereiten."

Sie lächelte, sie hatte sich wieder in der Gewalt.

Als sie aber am nächsten Morgen am Schreibtische saß, um die Einladung aufzusetzen, stockte ihr die Hand.

Zum ersten Male sollte sie ihn anreden. Wohl eine halbe Stunde zerbrach sie sich den Kopf darüber, in welcher Form sie zu ihm sprechen sollte, und als sie endlich das „Sehr geehrter Herr“ auf den Kopf des Briefbogens gesetzt hatte, erschien es ihr wie Spott und Heuchelei. „Göttin! Gewaltige meiner Seele“, so hatte er gesprochen und „Sehr geehrter Herr“ antwortete sie. Aber schließlich — es war ja gut so; die gesellschaftliche Form ist der Eisumschlag, den man der Leidenschaft auf das erhitzte Haupt legt; sie empfand es heut.

„Sehr geehrter Herr“, also schrieb sie, „wir erwarten am nächsten Sonntag die Schwiegereltern und die Braut meines Bruders nebst einigen Freunden zum Mittagessen um vier Uhr. Sie würden uns erfreuen, wenn Sie unser Gast dabei sein wollten. Bitte, geben Sie dem Ueberbringer mündlichen Bescheid.

Hochachtungsvoll

Dorothea Pfeiffenberg.“

Es war vollbracht — die Feder sank aus ihrer Hand, als hätte diese Hand sechs Bogen statt sechs Zeilen geschrieben. Jetzt blieb noch das Couvert und die Adresse; und als sie nun wieder die Feder ansetzte, um seinen Namen zu schreiben, erfaßte sie geradezu eine Angst. Endlich war auch das zu Stande gebracht; „An Herrn Heinrich Verheißer“ stand darauf, und die Schrift auf dem Couvert wie in dem Briefe hätte nicht ahnen lassen, was in der Schreibenden vorgegangen war. Sicher, klar und fest standen die Buchstaben da, in den

schönen Linien, welche die schlanke weiße Hand auf das Papier zu setzen gewohnt war. Nur in einem wich sie von der sonstigen Gewohnheit ab: während sie sonst ihre Briefe peinlich genau noch einmal durchzulesen pflegte, schob sie diesen Brief, ohne noch einmal hineinzusehen, rasch in den Umschlag und klingelte nach dem Diener.

„Tragen Sie das zu dem Herrn Maler hinüber," gebot sie dem alten Brenz, dem sie den Brief einhändigte; „und es ist Antwort — bringen Sie mir Bescheid."

Während der Alte unterwegs war, trat sie an das geöffnete Fenster und berechnete im Geiste den Augenblick, da der Maler das Schreiben erhalten würde. Vermuthlich war er in der Halle — der Weg war nicht weit — jetzt mußte er ihn haben. Wie er ihn empfangen — was er sagen — ob er kommen würde? Sie versuchte, sich wegen ihrer thörichten Aufregung zu schelten, trotzdem vermochte sie das Pochen ihres Herzens nicht zu bemeistern. Wie lange das dauerte, bis der Alte zurückkam — wie unbegreiflich lange. Endlich hörte sie sein vorsichtiges Räuspern vor der Thür, und in einem Nu war sie vom Fenster fort, an den Schreibtisch zurück, wo sie in das Hausbuch versenkt schien, als Brenz wieder eintrat. Sie gewann es sogar über sich, ihn ein Weilchen warten zu lassen, bis daß sie sich mit einem gleichgültigen „nun"? zu ihm umwandte.

Der alte Brenz machte seine haushofmeisterliche Verbeugung.

„Der Herr Maler lassen sich empfehlen und sie würden am Sonntag zum Diner erscheinen."

Er würde kommen. Sie wußte, was sie zu wissen brauchte, und doch hätte sie noch so vieles wissen mögen. Wie er den Brief aufgenommen, was er für Augen gemacht, als er ihren Namen gelesen, tausend und tausenderlei — aber den Diener befragen? Welch ein Gedanke! Trotzdem blieb sie, halb gegen Brenz gewendet, unschlüssig im Stuhle sitzen. Der Alte kam ihr unbewußt zu Hülfe. Er glaubte, die Gespanntheit in ihren Zügen dahin deuten zu sollen, daß sie sich über die Formlosigkeit ärgerte, mit welcher der Maler ihre Einladung angenommen hatte. Menschen, die da wissen, was sich schickt, sagen doch in solchem Falle „ich werde die Ehre haben“.

„Ich bitte um Entschuldigung,“ sagte er, mit einer Verbeugung, „es waren die eigenen Worte des Herrn Malers: er würde erscheinen.“

Dorothea nickte in Gedanken.

„Also — es — war ihm angenehm?“

Brenz zeigte ein süßlich herablassendes Lächeln.

„O mein Gott,“ sagte er, „es schien dem Herrn Maler ja wohl sehr angenehm zu sein. Er riß das Couvert außerordentlich schnell auf und dann rief er sogleich ganz laut: ‚Ja, ich werde kommen! Jawohl!‘ Erst als ich mich schon zurückziehen wollte, rief der Herr mir noch nach, ‚ich lasse mich empfehlen.‘“

Der Alte schwieg und stand in Erwartung da, was Dorothea zu all' dem sagen würde. Dorothea aber sagte nichts und winkte ihm schweigend, daß er gehen könnte. Er machte eine dritte, noch tiefere Verbeugung und zog

sich, wie der beleidigte Geist des Hauses Pfeiffenberg zurück.

Er hatte berichtet, was er gesehen und gehört; die Hauptsache aber hatte er nicht berichten können, denn die hatte sich erst zugetragen, nachdem er zur Halle hinaus gewesen war, daß nämlich Heinrich Verheißer, sobald die Thür hinter dem Diener klappte, sich wie ein Rasender über den Brief gestürzt, ihn an die Lippen und das Gesicht gedrückt hatte, als wollte er die Atmosphäre des Weibes, von dem er kam, mit allen Sinnen in sich trinken, und daß er ihn endlich, nicht in die Tasche, nein, sondern in die Bruftöffnung seines Hemdes geschoben hatte, so daß er nun auf seiner Haut das Papier fühlte, auf dem ihre Hände geruht hatten.





Siebentes Kapitel.

In der Küche, bei der Dienerschaft, beim Gärtner und seinen Gehülfen, gab es heut ein Geflüster und Gewisper, „tausend noch einmal — die Herrschaft macht ja ordentlich Staat mit den Brinkmanns und ihren Angehörigen?" Denn mit solchem Eifer hatte die gestrenge Hausgebieterin noch niemals die Zurichtungen zu einer Mahlzeit überwacht, wie an diesem Tage. Heut sollte nicht das Meißener Porzellan allein, sondern auch das aus der Königlichen Porzellan-Manufaktur in Berlin erscheinen, so daß die Gäste, bei den Gängen wechselnd, bald von diesem bald von jenem speisen würden.

Heut thaten sich all' die alten holzgeschnitzten Schränke und Truhen auf und es stieg daraus das köstliche, alte Tafel-Leinenzeug und das uralte, prachtvolle Silbergeräth, der Stolz des Hauses Pfeiffenberg, hervor, das Brenz mit seinen dienenden Gehülfen schon Tage vorher zum Gebrauche hatte putzen und herrichten müssen.

Dorothea war selbst in den Garten gegangen und hatte ihn geradezu geplündert. Die edlen Nelken vom

Lago Maggiore, die in unerschöpflicher Triebkraft immer neue Blüthen zeitigten, mußten ihr Leben hergeben, um die Tafel zu schmücken; dazu kamen ganze Berge von Rosen, die in der großen Schale, inmitten des Tisches, aufgehäuft wurden. Nun blieb noch eins, und beinah das Schwerste: die Vertheilung der Plätze.

Wo sollte er sitzen? Neben ihr? Unmöglich! Es war ihr, als hätte sie ein böses Gewissen; und sie fühlte, daß sie dann wie gelähmt bei Tische sitzen würde. Also ein paar Plätze davon — aber auch nicht gar zu weit — sie mußte ihn ja doch studiren, erforschen, ergründen.

Endlich war auch das erledigt; der Vormittag war darüber hingegangen; jetzt hieß es, an die Toilette denken.

Zum ersten Male in ihrem Leben war dies heut eine ernste Frage für Dorothea.

Bisher hatte sie kein Gewicht darauf gelegt, wie sie gekleidet war. Ein allgemeines Geschmacksgefühl hatte sie geleitet und meistens auch das Richtige treffen lassen — danach, ob sie gefiel, hatte sie eigentlich nie gefragt. Auf den Vater und den Bruder brauchte sie durch ihre äußere Erscheinung ja nicht zu wirken — wem also hätte sie gefallen sollen? Es war wirklich nicht der Mühe werth, sich zu schmücken. Heut war das anders. Heut wußte sie, daß zwei Augen nach ihr ausschauen, jede Einzelheit ihres körperlichen Bildes prüfen und wägen würden — und es waren die Augen eines Kenners der Schönheit, eines Meisters.

Indem sie jetzt in ihrem Schlafzimmer, bei herabgelassenen Vorhängen, an das Umkleiden ging und an dem hohen Spiegel vorüberschritt, der ihr das Bild ihrer

halb entkleideten Gestalt widergab, kam es ihr zum Bewußtsein, daß dieses duftige, verschlossene Gemach etwas enthielt, wonach die Hälfte der Welt verlangend die Hände ausstrecken würde, einen Gegenstand von unbemeßbarem Werthe, für dessen Besitz so mancher Mann alle übrigen Schätze des Hauses Pfeiffenberg freudig darangegeben haben würde. Das waren ihre Glieder, das war sie selbst, und darum galt es heut, diesen Leib seiner selbst würdig zu behandeln, ihn den Menschen vorzuführen in dem Schmucke, der ihm gebührte.

Als sie vor dem Spiegel stand und sich das Haar durchkämmte, kam ihr der Gedanke, ob sie es nach Art der Gothin auflösen und herabwallen lassen sollte — aber das hätte ja geheißen, sich dem Wahnsinn mit offenen Augen in die Arme liefern. Unhörbar aber zitterten ihre Lippen und flüsterten seine Worte nach: „Göttin! Gewaltige meiner Seele!“ Eine Wolke von Sinnlichkeit und Eitelkeit war um sie her und füllte den Raum wie ein schwerer, narkotischer Duft.

Eine halbe Stunde, bevor man die Gäste erwarten durfte, trat Dorothea aus ihren Gemächern hervor, von Kopf bis zu Füßen in schneeweiße, italienische Seide gehüllt. Das Kleid war tief in den Nacken hinab ausgeschnitten; die Arme waren bis zu den Ellbogen von Aermeln umschlossen, die aber aufgeschlitzt und mit goldenen Schnüren verneſtelt waren, so daß die Haut hindurchschimmerte; die Unterarme waren nackt.

Eine Reihe von Perlen, ein Erbstück von der Mutter her und eine Sehenswürdigkeit an sich, umschloß den vollen, schlanken Hals; ein kleiner Strauß von purpur-

rothen Rosen wiegte sich in den Falten des Kleides über der Brust.

Wie ein wandelndes Schneegebirge, über dem die Sonne aufgeht, so sah sie aus, als sie in den Empfangssalon trat, wo der Etatsrath und Moritz Pfeiffenberg sie mit lauter, ungeheuchelter Bewunderung begrüßten.

Einige Zeit darauf rollten die beiden schweren Kutschen vor das Haus, welche die Gäste brachten.

Der erste Wagen war ganz mit Damen gefüllt. Neben Frau Brinkmann saß deren Cousine, Frau Springmuth, und Beiden gegenüber, auf dem Rücksitz, Jettchen und die Tochter der Frau Springmuth, Ottilie. Der zweite Wagen brachte Vater Brinkmann nebst Herrn Springmuth und außerdem zwei jüngere, ledige Herren, beides entfernte Verwandte des Hauses Brinkmann und geschäftlich mit ihm verbunden. Alles stand sich auf Du und Du; Alles war äußerst gesprächig und fidel gewesen während der Herfahrt; die Damen rauschten ausnahmslos in straffer Seide; die Herren waren in Lackschuhen, Frack und weißer Kravatte, Sommerpaletots über den Armen.

Die Begrüßung mit den Wirthen ging in üblichen korrekten Formen vor sich; die Familie Springmuth war den Pfeiffenbergs von früher bekannt; die beiden jüngeren Herren mußten noch vorgestellt werden. Vater Brinkmann besorgte das:

„Liebe Dorothea, wollen Sie erlauben — Herr Fritz Barkhof, Herr Anton Wohlbrink, meine Associé's."

Die Associé's verneigten sich und küßten die Hand, die Dorothea ihnen zustreckte; als sie das Haupt aufrichteten, blieben Herrn Fritz Barkhofs Augen unwillkürlich an

Dorotheen hangen. Er hatte manchmal von Dorothea Pfeiffenberg sprechen gehört — etwas derartiges hatte er nicht erwartet. Das war ja „first rate“ und mehr als das!

Während man in plaudernden Gruppen umherstand, wurde die Salonthür von außen geöffnet und es erschien als letzter Gast ein Mann, der zunächst dadurch auffiel, daß er nicht im Frack und weißer Kravatte war. Es war der Maler Heinrich Verheißer. Als er den Unterschied zwischen seiner Bekleidung und der der übrigen Geladenen gewahrte, ging ein verlegenes Erröthen über sein Gesicht; im übrigen aber machte er keine üble Figur; der Ueberrock saß knapp und gut auf seiner schlanken Gestalt und er bewegte sich mit weltläufiger Gewandtheit.

Im Augenblick, als er eintrat, kniff Jettchen, die neben Moritz, ihrem Bräutigam, stand, diesen mit allen fünf Fingern der rechten Hand in den Arm; mit aller Gewalt mußte sie sich das Lachen verbeißen.

„Da war er ja!“ Ihre fragenden Augen flatterten zu Dorotheen hinüber — Dorothea aber sah nichts von ihr. Mit herabhängenden Armen stand sie mitten im Salon, den Gruß des Malers, der sich erst vor dem Etatsrath verneigt hatte und jetzt ihr seine Verbeugung machte, mit einer langsamen, schweren Neigung des Nackens erwidernd. Wohin sie in dem Augenblick sah — ob sie überhaupt Jemanden ansah — man hätte es kaum sagen können — ihre Augen waren für einen Moment ganz glanzlos geworden, beinahe wie erloschen.

Durch den Eintritt Heinrich Verheißers war eine Pause in der allgemeinen Unterhaltung entstanden; alles blickte mit einiger Verwunderung auf den inkorrekten

Fremdling. Des Etatsraths joviale Stimme durchbrach die kurze Stille.

„Erlauben die Herrschaften, daß ich Ihnen vorstelle: Herr Maler Verheißer."

Ein Schmunzeln ging über Herrn Brinkmanns Züge — „na ja — das erklärte ja Alles."

Frau Brinkmann hatte die Cousine Springmuth hastig beiseite genommen und ihr mit erschrecktem Gesichtsausdruck etwas zugeflüstert, wahrscheinlich von den dreihundert abgeschnittenen Köpfen.

Vater Brinkmann streckte dem Maler die biedere Rechte hin. „Freut mich, Ihre Bekanntschaft zu machen," sagte er mit halbem Lachen, „habe schon viel gehört — soll ja sehr interessant sein."

Der Maler sah ihn an und wußte nicht recht, was er auf diese Komplimente erwidern sollte — glücklicher Weise thaten sich in dem Augenblick beide Flügel der Thür von außen auf, zum Zeichen, daß angerichtet war.

Die drei Pfeiffenbergs vertheilten sich, indem man zur Tafel schritt, wie üblich, auf die drei Brinkmanns, die beiden Associé's bemächtigten sich der beiden Damen Springmuth — Heinrich Verheißer folgte, ohne Dame, hinterdrein.

Dorothea saß zwischen Vater Brinkmann und Herrn Fritz Barkhof; Heinrich Verheißer hatte seinen Platz an der anderen Seite der Tafel, ihr schräg gegenüber. Indem man sich setzte, glitten ihre Augen über ihn hin; sie gewahrte, wie er mit staunenden, beinah bewundernden Blicken um sich schaute. Die Wände des Zimmers waren von unten bis oben mit dunkler Holztäfelung bekleidet;

in halber Höhe lief ein Gesims herum, auf dem alter, gediegener Hausrath von Krügen, Tellern und Gefäßen aller Art stand; über dem Gesims hingen gute, alte Familienporträts. Durch das Laub vor den Fenstern blickte die Sonne herein; ihre Lichter spielten auf dem braunen Holz der Wände; für ein Malerauge ein reizvoller Anblick. Dazu kam die wahrhaft prachtvolle und in aller Pracht doch geschmackvolle Ausstattung der Tafel selbst; das massive Silberzeug von edler Form, das starke, feine, alte Linnen, das alte Porzellan, die Karaffen von funkelndem Krystall und durch den ganzen Raum verbreitet ein zarter, süßer Blumenduft.

Ohne auf die Menschen Acht zu geben, zwischen denen er saß, blickte Heinrich Verheißer immer noch mit staunenden Augen um sich. Man sah ihm an, wie die schwere Pracht, die ihn umgab, alle seine Sinne gefangen nahm, und er war zu naiv, um den Eindruck, den ihm das hervorbrachte, hinter einer gleichgültigen Miene zu verstecken.

Dorothea, von Vater Brinkmann in behaglicher, von Herrn Fritz Barkhof in energischer Weise ins Gespräch verwickelt, bemerkte das Alles wohl und eine stolze Eitelkeit schwoll ihr zum Herzen. „Siehst Du, daß in unserem Hause Dinge sind, die auch einem Künstler imponiren können?“

O ja, solche Dinge waren da, und der Gegenstand, der ihm am meisten imponirte, saß ihm schräg gegenüber.

Dorothea hatte den Blick wohl gesehen, der zu ihr hinübergehuscht war und sich dann sogleich auf den Teller gesenkt hatte, der vor ihm stand; wie eine taumelnde

Flamme war der Blick aufgeflackert, und als sie sich jetzt herumdrehte, um Herrn Fritz Barkhofs beflissenen Worten zu lauschen, mußte sie heimlich lächeln, weil sie zwischen seinen Worten hindurch immerfort ein Geflüster zu vernehmen glaubte, das über den Tisch zu ihr herüberklang: „Göttin! Gewaltige meiner Seele."

Das Tischgespräch, anfänglich nur gemessen und halblaut, als wenn es von der Feierlichkeit der Umgebung zurückgehalten würde, schwoll mit jedem neuen Gange zu stärkerer Lebendigkeit an, die edlen Weine aus dem Pfeiffenberg'schen Keller entzündeten die Gemüther zu Flammen — schade nur, daß diese Flammen nicht gerade zur Erleuchtung der Welt dienten. Man war ja „unter sich" und also drehte sich Alles um die Familie und das Geschäft, eine Unterhaltungsart, die einen nichtbetheiligten Fremden zur Verzweiflung treiben mußte.

So ungefähr erging es Heinrich Verheißer, der inmitten der schwatzenden, lachenden, einander zutrinkenden Leute schweigsam wie der steinerne Gast dasaß. Er wußte nicht, was er mit ihnen sprechen sollte, sie wußten nicht, was sie mit dem fremden Menschen anfangen sollten. Nur einmal hatte Frau Brinkmann, neben der er saß, den Versuch gemacht, ihn anzureden; der Versuch aber schien mißglückt zu sein. Dorothea hatte gesehen, wie sie eine Frage an ihn richtete und wie er, ohne zu antworten, gelacht hatte. Natürlich zog Frau Brinkmann sich zurück und unterließ weitere Annäherungsversuche.

So reihte sich Stunde an Stunde; die Falte auf Heinrich Verheißers Stirn, die beim Beginn der Mahlzeit fast ausgeglättet gewesen, vertiefte sich allmählich wieder;

er empfand, da er sich nicht unterhielt, die Länge der Zeit, wie man die Länge der Nacht empfindet, wenn man nicht schlafen kann. Auch zu Dorothea, die sich ja mit ihren Nachbarn, insbesondere mit Herrn Fritz Barkhof sehr gut zu unterhalten schien, blickte er nicht mehr hin; seine Augen starrten, in finsteren Träumen, vor sich nieder.

So kam es, daß er auch nicht wahrnahm, wie Dorotheens Blicke zu ihm herüberkamen und manchmal, nachdem sie wie suchend an seinem finsteren Profile herumgetastet hatten, lange an ihm haften blieben. Wie merkwürdig war der Unterschied zwischen ihm und diesen anderen Menschen! Wie so ganz anders sah er aus! Ob dieser Mensch überhaupt vergnügt sein konnte? Es war ihr, indem sie ihn ansah, als stände eine dunkle Gestalt unsichtbar hinter ihm und als säße er im Schatten dieser Gestalt, im Schatten der träumenden Melancholie.

Noch einmal aber wachte er aus seinem Brüten auf. Als die Dämmerung hereingebrochen war, wurden mächtige silberne Armleuchter, mit Wachslichtern besteckt, auf die Tafel gesetzt, und der rothe flackernde Kerzenglanz verlieh dem Zimmer einen neuen malerischen Reiz.

Wie die Tafel und das Tafelgeschirr aufblitzte! Wie die Schatten sich schwarz und dick in den Ecken und Kanten zwischen Decke und Wänden zusammenballten! Wie ihm das gefiel! Dorothea sah, wie er das Haupt erhob und wie seine Augen aufleuchteten; sie fühlte sich beinah beglückt. Ihr Bestreben, einen Schutzwall zwischen sich und ihm zu errichten, war ja so über alles Maß gelungen, daß sie beinah bedauerte, ihn zu dieser Gesellschaft hinzu-

gezogen zu haben. Nun war doch wenigstens etwas, was ihm Freude bereitete.

Auch die längste Mahlzeit aber nimmt schließlich ihr Ende; man hörte das knackende Geräusch der Riegel, die an den zum Garten führenden Glasthüren aufgeschoben wurden; Dorothea nickte fragend dem Vater zu, und im nächsten Augenblick rückten die Stühle. Durch die geöffneten Pforten begab man sich in den Garten, indem man die Hitze des Zimmers mit der wohlthuenden Kühle der Natur vertauschte.

„Es ist eben wahr, liebe Dorothea," sagte Frau Brinkmann, indem sie Dorotheen mütterlich und doch respektvoll auf die Stirn küßte, „in Ihrem Hause geht alles wie am Schnürchen — es ist ein Staat!"

Unter den Linden, im Freien, wo es noch leidlich hell war, stand der Kaffeetisch angerichtet; eine Batterie von Liqueurfläschchen neben der großbauchigen Kaffeemaschine; mitten auf dem Tische Cigarrenkisten, die ihre firmengeschmückten Deckel zurückgeworfen hatten, stolz, als wüßten sie, was ihr Inneres barg. Dorothea bot den Gästen mit eigener Hand die Kaffeetassen an; der Etatsrath machte für den Liqueur, Moritz Pfeiffenberg für die Cigarren den Wirth.

Nachdem sie Damen und Herren versorgt hatte, suchte Dorothea mit den Augen nach Heinrich Verheißer. Er stand abseits, in das Abendroth hinausblickend, das über den Wipfeln des Parks lag. Sie mußte einen kleinen Weg machen, um zu ihm zu gelangen.

Als er ihr Kleid hinter sich rauschen hörte, wandte er sich hastig um und mit einer Verbeugung nahm er die

Tasse aus ihren Händen. Er sagte nichts, er sah sie auch nicht an, aber er war dunkelroth geworden.

Dorothea blieb stehen; es mußte doch endlich einmal gesprochen werden. Sie zwang ihre Stimme zur Ruhe.

„Haben Sie sich einigermaßen unterhalten?“ fragte sie. „Ich sah Sie einmal lachen, als Frau Brinkmann eine Frage an Sie richtete?“

„Ja ja,“ erwiderte er rasch, und ein Zucken ging über sein Gesicht, „es war aber auch zu drollig, was sie frug: ob ich mich nicht grauelte, wenn ich so schreckliche Sachen malte.“

Dorothea lächelte leise. Plötzlich sah er auf und ihr aus nächster Nähe ins Gesicht:

„Finden Sie meine Sachen auch so schrecklich?“

Die Aufforderung, Bekenntniß abzulegen, kam so plötzlich, daß sie unwillkürlich zusammenfuhr und Mühe hatte, sich zu fassen.

„O — nein —,“ sagte sie leise. „Ihre sonstigen Werke kenne ich ja nicht, aber was Sie hier —“

Sie brach im Satze ab; Heinrich Verheißer schwieg, und so standen sie eine Zeit lang, Beide stumm vor sich hin blickend.

War es denn möglich, in diesem Tone weiter zu sprechen? Sie wußte, was er ihr geschrieben, er wußte, daß sie es gelesen hatte — und nun sollten sie hier nebeneinander stehen und Rendensarten wechseln wie gleichgültige Gesellschaftsmenschen?

Die leicht bewegte Abendluft wehte von ihr zu ihm hinüber und trug ihm ihren Duft zu, den Duft aus ihrem

Kleide, ihren Blumen, ihrem Haar, den ganzen Duft ihrer im heißen Zimmer warm gewordenen Lieblichkeit.

Die Stunde kam ihm wieder, da er dieses Weib, das jetzt so unnahbar, wie ummauert in seinem vornehmen Kleide neben ihm stand, ganz anders, ganz ohne Schutz und Schranken gesehen hatte, und die Erinnerung legte sich wieder, wie eine schwere heiße Hand auf ihn, so daß er wie an den Boden gewachsen stand und in allen Gliedern zu zittern begann.

Ob sie seine Gedanken errieth — ob die Gluthwelle, die in ihm aufstieg, zu ihr hinüber wallte — auch sie fühlte, wie es schwül in ihr wurde und daß es unmöglich war, vor den Augen der Gesellschaft länger noch mit ihm hier zu stehen.

„Ich — wollte Sie noch etwas fragen — über Ihr Bild," brachte sie stockend, mit heiserem Laute hervor, gleichzeitig wandte sie sich zur Gesellschaft zurück. Heinrich Verheißer folgte ihr.

Die Dämmerung hatte inzwischen so zugenommen, daß man die Einzelnen kaum mehr genau unterschied. Eine Gruppe roth glühender Cigarren bekundete, daß sich drüben auf der anderen Seite des Tisches die Herren zusammengefunden hatten; zu einem wispernden Häuflein geballt, saßen unweit davon die Damen; an der Seite des Halbrundes, wo Dorothea jetzt herantrat, waren einige Stühle frei.

Sie setzte sich; Heinrich Verheißer zog einen Stuhl neben den ihrigen und nun saßen sie, Seite dicht an Seite, von den Uebrigen getrennt.

„Ich wollte Sie fragen," begann sie, den Kopf halb

zur Seite, nach ihm hingewandt, damit er ihre halblaut gesprochenen Worte verstände, „was Sie veranlaßt hat, einen so merkwürdigen Gegenstand zu wählen?“

„Weil es mich trieb,“ entgegnete er, ohne zu zögern, „einen Menschen in einer großen Verzweiflung zu schildern.“

„In — Verzweiflung?“ fragte sie langsam.

„Ja, einen Menschen, der sein Ganzes und sein Alles an eine große Sache drangesetzt hat und der nun dahinterkommt, daß alle Kraft, aller Muth, alles Kämpfen und Ringen zu nichts hilft, wenn das Schicksal gegen den Menschen ist.“

„Und das — ist der Tejas?“

„Jawohl,“ erwiderte er, „der Tejas, der geglaubt hat, es müßte ihm gelingen, weil er ein Held ist, die Gothen wieder hinaufzureißen zu ihrer alten Herrlichkeit, und der nun dahinterkommt, daß es aus ist mit Allem und daß die Gothen zu Grunde gehen müssen vor einem Eunuchen.“

Seine Worte kamen wie geharnischte Männer aus seinem Munde; wie ein Strom von Kraft ging es von ihm aus.

Mit dem Schauer des Weibes, das die Männlichkeit empfindet, lauschte ihm Dorothea. Sie stützte den Ellbogen auf die Armlehne ihres Stuhls, das Kinn auf die Hand und beugte sich tiefer zur Seite.

„Ist es denn richtig,“ fragte sie weiter, „ich habe immer gehört, daß die Künstler die Gedanken, die sie begeistern, aus ihrem eigenen Innern nehmen?“

„Anders wird's wohl nicht sein," gab er mit einem kurzen Lachen zur Anwort.

„Und also — die Verzweiflung, von der Sie sprachen —"

„Ist eben das," sagte er kurz, „was ich in mir herumgeschleppt habe, Jahre lang."

Dorothea zuckte auf und warf den Kopf zu ihm herum. Sein Gesicht war dicht vor ihrem Gesichte und seine Augen, in der Dunkelheit ganz groß und schwarz, tauchten sich in ihre Augen. Seine Lippen waren aufeinander gepreßt; sie hörte, wie der erregte Athem ihm durch die Nase ging.

„Verzweiflung?" fragte sie, und ihre Frage war ein Hauch.

Er beugte den Mund an ihr Ohr. „Ja," stammelte er, „bis jetzt — aber von jetzt nicht mehr." Plötzlich fühlte sie ihre Hand ergriffen, mit wüthendem Druck in seine Hand gepreßt und gleich darauf seine Lippen auf ihrer Hand.

Entsetzen faßte sie. „Um Gotteswillen!" flüsterte sie, indem sie ihm ihre Hand entriß. Sie wollte aufstehen, aber sie sank an die Rücklehne des Sessels zurück.

Regungslos saß er neben ihr. Dann hörte sie wieder seine Stimme: „Verzeihen Sie mir," sagte er leise.

Ihre Brust hob und senkte sich; ohne sich aufzurichten, drehte sie den Kopf zu ihm hin. „Wir können hier nicht weiter sprechen," zischelte sie.

„Nein," gab er gedämpft zur Antwort, „aber ich muß Sie sprechen — kommen Sie in die Halle?"

Sie holte das Taschentuch hervor, drückte es an den Mund und antwortete nichts.

„Kommen Sie in die Halle,“ wiederholte er, dringender als zuvor.

Unter dem Taschentuche nickte sie „ja“.

„Wann werden Sie kommen?“ fragte er weiter.

„In — den nächsten Tagen,“ kam es von ihr zurück.

Er rückte ihr wieder ganz nah, so daß sie seinen Hauch an ihrem Ohre fühlte.

„Kommen Sie morgen!“

Durch die Dunkelheit hindurch sah er, wie ihre Finger das Tuch vor ihrem Munde zusammendrückten.

„Kommen Sie morgen!“ drängte er noch einmal.

Plötzlich stand sie auf. „Morgen,“ sagte sie, indem sie den Stuhl zurückschob und an den Tisch unter die Gesellschaft trat.

„Ich glaube, Papa, wir müssen Lichter kommen lassen,“ wandte sie sich dahin, wo die Cigarren glühten, und Heinrich Verheißer, der auf seinem Platze geblieben war, staunte über ihr Beherrschungsvermögen. Das „Morgen“, das sie zu ihm gesprochen, hatte wie das letzte Wort eines Menschen geklungen, der zum Schaffot geht, und jetzt war ihre Stimme gleichgültig ruhig, als hätte kein Lufthauch den Spiegel ihrer Seele bewegt.

Bevor sie noch ein Zeichen zu geben brauchte, erschien bereits der alte Brenz mit einem jüngeren Diener, Beide Windlichter in Glasglocken in den Händen, die sie auf den Tisch setzten. Sobald der Lichtglanz sich verbreitete, erhob sich Heinrich Verheißer und zog sich aus der Helle zurück. Er hatte hier nichts mehr zu suchen; Dorothea gehörte ihm für jetzt nicht mehr; er mußte ihr Zeit lassen,

sich in der anderen Welt wieder zurechtzufinden, das fühlte er.

Im Dunkel der Bäume, allen Andern unsichtbar, blieb er stehen und blickte zurück und sah, wie Dorothea, am Tische stehend, vom Kerzenlichte röthlich angestrahlt, den Dienern Weisung ertheilte, den Tisch abzuräumen und den Thee zu bereiten, und wie sie sich alsdann zu den anderen Damen wandte.

Wie sie schön war! Wie er sie bewunderte in ihrer Sicherheit! Er dachte daran, was für ein Augenblick das sein müßte, wenn solch ein stolzes, sicheres, von ihrer Willenskraft umschmiedetes Weib zu schmelzen beginnt, wenn es hülflos wird und widerstandslos in die Arme eines Mannes sinkt. Er war kein Frauenverführer; heut aber, indem er die rasende Wonne empfand, die dieser Gedanke in ihm entzündete, begriff er, was das ist, was Männer zu Frauenverführern macht.

„Es ist ja wohl schon ganz spät geworden,“ sagte Herr Brinkmann, indem er beim Scheine der Lichter die Uhr hervorzog und feststellte, daß man schon weit in den Abend hineingekommen war. „Kinder, Kinder, wir müssen nach Haus.“ Frau Brinkmann erhob sich mit einem Ruck und pflichtete ihrem Eheherrn laut und energisch bei; die leise klagenden Einwendungen der jüngeren Gesellschafts-Mitglieder wurden zum Schweigen gebracht; die Aufforderungen der Wirthe, den Aufbruch nicht zu überhasten, wurden dankend abgelehnt.

Am Tische stehend, schlürften die Damen ihren Thee, die Herren ihr Bier, Frau Brinkmann sah sich um.

„Nein, aber wissen Sie, liebe Dorothea," sagte sie, als sie Heinrich Verheißer nicht mehr gewahrte, „dieser Maler, das ist ja wirklich ein ganz komischer Mensch, wie es mir scheint."

Damit war das Eis gebrochen. Alle hatten dasselbe empfunden, aber aus Respekt vor den Wirthen nichts gesagt. Frau Brinkmann hatte die Parole gegeben; eine allgemeine halblaute Zustimmung erfolgte.

„Sitzt den ganzen Mittag," fuhr Frau Brinkmann fort, „und spricht kein Wort, und wenn man ihn etwas fragt, lacht er nur."

Vater Brinkmann ließ das gewohnte Lachen hören, zu dem er sich gedrungen fühlte, wenn das Gespräch auf den Maler kam. „Na," sagte er, „gegessen und getrunken aber hat er ganz wie ein regelrechter Mensch."

„Wär' ja dumm gewesen, wenn er's anders gemacht hätte," meinte der Etatsrath, „von seinen Oelfarben kann doch so ein Maler nicht essen."

Jettchen kreischte entzückt auf; Dorothea blieb völlig theilnahmlos, als ginge sie das Alles nichts an.

Es war ihr in diesem Augenblick ganz recht, daß Herr Fritz Barkhof, der die Scheidestunde bevorstehen sah, sich wieder energisch um sie zu schaffen machte. So brauchte sie nicht darauf hinzuhören, was jene da sprachen.

„Hat er Ihnen denn mehr anvertraut?" wandte sich Frau Brinkmann an Dorothea. „Sie saßen ja vorhin mit ihm zusammen, und er schien Ihnen eine Menge zu erzählen?"

Dorothea schrak innerlich auf; man hatte also gesehen.

In ihrem Gesichte aber regte sich keine Miene, in ihrer Stimme nicht die leiseste Erregung.

„Wir haben über sein Bild gesprochen," erwiderte sie gleichgültig. Es war die Wahrheit, und doch hatte sie, indem sie es sagte, ein Gefühl von Schuld. Ein Geheimniß hatte sie mit dem Manne, und wenn sie an das „Morgen" dachte, an das Stelldichein, das sie ihm zugesagt, war es dann noch ein harmloses Geheimniß? Die Frage jener Frau war wie der Mahnruf der korrekten Welt, der sie heut noch angehörte und aus der sie morgen vielleicht hinaustreten wollte. Aber daß der Mahnruf auch grade aus diesem Munde kommen, daß grade jetzt Herr Fritz Barkhof ihr zeigen mußte, wie sie ihm gefiel — sie fühlte mit einem Male, daß diese korrekte Welt nicht ihre Welt mehr war.

Eine halbe Stunde danach vernahm Heinrich Verheißer, der ruhelos im Parke umherstrich, das dumpfe Rollen der Wagen, welche die Gäste von dannen trugen, und wieder einige Zeit darauf, erschien an der Stelle, wo vorhin die Gäste gesessen und die Windlichter gestanden hatten und die nun dunkel geworden war, eine einsame weiße Gestalt.

Von dem Orte, wo sie sich befand, senkte sich der Boden des Parks etwas, so daß sie höher stand, als er; deutlich konnte er sie daher gewahren.

Es schien, daß auch sie noch keine Ruhe fand, denn er sah sie unter den Bäumen, die an dem Hause entlang gepflanzt waren, auf und ab und wieder auf und ab gehen.

Wenn er jetzt zu ihr herangetreten wäre, so wären sie ganz für sich und ungestört gewesen — aber eine Scheu hielt ihn zurück; sie hatte heut schon soviel durchgemacht; er wollte sie nicht noch einmal durch seine Nähe quälen und verwirren.

So blieb er, wo er war, und sah ihr zu. Der Mond war aufgegangen und in seinem Lichte leuchtete und blinkte die Gestalt, daß sie aussah, wie eine wandelnde Fee. Die warme, stille Sommernacht um ihn her — es war ihm, als stände er mitten in einem Märchen.

Von armen Eltern geboren, in Dürftigkeit aufgewachsen, hatte er heut zum ersten Male hinter die goldenen Pforten des Reichthums geblickt und seiner sinnlichen Künstlernatur hatte es in dem Lande gefallen, sehr gut. In diesem Gebiete, das ihm so neu war, in dem er sich so unbeholfen vorkam, bewegte sie sich mit der Sicherheit der reichgeborenen Natur — er fühlte sich ihr gegenüber wie ein Vasall gegenüber einer Königin. Und sie selbst hatte ihn hereingerufen in das goldene Land, sie selbst das herrliche, gebietende Weib hatte sich zu ihm gesetzt, zu ihm gebeugt, in seiner Seele geforscht, wie kein Mensch es noch gethan, — wie er ihr dankbar war, wie sein ganzes Wesen ihr zu Füßen lag, wie er sie liebte!

Und immer mehr wollte sie ihm geben, morgen wollte sie kommen, ganz nur sie selbst, ganz nur zu ihm — ein Schauer überrieselte ihn — was würde es ihm bringen, dieses „Morgen“? Es war ihm, als würde ein Schatz von unermeßlichen Kostbarkeiten vor ihn hingetragen werden und als würde er darüber gebieten dürfen, als Herr.

Jetzt wandte sich die Einsame dort oben dem Hause zu; sie trat in die Thür, aber bevor sie im Innern verschwand, kehrte sie sich noch einmal um und blieb auf der Schwelle stehen. Blickte sie nach Jemandem? Suchte sie nach Jemandem? Sah es doch beinah so aus. Ihre Arme hingen nieder, aber es war, als reckte sich die Gestalt, als dehnte sie sich, wie die zum Körper gewordene Sehnsucht, wie ein lang hinströmender Seufzer des Verlangens.

Lange noch, nachdem sie verschwunden, verharrte er an seinem Fleck, und erst als alle Lichter im Hause erloschen waren und das ganze Haus in tiefer Stille versank und entschlief, kehrte er zu seiner Behausung zurück.





Achtes Kapitel.

Das Haus schlief — aber in dem Hause war Eine, die keinen Schlummer fand, die mit wachen, offenen Augen hinausträumte in die dämmernde Nacht — Dorothea.

Wenn der Mensch im Mutterleibe am Abende vor seiner Geburt zu dem Bewußtsein erwachte, daß morgen das Leben beginnt — würde er in der Nacht schlafen? Da sie wußte, daß morgen das Leben für sie begann — konnte sie schlafen? Es war ihr, als thäte sich ein unermeßlich weites Land vor ihr auf, fremdartig, wie sie es nie gesehen. Wolken überschatteten die Gegend, und aus den Wolken klang es wie von flüsternden Stimmen, „komm weiter! komm mit!“ Sie wußte nicht, wohin der Weg sie führte, sie wußte und fühlte nur, daß sie gehen und folgen mußte. Ja — sie mußte!

Alles, was sie bisher erfüllt und erregt hatte, war wie ein Rausch gewesen; eine Art von Neugier hatte sie an den fremden seltsamen Mann geknüpft — seit heut Abend war das plötzlich anders geworden, heut Abend hatte sie gehört, daß er unglücklich war und daß sie ihm

helfen konnte, sie — das Fieber war plötzlich zur Wärme geworden, die Gluth ihrer Sinne zum Herzensgefühl — sie liebte den Mann.

In ihrer Seele spielte sich während der schlaflosen Stunden dieser Nacht die ganze Leidensgeschichte des weiblichen Geschlechtes ab, die heilige Leidensgeschichte, die aus dem Bedürfniß des Weibes hervorgeht, sich zu opfern für den bedeutenden Mann.

Das untergeordnete Weib drängt sich an den glänzenden Mann — das bedeutende Weib beugt sich zu den Schmerzen des leidenden Mannes und indem sie die Lippen auf seine Wunden drückt, saugt sie die Liebe wie einen Todestrank in sich, der nur um so tiefer berauscht, je sicherer sie fühlt, daß er sie tödten wird.

Gegen Morgen hatte Dorothea noch einige Stunden Schlaf gefunden, so daß sie gekräftigt und stark sich erheben konnte. Alle Qual der Unruhe war von ihr gewichen; das, was sie als ein sträfliches Geheimniß in sich getragen hatte, war kein Geheimniß mehr, wie eine Aufgabe empfand sie es, wie eine Sendung, von der man zu Anderen nicht spricht, weil die Sendung eine heilige ist.

So schön, wie an diesem Morgen, als sie mit Vater und Bruder auf der Terrasse zusammensaß, hatte sie vielleicht noch nie im Leben ausgesehen; ein weihevoller Friede lag auf den edlen, blassen Zügen und es fiel ihr auch nicht schwer, an dem Gespräche der Beiden, die sich über die gestrige Gesellschaft unterhielten und amüsirten, mit ruhigem Lächeln theilzunehmen.

Das Alles berührte von nun an ihr eigentlichstes Wesen nicht mehr; das Alles ging über sie dahin, wie

das Wellenschlagen der bewegten Oberfläche des Meeres über der Tiefe des Oceans dahingeht, zu der sie nicht hinunterdringt, nicht hinabreicht, wo ewige, von Stürmen unbewegte Stille herrscht.

Freilich — es giebt auch für die Tiefe des Oceans einen Sturm, der nicht von oben, sondern von unten kommt und der, wenn er einmal kommt, schrecklicher ist, als die Gewalt des Windes, der Berge einstürzt und Thäler ausfüllt und ein neues Gesicht in das Land der Tiefe zeichnet — das Erdbeben. Aber wer denkt an das Erdbeben, wenn er eben den Grund erreicht hat, der ihm für alle Zeit fest zu stehen scheint?

Als nachher der Etatsrath mit Moritz Pfeiffenberg aufbrach, gab ihnen Dorothea, gegen ihre sonstige Gewohnheit, bis an den Wagen das Geleit. Es war ihr so merkwürdig zu Muthe, beinah, als nähme sie Abschied von ihrem Vater; nicht weil er davonfuhr, sondern weil sie auf eine Reise ginge, auf eine weite Reise. Aber es war kein Fragen und kein Zagen mehr in ihr und darum auch kein Schmerz.

Von der Schwelle des Hauses blickte sie den Abfahrenden nach, dann wandte sie sich — und nun war das „Morgen" zum „Heute" geworden und es gab keinen Aufschub mehr. Es sollte auch keinen mehr geben, und entschlossenen Schrittes ging sie durch das Haus in den Garten und auf kürzestem Wege der Halle zu. Im Augenblick aber, als sie die Halle erblickte, packte sie noch einmal die Angst und zwar mit solcher Gewalt, daß sie im raschen Gange jählings stockte und stehen blieb. Das

Herz schlug ihr bis in den Hals, als ob es aus ihr hinausspringen wollte.

Es war noch nicht möglich — einen Augenblick noch — sie bog noch einmal zur Seite und machte noch einen Gang durch den Park.

Im Gehen kam ihr die Ruhe zurück; ihr Herz hörte auf, zu klopfen; „er braucht Dich ja", flüsterte die Erinnerung ihr zu und indem sie dieses dachte, wurde ihr das Herz wieder warm und Alles war überwunden. Ohne noch einmal zu zögern, schritt sie nun auf die Halle zu und im nächsten Augenblick trat sie ein.

Heinrich Verheißer stand vor seinem Bilde, das Gesicht zur Thür gewandt, als Dorothea die Schwelle überschritt. Sie legte die Thür ins Schloß, dann ging sie auf ihn zu, die Augen mit einem großen, stillen Blick auf ihn gerichtet, er trat ihr einige Schritte entgegen und sie blieb stehen.

„Guten Tag," sagte sie einfach, indem sie ihm die rechte Hand entgegenstreckte. Er ergriff ihre Hand, er erwiderte nichts, küßte auch nicht ihre Hand, sondern hielt sie nur in der seinigen fest und blickte ihr in das Gesicht.

Die Erregung, die sie eben durchwühlt hatte, lag noch wie der Schatten eines fernen Ungewitters auf ihren Zügen; die Augen blickten weit geöffnet aus dem bleichen Antlitz; und durch den stolzen Gliederbau ging ein leises Zittern.

Heinrich Verheißer ließ langsam ihre Hand niedergleiten und trat einen Schritt zurück, den Blick auf sie gerichtet.

„Herr Gott," sagte er dann mit dem Ausdruck tiefsten unwillkürlichen Staunens, „wie schön Sie sind."

In demselben Augenblick lag er auf den Knieen vor ihr und hatte ihre beiden Hände erfaßt, die er nun an die Lippen riß und wieder und immer wieder mit Küssen bedeckte.

„Nein, bitte," sagte Dorothea leise, „nein, bitte, bitte, nicht so!"

Aber er hörte sie jetzt nicht. Ganz nah hatte er sich an sie herangeschoben und nun warf er von unten herauf beide Arme mit inbrünstiger Gewalt um sie, indem er sein Haupt an ihren Leib preßte.

Dorothea stützte beide Hände auf seine Arme, um sich von ihnen zu befreien; eine Angst erfaßte sie vor dieser rasenden Leidenschaft. Er bemerkte ihre Versuche, er fühlte, wie ihr Leib sich in seinen Armen sträubte, aber er gab nicht nach. Er warf das Haupt empor; richtete das glühende Gesicht zu ihr auf. „Haben Sie denn wirklich keine Ahnung, wie schön Sie sind? Wie wahnsinnig schön?" flüsterte er.

„Aber so dürfen Sie nicht —" stieß sie hervor, und jetzt klang ihre Stimme zornig und gebietend; in demselben Augenblick war sie frei. Seine Arme sanken herab, er sprang auf die Füße, wandte sich ab und griff sich mit der Faust in das kurz gelockte Haar. Mit dem Fuße stampfend, zerrte er sich in den Haaren, als wollte er sich bestrafen für das, was er eben gethan.

Dorothea stand mit wogendem Busen; Empörung toste in ihren Adern, sie hatte Unerhörtes erlebt. Zum ersten

Male hatte ein Mann sie berührt, und Alles, was der Instinkt ihr von den Männern gesagt hatte, bestätigte sich ja, es war ein gewaltthätiges Geschlecht. An ihrem Leibe fühlte sie den Druck seiner umstrickenden Hände noch; es war ihr, als müßte sie sich glatt streichen von den Spuren, die sie hinterlassen hatten. Und doch — unbegreiflich — indem sie, noch der Empörung voll, sich scheuen Blicks ihm zuwandte und gewahrte, wie er gegen sich selbst wüthete, wandelte sie beinah eine Lachlust an. Sie schüttelte den Kopf. Alles, was er gesagt hatte, war so drollig naiv, so urwüchsig herausgekommen, so ganz das Gegentheil von der Art, mit der Gecken Schmeicheleien anbringen. „Haben Sie denn wirklich keine Ahnung, wie wahnsinnig schön Sie sind?" Hatte je ein Liebhaber so zu einer Frau gesprochen? Dieser Mensch war ja ein Kind; sie war die Vernünftige von Beiden; und Kindern muß man helfen, wenn sie unvernünftig sind.

„Wir haben ja doch miteinander sprechen wollen," sagte sie, „da müssen Sie doch selbst einsehen, daß wir dazu ruhig und vernünftig sein müssen?"

Ihre Stimme hatte wieder den gewohnten, ruhigen Ton; Heinrich Verheißer warf den Kopf herum und blickte sie an; ein maßloses Staunen malte sich auf seinem Gesicht.

„Sehen Sie," sagte er, „das ist nun wieder geradezu großartig!"

Dorothea lächelte. „Aber was denn nur?"

„Daß Sie jetzt schon wieder so ruhig sein können," erwiderte er, „daß Sie sich so in der Gewalt haben! Das

habe ich schon gestern Abend an Ihnen bewundert! Sie müssen wahrhaftig eine kolossal bedeutende Natur sein!"

Die maßlose Huldigung, die in den Worten lag, kam aus so ehrlicher Ueberzeugung, daß Dorothea kein Mensch hätte sein müssen, wenn sie ihr nicht geschmeichelt hätte.

Sie streckte ihm wieder die Hand hin. „Wo kommen wir denn hin," sagte sie, „wenn nicht wenigstens Einer von uns Beiden vernünftig bleibt?"

Wie ein Schulknabe, der ein böses Gewissen hat, stand er da, ohne ihre Hand zu berühren.

„Sind Sie denn auch wirklich nicht mehr böse?" fragte er.

Sie hielt die Hand ausgestreckt. „Nur artig müssen Sie sein," sagte sie. Beinah schalkhaft war sie geworden, die ernste Dorothea, und es stand ihr allerliebst.

Heinrich Verheißer trat heran, nahm ihre Hand und legte sie zwischen seine beiden flachen Hände, so daß es aussah, als packte er sie zwischen denselben ein.

„Mit Vorsicht zu behandeln," sagte er lachend, „kostbar und zerbrechlich." Er sah auf die edelgeformte weiße Hand nieder, die in seiner gebräunten Tatze lag, drückte die Lippen auf die innere Fläche, drehte sie herum und küßte den Handrücken und dann langsam Finger nach Finger.

Dorothea überließ ihm ihre Hand und sah seinem tollen Gebahren lächelnd zu. Als er jetzt aber wieder im Begriffe schien, auf die Knie zu fallen und das Spiel von vorhin zu wiederholen, hob sie leise drohend die Linke. Sogleich wurde er ruhig.

„Nein, nein," sagte er rasch, „soll nicht wieder vorkommen!"

Sie fühlte, daß sie Macht über ihn gewann und nickte ihm freundlich zu. Als Heinrich Verheißer das bemerkte, sprang er vor sein Bild und klopfte mit dem Finger dem gemalten Tejas auf die Schulter. „Du hast's getroffen," rief er, „Du weißt's, was man an ihr hat!"

Mit funkelnden Augen wandte er sich an Dorothea. „Gefällt Ihnen die?" fragte er, indem er auf die Gothin zeigte.

Dorothea trat vor das Bild und blickte lange, schweigend darauf hin. Er stand zu ihrer Seite und beobachtete sie und sah, wie die Gluth von ihrem Halse zu ihrem Gesichte emporstieg. Sie wiegte den Nacken.

„Ich kann mir nur nicht denken," sagte sie, „daß Ihnen an meinem Urtheil etwas liegt."

Mit einem Schritte war er hinter ihr; das Gesicht über ihre Schulter erhebend, flüsterte er ihr zu:

„Was Sie mir sagen, ist mir mehr werth, als was die ganze Welt mir sagt, antike und moderne, civilisirte und uncivilisirte."

„Die Gestalt," sagte Dorothea, laut vor sich hinsprechend, „ist wie das Bild; Beide finde ich wunderschön."

„Hurrah!" schrie Heinrich Verheißer, mit einer Stimme, daß die ganze Halle widerklang; dann rannte er, mit beiden Armen in der Luft umherfuchtelnd, im Raume auf und ab.

„Das ist der schönste Tag meines Lebens!" rief er, „der schönste Tag!" Wieder blieb er vor Dorotheen stehen.

„Sie müssen nicht denken, daß ich Ihnen Schmeicheleien sage, schmeicheln kann ich überhaupt nicht, aber wenn ich Sie so vor meinem Bild stehen sehe, und sehe, wie Sie es so ansehen, mit Ihren klugen, bedeutenden

Augen, und wie das Alles in Sie hineingeht, die ganze Geschichte, daß Ihnen geradezu warm dabei wird und das Herz zu klopfen anfängt, sehen Sie, Sie müssen das nicht falsch verstehen, ich kann's Ihnen nicht anders beschreiben, dann ist mir, als wären Sie eigentlich ich selbst, das heißt, Sie müssen das nicht falsch verstehen, so das Allerinnerste in mir, Phantasie und Verstand und Alles zusammen, was man so die Seele nennt, das meine ich, und wenn das nun so vor mein Bild hintritt und sagt, es ist gut, na ja, sehen Sie, das müssen Sie doch selbst einsehen, daß das famos ist! zum wahnsinnig werden, famos!"

Dorothea war plötzlich ganz ernsthaft geworden und indem sie ihn mit großen Augen ansah, bannte sie ihn mit ihrem Blick.

„Wissen Sie denn," sagte sie, „daß das eine sehr ernste Sache ist, was Sie da eben gesprochen haben? Anders als aus dem Herzen, können Sie ja doch nicht sprechen — und wenn es so ist —" sie verstummte mitten im Satze und senkte nachdenklich das Haupt. Dann wandte sie sich nach der Bank.

„Sie wollten mir ja erzählen," fuhr sie fort, indem sie sich niedersetzte, „warum Sie so voller Verzweiflung gewesen sind."

„Und warum ich es jetzt nicht mehr bin," fiel er ein, indem er sich neben sie setzte. Er saß unmittelbar an ihrer Seite — langsam schob sie sich etwas hinweg, so daß ein Zwischenraum zwischen ihnen entstand.

Es trat eine Pause ein: Sie blickte fragend auf ihn hin.

„Gott, wissen Sie," sagte Heinrich Verheißer, „Sie müssen nicht denken, daß ich Ihnen eine lange Lebensgeschichte in so und soviel Kapiteln erzählen will." Er hatte die Augen vor sich hin gerichtet. „Es ist eine ganz verdammt einfache Chose, die sich mit zwei Worten beschreiben läßt: ich bin ein armer Teufel und habe immer hoch hinaus gewollt — das ist die ganze Geschichte."

Dorothea schwieg.

„Kennen Sie die Weinmeisterstraße in Berlin?" fragte er plötzlich.

„Nein," erwiderte sie.

„Na, dann seien Sie froh," sagte er, indem er aufsprang und, die Hände in den Hosentaschen, auf und niederzugehen begann.

Sie müßte sich das Lachen verbeißen. „Warum denn?" fragte sie, indem sie ihm nachsah.

„Da bin ich nämlich geboren," versetzte er. „Nun stellen Sie sich mal vor: in der Weinmeisterstraße in Berlin geboren, und dabei die Passion, Bilder zu malen à la Raphael und Michel Angelo — ist gut? Nicht wahr?"

„Sie mögen bitter zu kämpfen gehabt haben," meinte Dorothea, „und manchmal Enttäuschungen erlitten haben."

Heinrich Verheißer blieb jählings stehen, warf den Kopf zu ihr herum und drückte beide Hände an die Ohren. „Manchmal?" schrie er, „o heilige Unschuld — Du redest wie eine schöne junge Dame am Ufer der Elbe, zwischen Blankenese und Nienstedten!" Dann trat er dicht vor sie hin. „Manchmal," wiederholte er; „wissen Sie was? Der ganze Kerl, der hier ergebenst vor Ihnen steht, ist eine

einzige, auf zwei Beinen umherwandelnde Enttäuschung! Wenn Sie das Freudenfeuer gesehen hätten, das ich grade den Tag, bevor der Werner mir die Bestellung von Ihrem Herrn Vater brachte, mit meinen Entwürfen angezündet habe — ich sage Ihnen —"

„Verbrannt haben Sie sie?" fragte Dorothea erschreckt. Sein Gesicht wurde plötzlich finster, wie an dem Tage, da er zum ersten Male zu ihr und zu den Ihrigen auf die Terrasse gekommen war.

„Denken Sie denn," sagte er, indem er die düsteren Augen über sie hinweg gehen ließ, „daß ich geprahlt habe, als ich Ihnen von meiner Verzweiflung sprach? Wie denken Sie denn, daß solch eine Verzweiflung entsteht? Vielleicht von heut zu morgen? Nein, nein; Verzweiflung, sehen Sie, das ist der Schatz der armen Teufel, der wird langsam gesammelt. Das ist der Schweiß, sehen Sie, den man auf dem sogenannten Lebenswege schwitzt. Aber er ist ein bischen anders als der gutartige, den man vergießt, wenn man in der Sonne spazieren geht. Er hat eine Farbe, die so ein Bischen roth aussieht, so ungefähr wie Blut. Und das läuft nicht nach außen an Einem ab, das bleibt hübsch in Einem drin, das fließt nach innen, verstehen Sie, Tropfen nach Tropfen, dahin, wo das sogenannte Herz im Leibe sitzt, bis daß ein See um das Herz herum entsteht, in dem es zappelt und springt, weil es heraus will und nicht kann. Und das wird dann immer tiefer, immer tiefer — bis daß ein Tag kommt —"

Er verstummte; in seinen Augen schwamm ein dunkler Traum; seine Hand schwebte in der Luft, ungefähr wie

damals, als er angedeutet hatte, wie Tejas die dreihundert Römer geköpft hatte.

Dorothea sah zu ihm auf, wie er vor ihr stand, von finsterer Schwermuth überschattet.

„Mein Gott," sagte sie leise, „wie müssen Sie gelitten haben," und beinah ohne zu wissen, was sie that, ergriff sie seine Hand und drückte sie.

Bei dieser Berührung kam er zu sich; seine Augen senkten sich auf das schöne Antlitz, das voll Mitgefühl zu ihm aufblickte, und ohne ein Wort zu sagen, ließ er sich auf ein Knie vor Dorotheen nieder.

„Nein, nein, erschrecken Sie nicht," sagte er ruhig mit tiefem Tone, als er sie ängstlich zurückfahren sah, „ich thue Ihnen nichts wieder zu leide."

Er hatte wieder ihre Hand in seine beiden Hände gelegt und küßte sie mit sanfter Ehrerbietung.

„Sehen Sie," sagte er, „wir Künstler sind Phantasiemenschen und Phantasiemenschen haben Talent zu hoffen. Ich habe immer geglaubt und gehofft, es würde eines schönen Tages ein Engel zu mir herabsteigen und mich erlösen aus dem dunklen See — und sehen Sie — da sitzt er nun vor mir und ist da."

Er ergriff dann auch ihre andere Hand, und in ihre beiden Hände drückte er das Gesicht, so daß die Handflächen auf seiner Stirn und seinen Augen lagen. So verharrte er lange Zeit und keins von Beiden sprach ein Wort.

Dorothea saß regungslos, wie in einem Banne. War sie das noch selbst? In ihren Händen eines Mannes Gesicht, so daß sie seine Augenbrauen und Augenwimpern

an ihren Händen fühlte, in ihrem Schooße eines Mannes Haupt — und das Alles ertrug sie? Ja — und noch mehr: indem sie auf das dunkellockige Haupt niederblickte, das auf ihren Knieen lag, stieg ein Verlangen in ihr auf, sich niederzubeugen und die Lippen darauf zu drücken. Aber sie wagte es nicht. Ein dunkles Bewußtsein war in ihr, daß sie damit einen Schritt thun würde, dem andere Schritte folgen würden, deren Ende und Ziel nicht abzusehen war. Darum begnügte sie sich damit, ihr Begehren zu empfinden und sich einzureden, daß vom Begehren, so lange es nicht zur That geworden, der Rückweg alle Zeit offen stehe.

„Leben Ihre Eltern noch?“ fragte sie endlich.

Heinrich Verheißer ließ ihre Hände fahren und sprang auf.

„Sind Beide todt,“ sagte er, „und wissen Sie, so sonderbar Ihnen das klingen mag, es ist auch am allerbesten so.“ Er hatte seine Wanderung durch die Halle wieder aufgenommen. „Mein Vater,“ fuhr er fort, „war Registratur-Beamter beim Magistrat und hatte es bis zum Büreau-Vorsteher gebracht. Ich war der einzige Filius, und also mußte was Besonderes aus mir werden, das versteht sich. Insoweit, daß ich was auf der Schule lernte, war das ja nu auch ganz gut — aber was nun später? Auch Registrator werden? Und wenn's Glück gut ging, Büreau-Vorsteher? Und mit dem Kronenorden vierter Güte auf der hochklopfenden Brust umhergehen? Ich danke! Alle Morgen, die Gott werden läßt, ins Büreau hin und alle Nachmittage wieder zurück? Jahr aus, Jahr ein, und zwischendurch jedes Jahr vier Wochen

Urlaub, nach Ahlbeck oder sonst wohin, wo es häßlich und billig ist? Und dann wieder in die Tretmühle zurück, in die Weinmeisterstraße in Berlin?"

Er unterbrach sich und blieb stehen. „Sie müssen nämlich nicht denken," wandte er sich zu Dorotheen, „daß ich mich über meinen armen Alten lustig machen will, wenn ich Ihnen das Alles so erzähle; ich habe die Geschichte, die man das Leben nennt, seitdem viel zu gut kennen gelernt, um nicht zu wissen, daß das eine verflucht ernsthafte Chose ist und daß es schließlich ganz vernünftig ist, wenn Jemand lieber im Tretrade geht, als daß er unter die Räder kommt — aber der Kuckuck weiß, woher ich das gehabt habe, daß ich mein Leben lang, schon als Junge, immer das Gefühl gehabt habe, als ob ich nicht nach der Weinmeisterstraße, sondern nach dem Westen von Berlin gehörte, wo die schönen Häuser stehen, verstehen Sie, wo die Vornehmen und Reichen wohnen. Sehen Sie —" und er griff sich mit der Faust in die Stirnlocke — „es ist wirklich gräulich und doch kann ich's beim besten Willen nicht anders beschreiben, immer, wenn ich an die Jahre und die Wohnung bei meinen Eltern zurückdenke, kommt mir ein Gefühl, wie man es hat, wenn man zu Menschen zum Besuche kommt und im Augenblick, wo man in den Flur tritt, riecht es nach Cichorienkaffee! Kennen Sie das? Das ist gräßlich!" Er schüttelte sich, und man sah ihm an, daß sein Schauder ernst gemeint war. „Ich sage Ihnen — wenn das schönste Mädchen Einem dann entgegenkommt, und der Geruch ist um sie her — aus ist's mit der Schönheit und der Poesie und der Liebe, und mit Allem!"

Nachdenklich sah er Dorotheen an, und indem sein Blick auf ihr ruhte, ging ein Leuchten darin auf. Plötzlich saß er wieder an ihrer Seite und es war, als wenn er das Bedürfniß empfände, den Arm um sie zu schlingen. Aber er beherrschte sich und flüsterte, zu ihr gewandt, über ihre Brust hin:

„Nicht wahr? Von dem Allen haben Sie keine Ahnung?"

„Wovon denn?" fragte sie, unwillkürlich lächelnd, „von — Cichorienkaffee?"

Er nickte stumm.

„Wenn Sie das beruhigt," sagte sie lachend, „nein, ich weiß kaum, wie er riecht."

Mit einen Griffe faßte er ihre Hand und riß sie an die Lippen.

„Ach Sie — Engel — Göttin!" flüsterte er.

Dann sprang er auf, als wenn die Unruhe, die ihn erfüllte, ihm nicht Muße zum Sitzen ließ.

„Das ist es ja eben," sagte er, indem er sie mit den Augen verschlang, „was so herrlich an Ihnen ist, so zum Wahnsinnigwerden herrlich, daß Sie so schön, so reich, so vornehm sind und eigentlich gar keine Ahnung davon haben, weil's einfach Ihre Natur ist! Sehen Sie, Sie müssen nicht denken, daß ich Ihnen Schmeicheleien sage, schmeicheln kann ich überhaupt nicht, es ist so etwas um Sie her — ich weiß gar nicht, wie ich Ihnen das klar machen soll — so wie eine Wolke, eine Art von Duft, aber ein Duft ist's wieder eigentlich nicht, denn mit den Sinnen kann man's gar nicht wahrnehmen, so, als wenn Ihre Natur, das heißt, ich meine das Innerste

Ihrer Natur, die sogenannte Seele in Ihnen mit den Flügeln schlüge und die Luft um Sie her in Bewegung setzte, und da möchte man dann gleich stehen bleiben und sein Lebenlang nichts weiter thun, als diese Luft einathmen — Gott — sehen Sie — ich will's Ihnen mit einem Worte sagen: Sie sind gradezu das Gegentheil von einer Cichorien-Natur!"

Dorothea senkte die Augen und ließ diesen Strom von Begeisterung, der wie ein toller Wildbach Schönheiten und Verrücktheiten durcheinander wälzte, über sich dahingehen. Es war ihr, als säße sie an einem Erdspalt, aus dem ein Quell emporsteigt, nicht in Steine gefaßt, nicht in artige Rinnsale geleitet, sondern aufsprudelnd, wie er aus dem heißen Erdinnern kommt, in unmittelbarer Wildheit. Sie fühlte die ungestüme Lebenskraft in diesem Menschen, die wie schäumender Wein in ihre Nerven eindrang, und es bereitete ihr ein neugieriges Behagen, halb lächelnd, halb schauernd, zuzuhören, wie er sich in tausend krausen Wendungen bemühte, ihr das zu beschreiben, was ein korrekter Mensch ihr mit einem einzigen hergebrachten Worte gesagt haben würde: „ich liebe Dich".

„Nur Ruhe," sagte sie leise, „nur etwas Ruhe," indem sie mit einem Blicke zu ihm aufsah, der ernst und vermahnend sein sollte und der in einem Lächeln schmolz: „wir sind ja noch mitten drin in Ihrer Lebensgeschichte."

Heinrich Verheißer strich sich über Stirn und Haar.

„Gott im Himmel — die Lebensgeschichte," erwiderte er, „ich habe Ihnen ja schon gesagt, daß sich meine ganze Lebensgeschichte mit zwei Worten erzählen läßt. Wenn Sie durchaus wollen, will ich Ihnen noch eins dazu nennen,

das so gewissermaßen den Schlüssel darstellt; wenn Sie den herumdrehen, geht der Kasten auf und Sie können die ganze Herrlichkeit mit einem Blick übersehen."

„Und dieses eine Wort?" fragte Dorothea gespannt.

„Na — das wollen wir also mal so ausdrücken: Einsamkeit!"

„Einsamkeit?" wiederholte sie.

„Ja, Einsamkeit, totale Einsamkeit," versetzte er, indem er zwischen ihr und dem Bilde hin- und herging. „Mein armer Alter hatte genug mit seinen Acten und Schreibereien zu thun, als daß er sich viel um mich hätte kümmern können. Mit anderen Jungen gab ich mich gar nicht ab. Sobald ich aus der Schule nach Haus kam, wurde hingesetzt und Webers Weltgeschichte illustrirt — Herr Du meine Güte — sämmtliche Kreuzzüge, Gottfried von Bouillon mit allen seinen Rittern habe ich angekreidet — wenn's hundert Kreuzzüge gegeben hätte, ich hätte sie alle hundert gemalt. Meine gute Mutter, sehen Sie, für die galt ich nu als ein Genie. Für die gab es gar nichts Schöneres, als wenn sie so mit ihrer Stickerei am Fenster sitzen konnte, auf dem Fenstertritt, verstehen Sie, und mitten in der Stube, am Tisch, da saß ich mit einem riesigen Bogen Papier und zeichnete und zeichnete und sah nichts und hörte nichts — stundenlang haben wir so gesessen, die ganzen Jahre und kein Wort mit einander geredet." Er senkte plötzlich das Haupt. „Bis sie dann eines schönen Tages nicht mehr auf ihrem Fenstertritt saß."

„Da — war sie gestorben?" fragte Dorothea.

Heinrich Verheißer schlug mit der Hand durch die Luft.

„Ja, ja, ja," rief er, indem er den Kopf zurückwarf

und seine hastige Wanderung fortsetzte, „habe Ihnen ja gesagt, es war am Besten so. Sie ist in Hoffnung gestorben. Was würde sie gesagt haben, wenn sie's mitangesehen hätte, wie es ihrem theuren Filius später erging."

Er machte eine Pause und blieb stehen. Sein Gesicht verfinsterte sich; die schweren Erinnerungen vergangener Tage drängten sich in seinem Innern herauf.

„Immer wenn ich von der Schule nach Haus kam, dachte ich, daß meine Mutter mir eines schönen Tages entgegenkommen und sagen würde: Der Onkel aus Californien ist da, und nun ist alles in Ordnung!"

„Hatten Sie einen Onkel in Amerika?" fragte Dorothea. Er brach in lautes Lachen aus.

„Keine Idee," rief er, „weder in Amerika noch in Europa oder in einem der umliegenden Welttheile. Ich sage Ihnen ja, daß ich einsam gewesen bin mein Leben lang; es hat nie einen Menschen gegeben, der einen vollständigeren Mangel an Onkeln und Tanten und sonstigen Hülfsgeschöpfen aufzuweisen gehabt hätte! Das erzähle ich Ihnen nur, damit Sie sehen können, was für eine verschrobene Maschine der ergebenst vor Ihnen Stehende sein Leben lang gewesen ist. Denn ich habe mir immer eingebildet, es müßte mir einmal so ein Goldonkel oder sonst ein Glück irgendwie und irgendwo vom Himmel regnen! Wie es damit also nichts gewesen ist — na — hab' ich bei mir gedacht, also wird das Glück wohl vom Parnaß kommen; los dafür! Und so — weil nun unterdessen mein armer Alter auch das Zeitliche gesegnet und ich die paar Kröten, die er sich in seinem Leben zusammen

gespart, als Erbe in der Tasche hatte — Kopf zwischen die Beine und 'rein in die Malerei!"

„Sind Sie denn nun auch noch einsam geblieben?" meinte Dorothea. „Da haben Sie doch Kameraden gefunden?"

„Den Teufel hab' ich gefunden!" schrie Heinrich Verheißer, wie wüthend auf. „Da hab' ich erst kennen gelernt, was einsam sein heißt! Kliquen habe ich gefunden, wo Jeder, der drin steckte, ein Genie, und Jeder, der draußen blieb, ein Esel war! Sogenannte Schulen, das heißt Kerle, die Tags über an ihren Nägeln kauten, weil ihnen nichts einfiel, und Abends in der Kneipe zusammenkamen und ihre sogenannte Methode auf den Tisch stellten und sie anbeteten."

Er blieb vor Dorotheen stehen.

„Wenn Jemand etwas malen will," sagte er, „dann wissen Sie, gehört dazu die sogenannte Phantasie. Und das ist der Unterschied von sonst und jetzt! Sonst, wenn einer malen wollte, und hatte keine Phantasie — na — dann wurde er schließlich Stubenmaler oder sonst etwas; jetzt — wenn einer keine hat, was thut er? er sucht sich noch ein paar Andere, die ebensowenig haben, und dann setzen sie sich zusammen und erfinden sich eine sogenannte Richtung und dekretiren: Phantasie ist überhaupt Blech! Und wer mit Phantasie malen will, ist ein Charlatan! Na — also können Sie's hören und sehen: ich bin ein Charlatan!"

Ein grimmiges Lachen brach aus ihm hervor. Dorothea richtete beinah angstvoll die Augen auf ihn.

„Ihr eigenes Bewußtsein wird Ihnen doch immer gesagt haben, daß Sie keiner sind?"

„Na ja," erwiderte er, und ein höhnischer Trotz verzerrte sein Gesicht, „da wär' ich auch was Rechtes gewesen, wenn ich mich von solchen Kunstinvaliden hätte kurz kriegen lassen. Nein, ich bin geblieben, was ich war. Aber ich will's Ihnen nur gesteh'n, als ich merkte, was das für eine verteufelte Geschichte ist, wenn man fortwährend auf dem Isolirschemel sitzt und langsam verhungert, hab' ich's versucht, mit ihnen zusammen zu thun und meine eigenen tollen Gedanken mit der alleinseligmachenden Schablone todtzuschlagen — ja, ja — ich hab's versucht, aber es ist nicht geglückt. Ein Weilchen hab' ich's ausgehalten, dann hat mich das graue Elend gepackt und ich bin von der Sippe davongelaufen, um allein zu sein mit meinem Kopfe; allein, wie ein Wolf auf der Haide, wie ein wildes Thier —"

Er drückte beide Fäuste an die Schläfen.

„Ach, wenn Sie wüßten, was das für ein Teufelsgeschenk von der Natur ist, wenn sie einen heutzutage in Deutschland geboren werden läßt und einem einen selbstständigen Kopf zwischen die Schultern setzt!"

Er schwieg, und als sein Schweigen länger andauerte, erhob Dorothea das Gesicht. Sie sah ihn, die Hände immer noch an die Schläfen gedrückt, brütend zur Erde starren. Die Erinnerung kam ihr zurück, wie sie die Familie Brinkmann über ihn hatte lachen hören und es ahnte ihr, daß sie in dem Augenblick einen Ausschnitt aus der leidensvollen Geschichte mitangesehen hatte, die

dieses Mannes Leben hieß. Unwillkürlich schoben sich ihre, im Schooße ruhenden Hände, ineinander.

„Ich meine doch," sagte sie, und in ihrer tiefen Stimme war ein weiches, süßes Zittern, „daß es gut für Deutschland und die Kunst ist, wenn die Natur solche selbstständige Köpfe schafft; und daß solche Menschen sich sagen sollten, daß sie eine große Aufgabe haben; und daß sie sich über das hinwegsetzen müßten, was die Menschen sagen, die um sie her sind, weil — nun sehen Sie, ich finde nicht so recht den Ausdruck — aber ich meine, weil solche Menschen eigentlich mit etwas viel größerem verkehren, als mit der umgebenden Welt, nämlich mit den großen Geistern aller Zeiten?"

Heinrich Verheißer verharrte regungslos, so daß es Dorotheen den Eindruck machte, als hätte er gar nicht auf sie hingehört. Sie lächelte verlegen.

„Was ich Ihnen von meinem Laien-Standpunkte sage, kann für Sie natürlich keinen großen Werth haben."

Jetzt ließ er die Arme sinken.

„Keinen Werth?" fragte er langsam, „was Sie da eben gesagt haben, hätte keinen Werth?"

Er wiegte, wie in staunendem Nachdenken, das Haupt, dann trat er auf Dorotheen zu, nahm ihre beiden Hände in die seinigen und sah ihr mit einem Blick in die Augen, daß sie bis ins Innerste erschrak.

„Sie sind viel mehr als klug," sagte er, „Sie sind weise, und Sie sind so weise, als Sie schön sind — und mehr ist nicht möglich."

Sie fühlte, wie seine Hände sich heißer und fester um ihre Hände legten, sie hatte ein Gefühl, als stände sie

vor einer unmittelbaren Gefahr, als müßte sie aufspringen und entfliehen — aber es war schon zu spät. Zwei Arme schlangen sich plötzlich um ihren Leib; es war ihr, als vergingen ihr die Sinne: wie von einem Sturmwinde fühlte sie sich emporgerissen, an seine Brust gepreßt, und auf ihren Lippen brannten seine Lippen in einem langen, lechzenden Kusse.

„Mein Gott," stammelte Dorothea, indem sie todtenbleich auf die Bank zurücksank und beide Hände vor die Augen drückte. Aber er saß schon neben ihr, den Arm um sie geschlungen, so daß er sie nah an sich gepreßt hielt.

„Aengstige Dich nicht," flüsterte er ihr zu, „Götter brauchen sich nicht zu fürchten; hab ich Dir nicht geschrieben, daß Du eine Göttin bist? Sagt es Dir Dein eigenes herrliches Selbst nicht, daß Du eine bist? Menschen von Deiner Art sind dazu da, daß sie geben; was Du gethan hast, mußtest Du thun, das war Deine Natur, die Dich zwang, und Natur ist Schicksal. Fühlst Du nicht, daß es Schicksal war, was uns zusammengeführt hat? Daß Du mir geben mußtest? Daß ich von Dir empfangen mußte? Hast Du denn eine Ahnung, was Du mir gegeben hast? Was Du mir in jedem Augenblicke giebst, bloß, weil Du da bist? Jedes Deiner Worte erlöst mich; Deine körperliche Nähe berauscht mich, erweckt mich, beglückt mich und macht mich zu einem Künstler, wie ich nie vorher gewesen bin. Göttin — Gewaltige meiner Seele — Erlöserin! Erlöserin!"

Seine halblaut geflüsterten Worte drangen in sie ein, wie ein dunkelbrodelnder Strom, bis in ihre innersten Nerven, in ihr Mark, alles umwälzend, was da drinnen

war, alles schmelzend, alles verwandelnd, daß ihr war, als säße ein anderer Mensch an der Stelle, wo sie saß, nicht mehr sie selbst. Wenn sie jetzt sprach — würde ihre Stimme noch so klingen wie vorher? Jetzt, da ihre Lippen wie verwandelt waren? Da sie den heißen Druck noch empfand, wo er sie geküßt hatte? Und dazu der furchtbare Schreck, als er sie plötzlich mit „Du" angesprochen hatte — an ihrer Hüfte seine heiße anpressende Hand — sie fühlte sich vernichtet, hülflos, einer Gewalt hingegeben, von der keine Schranke sie mehr trennte. Sie wollte etwas sagen — aber sie brachte nichts hervor, als ein stöhnendes Seufzen — sie wollte sich losmachen, sich erheben — aber es gelang ihr nicht und kraftlos sank sie in die Arme zurück, aus denen sie fliehen wollte, und ihr Haupt fiel an die Brust des Mannes, vor dem sie erzitterte. Und nun kam es wie eine Sturmfluth über sie her. Auf das schöne bleiche Antlitz, das mit geschlossenen Augen an seiner Brust lag, drückte Heinrich Verheißer im rasenden Ueberschwalle der Leidenschaft wieder und immer wieder Kuß auf Kuß. Dazu stammelte er in rauhen, abgerissenen Lauten trunkene Worte in ihr Ohr: „Du meine Göttin — Seele meiner Seele — wie ich Dich liebe — wie ich Dir danke — wie ich Dich hier in den Flammenmantel meiner Küsse hülle, so will ich Dich in das Gewand meiner Phantasie kleiden, daß die Menschen vor Dir stehen und Dich anbeten sollen, wie ich Dich anbete — komm doch zu Dir — thu' Deine Augen auf, Deine klugen, weisheitsvollen, göttlichen Augen — fühle doch, was Du mir gegeben hast — soll ich's Dir denn sagen? Ahnst Du denn nicht, daß ein Geheimniß über

uns Beiden ist? Soll ich's Dir sagen? Soll ich's Dir nennen?"

Ohne das Haupt aufzurichten, denn sie fühlte sich wie gebrochen, schlug Dorothea an seiner Brust die Augen auf und blickte in sein Gesicht, das über sie gebeugt war.

„Ein — Geheimniß?" fragte sie.

Kichernd wie ein glücklicher Knabe, nickte er ihr zu.

„Ja, ja, ja," flüsterte er, „mit dem Bilde da, mit unserem Bilde, das uns Beiden gehört, Dir wie mir!"

Mit einem Ruck setzte Dorothea sich auf und strich mit beiden Händen über das Haar, das sich in der wilden Umschlingung ganz verwirrt hatte; ihre Augen gingen zu dem Bilde hinüber und blieben starr darauf geheftet. Hatte sie denn Alles vergessen? Die Gestalt des Weibes dort auf dem Bilde — hatte sie ihn nicht fragen wollen, welch ein Geheimniß an dieser Gestalt war? Mit ihrer Linken ergriff sie seine Hand; den Zeigefinger der Rechten legte sie auf ihren Mund, als wollte sie ihn bedeuten, leise zu sein. Dann beugte sie sich zu ihm und hauchte kaum vernehmbar: „Ist das Geheimniß — an der Frau dort — auf dem Bild?"

„Ja, ja, ja," gab er eben so leise zurück.

Wieder verstummte sie und wieder hingen ihre Augen an der Malerei. Ihre Lippen zitterten, brachten aber keinen Laut hervor. Er beugte sich von Neuem zu ihrem Ohre. „Hast Du sie denn nicht erkannt? Weißt Du denn nicht, wer es ist, den ich da gemalt habe? Hast Du mir nicht gesagt, daß sie schön ist? Wunderschön?"

Sie erwiderte nichts, sie saß wie versteinert, aber er

fühlte, wie von der Hand, die seine Hand umklammert hielt, ein Druck ausging.

„Weißt Du denn, warum sie so schön geworden ist?" fuhr er fort und seine Lippen waren so nah an ihrem Ohre, daß sie es feucht an ihrem Ohre empfand, „so wunderbar schön, daß sie Jeden berauschen wird, der sie sieht? Weil Du es bist, Du, so wie Gott Dich geschaffen hat; Dein Leib, den ich nachgeschaffen, nachgemalt habe in seiner himmlischen Schönheit, als ich ihn gesehen habe in einer Stunde —"

Dorothea hatte seine Hand aus der ihrigen geworfen, ihre Augen waren weit aufgerissen, wie im Entsetzen.

„Ge — sehen?" fragte sie rauh, mit unterdrückter Stimme.

Heinrich Verheißer glitt von der Bank zu ihren Füßen nieder, drückte das Haupt in ihren Schooß und umklammerte sie mit beiden Armen. „Aber nicht zürnen!" rief er, „nicht böse sein! nicht böse sein!"

„Gesehen?" wiederholte sie noch einmal.

„Ja, ja, ja," sagte er, wie im Fieber, „da drüben, wo nur der blaue Himmel Dich sah, unter Blumen und duftenden Bäumen, wie Du aus dem Wasser stiegst, in Deiner marmornen Einsamkeit, im —"

Mit einem dumpf abgebrochenen Laute fuhr Dorothea von ihrem Sitze auf, so jählings, daß sie ihn, der vor ihr lag, mit den Knieen zurückstieß. Mit beiden Händen deckte sie das Gesicht und zwischen den Fingern sah man die purpurne Gluth, die ihr Gesicht überfluthete.

„O mein Gott," sagte sie, „o mein Gott!" und beide

Male war es ein Aechzen, das sich aus ihrem Innersten rang.

Auf den Knieen schob Heinrich Verheißer sich ihr nach; als er sie aber wieder in seine Arme fangen wollte, stieß sie ihn leidenschaftlich zurück.

„Gehen Sie!“ sagte sie mit zuckenden Lippen, „nie mehr! nie mehr!“

Dann ging sie von ihm hinweg, mit wankenden Schritten, an die Mauer der Halle. Dort lehnte sie den Arm an und stützte das Haupt in den Arm und so stand sie, halb ohnmächtig, nach Athem ringend, indem sie ihm und seinem Bilde den Rücken kehrte.

Heinrich Verheißer hatte sich erhoben und blickte stumm zu ihr hinüber. Er wagte keinen Laut von sich zu geben und so entstand in dem weiten Raume zwischen den beiden Menschen eine lange, qualvolle Stille.

Endlich sah er, wie Dorothea ihr Taschentuch hervorzog und es zum Gesichte führte — war es Schweiß, den sie trocknete? oder waren es Thränen? Dann streckte sie, ohne das Gesicht zu ihm zu wenden, die Hand aus.

Mit einem lautlosen Sprunge war er heran und fing ihre Hand in seinen bebenden Händen.

„Sie müssen fort,“ sagte sie mit gebrochener Stimme, „das müssen Sie selbst fühlen — Sie — müssen fort.“

Er gab keine Antwort; sie fühlte nur, wie er ihre Hand aus seinen Händen gleiten ließ, so daß sie schlaff an ihren Leib sank.

„Sie — können doch nicht mehr bleiben?“ fuhr sie fort, auf eine Antwort harrend. Aber es war, als stände ein Todter neben ihr.

„Fühlen Sie das denn nicht selbst?" stieß sie hervor, mit dem Fuße wie in Verzweiflung aufstampfend.

„Ja," erwiderte er, und seine Stimme klang völlig verändert, schwer und metalllos, „ich überlege nur, was ich Ihrem Herrn Vater sagen soll —"

Ein abermaliges Schweigen entstand, denn hierfür wußte auch Dorothea keinen Rath. Endlich fuhr er fort: „Aber so wird es sich machen lassen: in Berlin wird zum Herbst die Kunstausstellung eröffnet — da werde ich meinen Karton ausstellen — ich werde ihn selbst hinbringen — auf die Weise fällt es nicht auf, wenn ich fortgehe."

Diesmal war er es, der auf eine Antwort lauerte. Mit brennenden Augen sah er zu ihr hin, würde sie nichts dagegen einzuwenden haben, daß er ginge? Nein — sie nickte zustimmend — er sollte es so machen, sollte gehen.

Er trat einige Schritte zurück.

„Ich werde an Ihren Herrn Vater schreiben," sagte er, und seine Stimme drang kalt, wie aus der Ferne zu ihr herüber, „er wird ja wohl nichts dagegen haben, dann kann ich schon morgen, spätestens übermorgen von hier fort. — Meinen Sie nicht?" fuhr er fort, als sie im Schweigen verharrte.

Dorothea richtete das Haupt auf, das noch immer auf den Arm gestützt lag. „Jawohl," hauchte sie, „so wird es am besten sein."

Sie trat von der Wand hinweg. Langsam wandte sie sich zu ihm um, zagend, daß sie seinem Blicke begegnen würde — sie begegnete ihm nicht, er sah nicht zu ihr hin. An seinem Bilde stand er, die Augen zum Fenster gerichtet,

mit schlaff herniederhängenden Armen, die Falte in der Stirn tief eingesenkt. Ob er bemerkte, daß sie sich zu ihm gewandt hatte, daß sie ihn ansah? Es ließ sich kaum sagen; er stand ohne Laut und ohne Regung, wie aus Erz gegossen. Und nun stand sie und blickte zu ihm hinüber und konnte sich nicht entschließen, zu ihm heranzutreten, und auch nicht, hinwegzugehen, denn sie sagte sich ja, daß sie ihn nun heute, nun dort zum letzten Male sähe und daß, wenn die Thür zwischen ihm und ihr sich schlösse, sie ihn nie wiedersehen würde, nie im ganzen langen Leben mehr. Und indem sie also dachte, indem sie diesen Menschen, der eben noch des jauchzenden Lebens voll gewesen war, nun dastehen sah, wie verstummt, wie gelähmt — da überkam sie ein so schweres Gefühl, daß sie, ohne zu überlegen, mit drei raschen Schritten zu ihm herankam und ihm die Rechte zustreckte.

„Wollen wir uns nicht — Lebewohl sagen?“ flüsterte sie.

Es sah aus, als bemerkte er wirklich erst jetzt ihre Nähe. Die Lippen zuckten, aber sie konnte nicht verstehen, was er sagte, ob er überhaupt etwas sagte. Als er ihre ausgestreckte Hand sah, war es, als überlegte er einen Augenblick, dann nahm er, ohne Gegendruck, ihre Hand auf, und ohne die Augen zu ihr zu erheben, machte er eine Verbeugung, wie an dem Tage, als sie zum ersten Male mit ihrem Vater in die Halle gekommen war.

Als Dorothea das sah, diese kalte, leere Geberde, die in ihrer Stummheit so deutlich sprach, ihr so vernehmlich sagte, daß sie von ihm nichts mehr zu befürchten hätte, daß sie ihn los sei, für immer — griff es ihr wie ein

Krampf an das Herz; ein Schluchzen quoll in ihr auf und die Thränen brachen aus ihren Augen.

Heinrich Verheißers Gesicht wurde todtenblaß; die Glieder schlugen ihm am Leibe und noch einmal fiel er vor ihr nieder, in die Kniee. Seine Arme schlangen sich noch einmal um sie her, aber es war nicht mehr die frühere, inbrünstige Gewalt darin, es war, als wenn seine Muskeln die Kraft verloren hätten. „Ach," sagte er, „wie schade!" und es klang, als wenn die Seele dieses Menschen einen Riß bekommen hätte.

Dorothea stützte die Arme auf seine Schultern und beugte sich zu ihm herab.

„Seien Sie doch nicht so verzweifelt!" stammelte sie.

Aber er erwiderte nichts, er hob nicht die Augen auf und sie sah nur, wie er den Kopf schüttelte, langsam und schwer, als wiederholte er immer nur das eine Wort: „Wie schade — wie schade."

Da legte sie die Hand auf seine dunklen Locken und bog ihm den Kopf nach hintenüber, so daß er ihr in die Augen sehen mußte und so daß sein Gesicht dicht vor ihrem Gesichte war. Seine Augen waren wie erloschen, sein Gesicht ganz bleich. Und nun beugte sie sich tiefer, und plötzlich senkte sie die Lippen auf seine Stirn, drückte ihre Lippen alsdann auf sein eines, dann auf sein anderes Auge und endlich küßte sie ihn auf den Mund und ließ ihre Lippen auf den seinen ruhen, lange, lange, bis daß sie sich, wie mit Gewalt, losriß und ihm zuflüsterte: „Lebewohl! Lebewohl! Lebewohl!"

Dann raffte sie sich auf und wandte sich von ihm

und ging mit hastigen Schritten bis an die Thür. In der Thür blieb sie noch einmal stehen und drehte sich noch einmal um. Er hatte sich an die Bank geschleppt und lag vor der Bank, die Ellbogen aufgestützt, den Kopf in den Händen.

„Lebewohl," hauchte sie noch einmal zu ihm hinüber. Aber er wandte sich nicht zu ihr hin, er antwortete nicht, nur mit der einen Hand winkte er ihr zu „geh nur — geh nur" — und sie ging.

Als die Thür hinter ihr ins Schloß fiel, gab es einen dumpfen Hall, und sie hatte ein Gefühl, als würde dieser Klang in ihren Ohren nachdröhnen, immerdar, ein Leben lang, und indem sie von der Halle hinweg dem Hause zuschritt, war ihr, als wäre es kalt, trotz der Sommerhitze, die sie umgab — und sie erinnerte sich, wie kalt seine Lippen gewesen waren, als sie ihn geküßt hatte. —





Neuntes Kapitel.

„Jetzt giebt's doch aber keine Rosen mehr zu okuliren — wo bleibt denn heute Dorothea?" sagte der Etatsrath am nächsten Morgen, als er ungeduldig den Frühstückstisch umkreiste. Wohl ein Dutzend Schiffe hatte er stromauf und abwärts an sich vorüberziehen lassen; die Kappe saß weit zurückgeschoben auf dem Hinterkopfe. Man muß den Menschen auch nicht zu lange vor dem gedeckten Tische warten lassen — da verwandelt sich die unverwüstlichste Laune schließlich in gährend Drachengift. Es dauerte heut wirklich lange, bis sie kam. Moritz Pfeiffenberg hatte seine Zeitung beinah von Anfang bis zu Ende durchgelesen. Jetzt aber rauschte ein Kleid. Nicht aus dem Garten, heut kam Dorothea aus dem Hause.

Sobald er der Tochter ansichtig wurde, war die Unwirschheit des Etatsraths verraucht.

„Na sag' mal, Ministerchen, das hat ja heute lange mit Dir gedauert?" Damit faßte er sie unter das Kinn. Dorothea drückte einen flüchtigen Kuß auf seine Stirn.

„Ich muß wirklich um Entschuldigung bitten," sagte

sie, „ich war gegen Morgen noch einmal eingeschlafen und —"

„Und hast die Zeit verschlafen," lachte der Etatsrath, „na sieh mal, das ist ja ein Trost für unsereinen, daß auch Dir mal so etwas passiren kann. Menschen sind wir eben Alle — nun wollen wir frühstücken."

Mit breitem Behagen setzte er sich an den Tisch, Moritz Pfeiffenberg warf seine Zeitung beiseite, und im nächsten Augenblick war Alles in voller Thätigkeit. Pfeiffenberg Vater und Sohn mit solchem Eifer, daß sie gar nicht bemerkten, wie wenig gut Dorotheens Aussehen war.

Sie schien eine schlechte Nacht hinter sich zu haben und sah blaß und überwacht aus.

Als das Frühstück sich dem Ende näherte, erschien aus dem Salon der alte Brenz, einen Brief in Händen, den er dem Etatsrath mit gemessener Verbeugung überreichte.

„Wer ist denn das?" sagte der Etatsrath. Weitsichtig wie er war, streckte er den Brief zwischen den Fingern von sich, „die Handschrift kenn' ich ja gar nicht?"

„Der Herr Maler hat ihn heut früh für den Herrn Etatsrath abgegeben," erwiderte Brenz, mit dem Tone resignirten Vorwurfs, den seine Stimme annahm, sobald er genöthigt war, von diesem inkorrekten Menschen zu sprechen.

„Von dem Gothen? Was will denn der?" Damit hatte der Etatsrath den Umschlag aufgerissen und fing an, sich in den Inhalt des Briefes zu vertiefen. Er hatte aber kaum die erste Seite gelesen, als er in ein schallendes

Lachen ausbrach. Dann wandte er sich an Brenz: „Ist er denn schon fort?"

„Der Herr Maler," erwiderte Brenz, „muß ja wohl schon gestern Abend Alles fix und fertig gepackt haben, denn heute früh ist er mit dem ersten Zuge nach Altona auf und davon."

„Auf und davon!" wiederholte der Etatsrath, indem er den Brief auf den Tisch warf und lachend mit der flachen Hand darauf schlug. „Und das Bild — auch futsch?"

„Es scheint ja wohl. Wenigstens trug der Herr Maler, als er das Haus verließ, eine große, außerordentlich große Rolle im Arm."

Der Etatsrath steckte beide Hände in die Hosentaschen und warf sich im Stuhle zurück.

„Na, die Geschichte ist aber wirklich gut," sagte er, „das ist denn doch das verrückteste Huhn, das mir je im Leben über den Weg gelaufen ist!" Er wandte sich an den Diener. „Es ist gut, Brenz — hat er denn nichts weiter hinterlassen?" rief er ihm nach, als dieser sich zurückzuziehen begann.

Brenz blieb stehen. „Wegen der Staffeleien hat er gebeten, daß sie ihm nachgeschickt werden möchten."

„Nachgeschickt, hat er denn seine Adresse angegeben?"

„Eine eigene nicht," versetzte Brenz mit langsamem Nachdruck, als wollte er andeuten, daß er ihm eine eigene Wohnung überhaupt nicht zutraute. „Er hat gebeten, unter der Adresse des Herrn Direktors von Werner, Königliche Akademie, in Berlin."

„Na — ist gut also, kann geschehen," sagte der Etats-

rath. „Aber nun sagt einmal," wandte er sich an Tochter und Sohn, „was soll man zu solch' einem Menschen sagen?"

Moritz Pfeiffenberg hatte in Gemüthsruhe weiter gefrühstückt.

„Was ist denn eigentlich los überhaupt?" fragte er.

„Was los ist?" wieherte der Etatsrath über den Tisch, „weg ist er, über alle Berge, mit sammt seinem Karton! Und ob wir unser famoses Freskobild jemals besehen werden — die Chancen dafür stehen unter Pari! Arme Dorothea!"

Mit seiner kurzfingrigen fleischigen Hand klopfte er auf die weiße schmale Hand Dorotheens, die in nervöser Mattigkeit auf dem Tische auflag. Wie unter einem körperlichen Schmerz zuckte Dorothea auf und riß die Hand vom Tische.

„Na — na," begütigte der Etatsrath, „ich glaube wirklich gar, Du läßt Dich von der Geschichte aufregen?"

Er gewahrte erst jetzt die fahle Blässe auf ihrem Gesicht, die tief liegenden Augen. Er beugte sich zu ihr.

„Ist Dir nicht wohl?"

Dorothea lehnte sich zurück, als wollte sie ihm ausweichen; mit dem Taschentuche, das in einen schweren, nervenanregenden Parfüm getaucht war, fuhr sie rasch über das Gesicht.

„Ich habe die Nacht etwas schlecht geschlafen," erwiderte sie kurz.

„Was schreibt er denn?"

Der Etatsrath nahm den Brief auf und las:

„Hochgeehrter Herr!

Die Kunstausstellung in Berlin steht vor der Thür, und da meine Farbenskizze soweit fertig ist, werden Sie meinen Wunsch begreiflich finden, dieselbe bekannt zu machen. Ich darf nicht zögern, wenn ich das Bild noch rechtzeitig anbringen will und rechne daher auf Ihre freundliche Entschuldigung, wenn ich unverweilt abreise und den Karton gleich selbst mitnehme. Mit bestem Danke für das mir bewiesene Interesse

hochachtungsvoll ergebenst

Heinrich Verheißer."

„Punkt — Streusand!" rief der Etatsrath, indem er das Papier auf den Tisch zurückfallen ließ. „Daß er wiederkommen und das Bild auf die Wand malen wird, davon kein Sterbenswort!"

Moritz Pfeiffenberg langte über den Tisch, um das Schreiben noch einmal durchzulesen.

„Das hat man davon," sagte er übellaunig, indem er es auf den Tisch zurückwarf, „wenn man sich mit solchen unzuverlässigen Menschen einläßt. Sitzt drei Monate in unserem Hause, ißt, trinkt, benutzt unsere Halle als Atelier, und dann brennt er einfach durch und läßt uns sitzen. Die reine Blamage!"

Die Uebellaunigkeit des Sohnes gab dem Etatsrath seine Heiterkeit zurück.

„Du denkst an Brinkmanns," sagte er, „die werden sich freilich einen Ast lachen."

„Mein Gott, ja," erwiderte Moritz Pfeiffenberg, „nachdem nun einmal alle Welt von dem Bilde erfahren hatte —"

„Das, nebenbei gesagt, Niemand kennt,“ fiel der Etatsrath ein, indem er sich paffend eine Cigarre anzündete. „Denn was er da schreibt von dem ihm bewiesenen Interesse, das ist doch einfach der reine Hohn.“

„Ich habe es gesehen,“ sagte jetzt Dorothea.

Beide Pfeiffenbergs fuhren mit den Köpfen zu ihr herum. „Wahrhaftig?“

Sie lehnte schweigend im Stuhle und blickte auf den Tisch, auf den Brief mit den wohlbekannten Schriftzügen, die heut so kalt, so geschäftsmäßig gesprochen hatten, und von denen sie wußte, wie sie zu sprechen vermochten.

„Na — ist denn was dran?“ fragte Moritz Pfeiffenberg.

Dorothea biß die Zähne aufeinander; es war ihr fast unmöglich, auf diese Frage zu antworten. Wie das herauskam — hochnäsig, protzenhaft, beschränkt! Für bedeutend hatte sie ihren Bruder ja nie gehalten — aber jetzt — wie sie ihn so dasitzen sah in seinem Sommerflanell, so mit sich und seinem Schicksal zufrieden — so fertig, Leib und Seele so zugeknöpft, weil er genug hatte und nichts weiter dazu brauchte — und daneben der Andere, der nicht mehr an ihrer Seite war, nie mehr an ihrer Seite sein würde — eine wandelnde Feuerflamme, die keine Stätte hat — und so unglücklich — so unglücklich —

Niemand, der das schöne bleiche Weib dort hinter dem weiß gedeckten sauberen Tische in scheinbarer Ruhe sitzen sah, würde geahnt haben, welch ein Wirbelsturm durch sie dahinbrausete. Ein Sturm, der nicht länger währte, als einige Sekunden und in diesen wenigen Sekunden das Bild der Welt, wie es Jahrzehnte lang in ihrer Seele gestanden hatte, umwarf und zu oberst und unterst kehrte.

„Das Bild," sagte sie tonlos, ohne einen der beiden Männer anzusehen, „ist außerordentlich schön."

Ein verblüfftes Schweigen trat ein. Also wirklich doch? Wenn Dorothea es sagte, mußte es ja wohl so sein.

Der Etatsrath war der Erste, der sich wiederfand.

„Na —" sagte er, „dann will ich nur wünschen, daß er Glück damit hat auf der Ausstellung; jedenfalls — ob ich ihn nun entschuldige oder nicht, das kommt ziemlich auf eins heraus, will mir scheinen; mit der Polizei," fügte er lachend hinzu, „werde ich sein Bild ja wohl nicht zurückholen lassen."

Dorothea richtete sich auf.

„Aber weißt Du, Papa," sagte sie, „ich bin der Ansicht, wir müssen ihn entschädigen für seine Arbeit."

Der Etatsrath nahm die Cigarre aus dem Munde und blickte sie mit großen Augen an. Er schien nicht recht verstanden zu haben.

„Wir hatten das Bild doch bestellt," fuhr sie fort, indem sie den Vater ernst und ruhig ansah, „er hat Monate lang daran gearbeitet, dafür sind wir ihm doch etwas schuldig, sollt' ich meinen."

„Aber sag' mir, Dorothea," mischte sich jetzt Moritz Pfeiffenberg ganz erregt in das Gespräch, „das scheint mir doch wirklich etwas zu viel verlangt? Der Mensch hat doch die ganze Zeit freie Station bei uns gehabt? So etwas rechnet doch mit?"

„Wie kann man eine solche Thätigkeit so auffassen?" erwiderte Dorothea, indem sie den Kopf zu ihm herumwarf und ihn mit einem zuckenden Blicke maß. So hart

und scharf, wie jetzt, hatte sie noch nie im Leben zu ihrem Bruder gesprochen. Ihre Brust hob und senkte sich.

„Na, nur ruhig, Ministerchen," sagte schmunzelnd der Etatsrath, „wir können die Sache ja in Ruhe überlegen."

„Er hat ja aber selber gar nichts verlangt?" wandte Moritz Pfeiffenberg ein, in dem sich der Krämer bockbeinig zur Wehre setzte.

„Weil er zu vornehm dazu ist!" knirschte Dorothea zurück. Sie drückte das Taschentuch an den Mund. Das Wort, das sie eben vernommen hatte, verursachte ihr etwas wie körperlichen Widerwillen.

Er hatte nichts verlangt — nein — so wie er an dem Morgen gekommen war, mit bestaubten Stiefeln, weil er kein Geld gehabt hatte, um herauszufahren, so war er wieder gegangen, dahin zurück, woher er gekommen war, in die Armuth — wie ein Bettler — ja — aber wie ein adliger Mann in Bettlerlumpen, während diese da saßen, diese Millionäre, und ihm die Bissen Brod nachzählten, die er genossen hatte! Einen Zaubergarten der Schönheit hatte er aufblühen lassen in dem kahlen, nüchternen Kaufmannshause — und hatte nichts dafür verlangt von dem Pfeiffenbergschen Geld — nur eins hatte er begehrt — und weil ihm das versagt wurde, war er gegangen — gleich, ohne sich noch einmal umzusehen — wie ein verarmter König, der nicht zweimal bitten kann, weil er das Betteln nicht gelernt hat! Wie sein Bild vor ihre Seele trat — in seiner Trauer — seinem Leide — seiner düsteren Schönheit — Wie sie seine Hand winken sah: „geh nur — geh" — Die Erinnerung schwoll in ihr empor, so stark, so über Willen und Verstand, daß sie die Fassung

verlor und das Tuch an die Augen drücken mußte, weil ihr die Thränen aus den Augen quollen.

Moritz Pfeiffenberg saß ganz entsetzt, mit offenem Munde; so etwas hatte er an seiner überlegenen Schwester noch nie erlebt. Der Etatsrath klopfte sie begütigend in den Rücken.

„Aber Dorothea," sagte er, „Ministerchen, wer wird sich denn so aufregen? Sag' mir um Alles in der Welt, was ist denn nur los?"

Sie hatte den Anfall überwunden und schüttelte den Kopf. „Ich hab's Euch ja gesagt," erwiderte sie, „ich bin etwas nervös — ich habe die Nacht schlecht geschlafen."

Ihre Stimme hatte wieder den herrisch gebietenden Ton, den Vater und Bruder an ihr gewöhnt waren, und das beruhigte diese schneller, als sonst etwas vermocht hätte.

„Wir müssen doch berücksichtigen," fuhr sie fort, indem sie hastig noch einmal über das Gesicht wischte und das Tuch alsdann in die Tasche zurückschob, „daß er in der Zeit, wo er bei uns gearbeitet hat, andere Bestellungen hätte bekommen können, die ihm nun entgangen sind."

Der Einwand verfing; man sah es den Gesichtern der beiden Pfeiffenbergs an. Sie war eben die Tochter eines klugen Kaufmanns, die kluge Dorothea.

Noch ergab sich indessen der alte Schlaukopf nicht.

„Na ja, mein Töchterchen," sagte er, „aber sieh mal, wenn er mit dem Bilde auf Niewiederkommen davongeht, dann ist's doch ein Bischen zu viel verlangt, daß ich ein Bild bezahlen soll, das mir gar nicht gehört?"

„Es ist ja noch nicht gesagt," versetzte sie stockend, „ob er nicht wiederkommt, das Fresko auszuführen."

„Glaubst Du das wirklich?" forschte der Etatsrath, indem er sie zwinkernd mit den kleinen, runden Augen ansah.

Eine dunkle Röthe ergoß sich über Dorotheens Gesicht; sie senkte das Haupt und verstummte. Von Allen wußte sie ja wohl am besten, daß er nicht wiederkommen würde.

„Ich — verlange ja nicht," nahm sie zögernd wieder auf, „daß Du das Bild bezahlst — nur, daß Du ihm etwas für die Arbeit zukommen läßt."

„Na — darüber läßt sich ja sprechen," meinte der Etatsrath, indem er Dorotheens Hand in seinen Händen hätschelte. „Was meinst Du — wenn ich ihm fünfhundert Mark schicke?"

„Tausend," versetzte Dorothea kurz und rund.

Der Etatsrath fuhr vom Stuhle auf. „Na, nu erlauben Sie, Herr Minister," sagte er, „erlauben Sie mal!"

Dorotheens Mundwinkel verzogen sich. „Aber Papa," stieß sie aus trockner Kehle hervor, „was bedeutet denn das für Dich?"

„Also siebenhundert," dekretirte der Etatsrath, indem er einen Ton anschlug, der weitere Einwendungen ausschloß. „Was meinst Du, Moritz, ist das genug?"

Moritz Pfeiffenberg ließ nur ein dumpfes Knurren hören. Er fürchtete sich vor der Schwester, sonst würde er erklärt haben, daß es siebenhundert Mal zu viel sei.

„Aber wie lassen wir's ihm zukommen?" fragte der Etatsrath. „Der Gothe hat ja gar keine Adresse hinterlassen?"

„Das besorge ich Alles gleich nachher selbst,“ erwiderte Dorothea hastig, „ich schreibe an Minister Kügler und schicke ihm das Geld, der kann's ihm durch Herrn Direktor von Werner zustellen lassen.“

„Ist aber auch wahr,“ sagte der Etatsrath, „sie hat doch einen Kopf für Dreie!“ Er nahm Dorotheens Gesicht zwischen beide Hände, wie er es in Augenblicken der höchsten Bewunderung zu thun pflegte, und als er das schöne Gesicht zwischen seinen Händen ansah, überkam ihn ein menschliches Rühren.

„Na, weißt Du was,“ sagte er, „Dir zu Liebe lege ich noch die dreihundert zu.“

Dorothea lächelte leise. „Habe ich ja gewußt, Papa,“ erwiderte sie.

„Hat sie gewußt!“ rief der Etatsrath, indem er ihren Kopf zwischen seinen Händen schüttelte, „hat sie gewußt! Moritz,“ fuhr er fort, „wenn ich mal schwach werde, übernimmt Dorothea das Geschäft! Die versteht's besser, als Du und ich zusammen!“

Die Stimmung war wiederhergestellt; Dorothea war zuthulich zum Vater, dessen gutes Herz sie wieder einmal empfunden hatte, und Moritz Pfeiffenberg fügte sich mit einem etwas säuerlichen Lächeln in das Unvermeidliche.

„Na ja, nu kann sie schmeicheln,“ lachte der Etatsrath, als er sich von Dorothea am Arme zu seinem Geldschranke gezogen fühlte, „aber Du hast Recht, man muß das Eisen nicht kalt werden lassen, wenn man's schmieden will.“

Wie ein Adler mit der Beute schoß Dorothea nach ihrem Zimmer davon, sobald sie die zehn Hundertmark-

scheine in Händen hatte, und während draußen noch das Rollen des abfahrenden Wagens verklang, saß sie schon am Schreibtische, um das Geld einzupacken und an Minister Kügler zu schreiben.

Welch eine köstliche Thätigkeit das war! Welch eine Wonne, zu wissen, daß sie ihm das errungen hatte, daß ihm das helfen würde! Denn schließlich — mag der Seelenschmerz des Menschen noch so groß sein, ganz giftig, ganz vernichtend wird er doch immer erst, wenn die gemeine Noth, der Hunger hinzutritt. Hatte sie nicht von ihm selber gehört, wie schrecklich das sei, wenn man sich langsam verhungern fühlte? Und wovon lebte er denn jetzt? Sie konnte sich kaum vorstellen, wie er es überhaupt möglich machte, von heute zu morgen durchzukommen. Und hier kam nun eine Hülfe; und sie selbst war es, die ihm das Brett unter die Füße schieben und ihm sagen konnte: „Tritt darauf, damit Du nicht in den Abgrund versinkst."

Ihre Hände flogen; sie hatte ein Gefühl, als könnte es jeden Augenblick zu spät sein.

Trotzdem kam sie nur langsam von der Stelle, denn der Brief an Minister Kügler war nicht leicht.

Natürlich durfte nicht die Ahnung erweckt werden, daß sie die Hände im Spiele hatte; Alles mußte, als von ihrem Vater ausgehend, dargestellt werden; das forderte diplomatische Kunst. Von dem Menschen, bei dessen Andenken ihr das Herz brannte, mußte sie wie von einer gleichgültigen Persönlichkeit sprechen. Das legte ihr einen Zwang auf. Aber schließlich that der Zwang ihr gut. Es bereitete ihr eine gewisse Lust, ihren Verstand, die

Waffe von klarem Stahl, mit der sie früher so sicher durch das Leben geschritten war, wieder einmal hervorzuholen und zu empfinden, daß sie noch nicht schartig geworden war. Drei Seiten des Briefes hatte sie bereits mit ihren reinlichen, schönen Schriftzügen gefüllt — nun aber stockte sie. Sollte sie Minister Kügler bitten, daß er Heinrich Verheißer die Hoffnung des Etatsrathes aussprechen möchte, ihn wiederkehren und das Bild auf die Wand übertragen zu sehen? Konsequenter Weise mußte sie das, denn natürlich mußte dem Etatsrath daran gelegen sein. Aber — konnte sie das schreiben?

Sie sagte sich, daß es ja nur eine Form sein, daß er doch nicht wiederkommen würde; aber gleichzeitig fühlte sie, daß sie dann doch von Tag zu Tag darauf warten und lauern würde, was er dazu sagen, ob er nicht vielleicht doch wiederkommen würde? Und wie lange sollte das fortgehen? Wie lange sollte sie so fortleben in Erwartung, Unruhe, Hoffnung und Sorge? Nein — der Verstand war wieder stark in ihr geworden, und mit einer raschen Entscheidung fügte sie einen kurzen Schluß an den Brief, ohne ein Wort über Heinrich Verheißers Wiederkehr zu verlieren. Aufseufzend schob sie den Brief von sich. Dieser Brief bedeutete einen Abschluß, und ihr Seufzer sagte: es muß so sein, es ist gut so.

Rasch war der Brief geknifft und in das Couvert gesteckt, und in dem Couverte verschwanden sodann auch die Banknoten. Im Augenblick aber, als sie zusiegeln wollte, griff sie noch einmal hinein und holte die Geldscheine heraus. Das würde nun der letzte Gegenstand sein, den

ihre und seine Hände gemeinschaftlich berührten. Und unwillkürlich, als könnte der todte Gegenstand ihm verrathen, von wem er kam, hob sie die Scheine an das Gesicht, so daß sie den moorigen Geruch des Papiers empfand, und drückte die Lippen mitten hinein. „Lebewohl,“ hauchte sie, „lebewohl.“

Dann schob sie die Banknoten hastig in den Umschlag zurück, schloß das Couvert mit fünf Siegeln zu und ohne weiter einen Augenblick zu verlieren, klingelte sie nach dem Bedienten.

„Besorgen Sie das hier auf die Post,“ gebot sie dem alten Brenz, „aber unverzüglich, die Sache hat Eile,“ fügte sie hinzu, als sie sah, daß der Alte in seiner saumseligen Gravität wieder zu einer Ansprache ausholte.

Mit gebührendem Respekt nahm Brenz den Brief in Empfang; an der Schwelle aber blieb er dennoch stehen.

„Ich wollte mir nur zu fragen erlauben — die Stuben da drüben, wo der Herr Maler gewohnt hat — sollen die Sachen von da nun wieder ausgeräumt und zurückgebracht werden?“

Sein Zimmer — daran hatte sie ja wirklich gar nicht gedacht! Indem sie jetzt daran erinnert wurde, ging ein süßer Schauer durch ihre Brust; etwas von ihm war ja noch da, das Zimmer, das er bewohnt, die Sachen, die er gebraucht hatte!

„Lassen Sie Alles vorläufig, wie es ist,“ erwiderte sie rasch. „Ich — werde selbst zusehen — und nachher werden Sie Bescheid bekommen.“

„Aufzuwarten,“ und der alte Brenz verschwand, um den Geldbrief auf die Post zu tragen.

Kaum daß er hinaus war, so war Dorothea schon unterwegs, zum Gärtnerhause hinüber. Eine fieberhafte Ungeduld hatte sie erfaßt. Seit dem Tage, da sie für ihn die Zimmer eingerichtet, hatte sie den Weg nicht mehr gemacht. Wie sie damals gegangen war, und wie sie heute ging! Denn es war nicht das Verlangen allein, den Raum zu betreten, der ihn umschlossen hatte, noch etwas Anderes war, was sie trieb, eine Hoffnung, eine ganz leise, ganz versteckte, ob nicht vielleicht in seinem Zimmer etwas für sie liegen würde, irgend ein Andenken, vielleicht gar ein letztes Wort, ein Brief — wie ein Sturmwind rauschte ihr Kleid die Treppe hinauf; jetzt riß sie die Thür auf, und gierig flog ihr Blick von der Thür zum Tische hinüber, der vor dem Sopha stand — nichts. Die Tischplatte war leer. Langsam schloß sie hinter sich die Thür und trat vollends ein; dann blickte sie im Zimmer umher. Lag denn nicht irgendwo irgend etwas? Kein letztes Zeichen? Kein Fetzen? Kein Schnipsel Papier? — Nichts. — Im Nebenzimmer vielleicht —? die Thür stand offen — sie blickte hinein. Das Zimmer war nach seinem Weggange schon wieder aufgeräumt worden, alle Möbel standen an ihrem Platze — die elenden Möbel, die sie ihm hineingestellt hatte! Auch im Nebenzimmer war nichts. — Er war fort, so ganz fort, als wäre er nie dagewesen. Wie ein Schatten, der in der Luft erlischt, ohne Wort, ohne Laut, ohne Spur.

Dorothea trat an das Sopha, setzte sich darauf nieder, legte die Arme auf den Tisch, das Gesicht auf die Arme und weinte.

Zum zweiten Male nahm sie Abschied von ihm — und dieses Mal, das fühlte sie, für immer.

So tief also war die Wunde gewesen, die man ihm geschlagen hatte, daß er stumm davongegangen war, wie Menschen thun, die plötzlich verstummen, weil der Tod ihnen an das Herz greift? Immer wieder sah sie die Hand, die ihr den Abschied gewinkt; jetzt erst verstand sie ja, was sie hatte sagen wollen: „geh nur — ich habe genug."

Jetzt erst verstand sie das „wie schade", das er trostlos in ihren Schooß geflüstert, als er sie zum letzten Male umfing: „Wie schade, daß Du nicht die bist, die ich in Dir gesehen."

„Bleibe Du nur in Deinem reinen, weißen Kleide, in Deinem schönen Hause, in Deiner Kälte und Deinem Geld — bleibe Du nur — ich werde geh'n."

Und er war gegangen. Es war ihr, als sähe sie ihn, wie er die Hausthür draußen zuwarf und noch einmal über die Achsel zurückblickte, mit einem letzten, verächtlichen Blick — nichts hatte er mitgenommen, als nur seiner Hände Werk, seinen stolzen, verzweifelnden Tejas, sein Selbst. Ach — wie sie sich beugte vor diesem wilden, stolzen, königlichen Selbst!

Und nun — wenn nun der Brief in Berlin ankommen und man ihm das Geld in die Hände geben würde — mein Gott, mein Gott — hatte sie denn so gar nicht mit dieser Natur zu rechnen gewußt? Eine kalte Angst umklammerte ihr plötzlich das Herz — wie würde er es denn aufnehmen, dieses Geld? Wie konnte er es anders aufnehmen, als so, daß man ihn abfinden wollte?

Sein stolzes, mißtrauisches Gemüth würde ihm natürlich sagen, daß sie mitgethan hatte daran, daß man ihm das Geld schickte — sie — vor der er gekniet hatte, wie der Mann vor dem ersehnten Weibe, wie der Künstler vor dem leibhaftig gewordenen Gebilde seiner Phantasie — sie hatte ihn zurückgestoßen und schickte ihm zur Entschädigung Geld?!

Dorothea griff sich in das Haar; vor ihrer krankhaft überreizten Phantasie sah sie den dumpf erstaunten Blick, mit dem er die Hand ausstreckte, um die schmutzigen Banknoten zu nehmen. Ja — er würde sie vielleicht nehmen, weil er sie nehmen mußte, weil er verhungerte, wenn er sie nicht nahm — aber wie ihr Bild in seiner Seele sich verwandeln würde — jählings — unwiederbringlich — gräßlich! Wie er sie hassen würde, daß sie ihm solche Schmach anthun konnte, sie, die er in einer Stunde, da der Mann vor dem Weibe keine Geheimnisse hat, hatte hineinblicken lassen in sein gequältes, verzweifelndes, verhungerndes Leben!

Ob sie den Brief zurückverlangen sollte von der Post? Aber er war vielleicht schon unterwegs. Und dann — wo eine Erklärung finden, nachdem sie unter Thränen das Geld erbeten hatte?

Eine dumpfe Rathlosigkeit umkreiste ihr Haupt; ein Jammergefühl umlagerte ihr Herz. Ihr eignes Thun erschien ihr plötzlich in einem ganz veränderten Licht. Sie hatte es so gut zu machen geglaubt, und jetzt sagte sie sich, daß sie unbewußt, als reiche Tochter des reichen Mannes, nichts Anderes gethan hatte, als was der öde, blöde Reich-

thum in allen Leidensfällen der Menschheit thut: daß er Geld auf die Wunden schmiert. Geld auf das brechende Herz — Geld auf die brennende Kränkung — immer nur Geld — immer nur der eine scheusälige Gedanke: gemein sind wir doch Alle, also befriedigt nur die gemeinen Bedürfnisse — die sogenannten edlen schlafen dann von selber ein. —

Dorothea richtete sich im Sopha auf und trocknete sich das thränenbenetzte Gesicht.

Hier war nichts mehr zu ändern und zu thun — diese trostlose Gewißheit gab ihr, wenn auch nicht den Frieden, so doch die äußere Ruhe zurück. Um mit der Verzweiflung zu spielen, war ihre Natur zu wenig sentimental — man mußte vorwärts blicken.

Was war's denn schließlich? Ein Mensch war in ihr Leben getreten und wieder hinausgegangen. Hörte ihr Leben darum auf? Hatte sie nicht ganz glücklich, ganz wunschlos gelebt, bevor dieser Mensch gekommen war? Was hinderte sie, das alte Leben da wieder aufzunehmen, wo sie es verlassen hatte?

Freilich — indem sie so dachte, kostete es ihr Mühe, sich zu erinnern, womit sie eigentlich früher ihre Tage ausgefüllt hatte. Wirthschaftsangelegenheiten, Gartenpflege — war denn das wirklich Alles gewesen? Es war, als wenn ihr Gedächtniß gelitten hätte.

Aber so war es nicht — in der Bahn ihres Lebens, die früher so glatt gewesen, hatte sich ein Berg erhoben, und über den konnte sie nicht hinübersehen auf ihren früheren Lebensweg — darum erkannte sie ihn nicht wieder.

Gut denn — mochte der Berg stehen bleiben, wo er stand, ihr Weg ging von ihm hinweg; sie durfte sich nicht umsehen nach ihm, hinter ihr mußte er bleiben, in ihrem Rücken.

Drei Monate Leben mußten ausgestrichen werden aus ihrem Dasein, vergessen mußte sie, was in diesen drei Monaten gewesen war — das mußte sie, das mußte sie. Und hatte er es ihr denn nicht leicht gemacht? Hatte er ihr nicht unzweideutig zu verstehen gegeben, daß er von ihr nichts mehr wissen wollte? War ihre Natur so elend verwandelt, so allen Stolzes baar geworden, daß sie mit Klagen hinter einem Manne drein schleichen sollte, der ihr den Rücken kehrte? Wer ihr solche Möglichkeit auch nur anzudeuten gewagt hätte, damals, vor drei Monaten, als sie zum ersten Male dieses Zimmer betrat! Nein. — Sie erhob sich vom Sopha. In Krisen des Leibes und der Seele braucht man Radikalmittel, und ein solches hatte sie bei der Hand: eines neuen Inhalts bedurfte sie für ihr Leben — sie wußte, wie sie ihn sich schaffen konnte, sie wollte sich ihrem Bruder und seiner Braut widmen, ihr Leben einrichten für die bevorstehende Ehe. Zwar würde sie dabei mit den Brinkmanns und all' den Andern znsammenkommen müssen, die ihr so wenig sympathisch waren — aber gleichviel — das war Luftveränderung — es giebt auch Luftveränderung für das Gemüth. In diesen Kreisen, die zu ihr emporschauten, wie zu einem überlegenen Wesen, würde sie am schnellsten wieder zum Bewußtsein ihrer selbst kommen — unter diesen Menschen würde sie am schnellsten vergessen. Also gut so — recht so.

— Und nun konnte sie ja wohl den Befehl geben, daß die Zimmer hier wieder ausgeräumt würden. Ja, natürlich.

Mit schnellen Schritten verließ sie das Gärtnerhaus, und als sie die Villa erreichte, kam Brenz ihr entgegen, um ihr den Postschein zu übergeben. Die Gelegenheit war da; sie öffnete den Mund — aber — bildete sie es sich nur ein, oder war in den Zügen des Alten eine lauernde Gespanntheit, ob er nun nicht endlich Auftrag erhalten würde, mit dem Menschen aufzuräumen? Sie blickte auf den Postschein nieder, als wollte sie den Inhalt studiren; eine flüchtige Röthe ging über ihr Gesicht — „es ist gut," sagte sie, und weiter nichts — morgen wollte sie den Befehl geben, die Zimmer auszuräumen. —

Das aber sollte die letzte Anwandlung von Schwäche gewesen sein; sie versprach es sich.





Zehntes Kapitel.

Gleich beim Mittagessen griff sie daher den neuen Lebensplan an.

„Weißt Du, Papa," begann sie, „es ist mir eingefallen, ich möchte eigentlich morgen einmal mit Euch hineinfahren. — Ich muß doch Brinkmanns endlich meinen Besuch machen," fuhr sie fort, als sie den überraschten Ausdruck im Gesichte des Vaters sah.

„O Dorothea," sagte Moritz Pfeiffenberg, „das ist ein vortrefflicher Gedanke. Ich glaube wirklich, Brinkmanns haben beinah schon angefangen — es ein wenig peinlich zu empfinden —"

„Daß ich mich so wenig um sie bekümmert habe," fiel sie ihm ins Wort, „ja, das begreife ich. Aber es ist nicht das allein; ich denke mir, Jettchen fängt doch nun an, wegen ihrer Aussteuer Vorbereitungen zu treffen — da kann ich ihr mit Rath und That zur Hand gehen und sie bei ihren Einkäufen begleiten."

„Famos," rief der Etatsrath, „und dann kommen wir

bei Ehmke zum Gabelfrühstück zusammen; oder bist Du mehr für den Alster-Pavillon?"

„Ich akkommodire mich," entgegnete sie lächelnd. Der Etatsrath stieß sein Glas an das ihre.

„Natürlich," sagte er lachend, „wie gewöhnlich. Im Kleinen giebt man nach, um im Großen zu herrschen — o Du Tochter Eva's!"

Moritz Pfeiffenberg hatte an der Vergnügtheit des Vaters nicht theilgenommen; eine offenbare Verlegenheit malte sich auf seinem Gesichte. Neben Dorothea war jetzt noch eine zweite Frau vorhanden, deren Befehlen er zu gehorchen hatte, das war die künftige Schwiegermutter, Mama Brinkmann. Er hatte es bereits zu einem ansehnlichen Grade von Unterwürfigkeit ihr gegenüber gebracht und wußte jetzt gar nicht, wie sie es aufnehmen würde, wenn Dorothea sich um Jettchens Aussteuer bekümmerte. Bei allem Respekt vor den Pfeiffenbergs war Mutter Brinkmann eine Frau, die ganz genau den Kreis ihrer Pflichten, aber auch ihrer Rechte kannte. Jettchen war unleugbar ihr Kind, und um die Aussteuer ihres Kindes hatte Niemand sich zu kümmern, als sie selbst. Moritz Pfeiffenbergs ängstliche Seele witterte etwas von drohenden Konflikten; mit seinen großen Ohren sah sein Gesicht wie das eines Hasen aus, dem eine Ahnung sagt, daß die Schonzeit vorüber ist.

„Weißt Du — Dorothea," hob er zagend an, „der Gedanke, wie gesagt, ist ja ganz vortrefflich — nur — weißt Du — Mama Brinkmann wäre es vielleicht lieb, wenn sie einige Vorbereitungen zu Deinem Besuche treffen könnte —"

„Was braucht es denn da Vorbereitungen?“ fragte Dorothea, indem sie den Bruder ansah. Sie hatte keine Ahnung von den Sorgen, die ihn erfüllten; es schien ihr ganz selbstverständlich, daß das Haus Brinkmann sich ebenso unter sie beugen würde, wie das Haus Pfeiffenberg es that.

Der Vater Etatsrath, wie immer ganz auf Seite der Tochter, schnitt alle weiteren Diskussionen kurz ab.

„Natürlich kommt sie mit, wenn sie will,“ erklärte er. Der Gedanke, mit seiner Dorothea hineinzufahren, statt immer nur mit dem ledernen Moritz, und dann mit ihr bei Ehmke oder im Alster-Pavillon zu frühstücken — da wären Brinkmanns auch gerade die Leute dazu gewesen, denen zu Liebe er auf so etwas verzichtet hätte — nein —

„Kann hübsch werden, Dorothea,“ sagte er vergnügt, indem man sich von Tische erhob, „kann sehr nett werden! Erst setzt Ihr mich in der Paille-Maille beim Büreau ab, dann fahrt Ihr Beiden zu Brinkmann's und Mittags, ich denke, so um ein Uhr, halb zwei, Rendezvous bei Ehmkes bei einem guten Happen und einem Glas Sekt? Einverstanden, Herr Minister?“

Er hatte alle fünf Finger der Hand ausgespreizt über ihr Gesicht gelegt, so daß ihre Augen wie aus einem Gitter hervorsahen — dann küßte er sie, zwischen seinen Fingern hindurch, lachend auf beide Augen — er war im höchsten Maße aufgeräumt.

Und diese fröhliche Stimmung verstärkte sich noch, als er am nächsten Morgen zum Frühstück erschien und Dorothea, bereits fix und fertig zur Reise, bei der Zu-

bereitung des Thees vorfand. Wie sie aber auch aussah in dem grauen Kreppkleide, das sie zur Fahrt angelegt hatte! Wie die Hand, durch einen einfachen Goldreif vom Unterarme getrennt, heut doppelt weiß und zart erschien, indem sie die Tassen zurechtschob und das Frühstück auffüllte! Wie der Strohhut ihr stand, der nach der neuesten Mode weit über das Gesicht ragte und mit einer schwarzen, nickenden Feder geschmückt war!

„Ministerchen, Ministerchen," sagte der Etatsrath, indem er zärtlich den Rand des Strohhutes herauf- und herabbog, „Du wirst ordentlich Mühe haben, Dein Frühstück unter Dach zu bringen."

Unter dem Hute sah er ihr ins Gesicht und gestand sich, daß man sich in dieses Gesicht ohne Weiteres verlieben müsse; es war ja heute noch schöner als gewöhnlich; so ohne alle Herbigkeit, so sanft und still und wahrhaft lieblich.

Die schweren Kämpfe des gestrigen Tages waren hinuntergekämpft, und nun war Ruhe in ihre Züge zurückgekehrt, die Ruhe, die ein fester Entschluß verleiht.

In der Stille der Nacht, in der keuschen, gewohnten Umgebung des Schlafgemaches war die jungfräuliche Seele wieder wach in ihr geworden und mit Schrecken war sie sich bewußt geworden, wie nahe daran sie gewesen war, dieses Alles unwiederbringlich zu verlieren. Eilend, nachdem sie sich entkleidet, hatte sie das Licht gelöscht, denn es war ihr gewesen, als tauchten sie wieder herauf, die heißen, wilden, verzehrenden Augen, und als müßte sie sich vor ihnen verbergen im Dunkel der Nacht.

Nichts mehr davon — nichts mehr von ihm —

zurück zum sanften, stillen, ordnungsmäßigen Leben, wo Ruhe war und Frieden und vorwurfsloses Glück; zurück zu den einfachen Menschen, die ja sicherlich viel besser waren, als sie bisher gedacht, mit denen sie nur deshalb nicht zu verkehren gewußt, weil sie sie nicht gesucht hatte. Jetzt wollte sie sie suchen, wollte ihnen entgegenkommen, freundlich und gut, als Gleiche den Gleichen.

Ja, ja, das wollte sie, das beschloß sie — und in diesem Entschlusse war sie sanft eingeschlafen und erst mit dem vorschreitenden Morgen aufgewacht.

Und dieser Entschluß stand in ihr fest, als sie nun an der Seite des Vaters im Wagen saß und mit ihm und Moritz Pfeiffenberg, der ihnen gegenüber den Rücksitz einnahm, auf der Chaussee, die von Nienstedten nach Altona führt, dahinrollte. Die Sonne war von leichten Wolken verdeckt, es war ein grauer, weicher Sommertag, eine Stimmung in der Luft, so recht zum Denken und Träumen geeignet.

Das that Dorothea denn auch. Sie sprach wenig, fast gar nicht; die Augen in die Landschaft hinausgerichtet, saß sie in den Polstern des Wagens, mit einem Gefühle im Herzen, als ginge sie einem neuen Leben entgegen, und hinter den Lippen ein stummes Gebet. —

Im Brinkmannschen Hause gab es einen Allarm, als der Pfeiffenbergsche Wagen vor der Pforte anrollte, und dieser Allarm ging von Jettchen aus, die aus dem Fenster gesehen und Dorothea im Wagen erkannt hatte. Mit schmetterndem Jubelschrei stürzte sie zu der Mutter, die gerade in den hintersten, nach dem Hofe gelegenen Räumen der Wohnung mit Wäschezählen beschäftigt war.

„O Gott, Mama, Mama," und sie flog der Mutter um den Hals, so daß Frau Brinkmann ein ganzes Pack frisch gewaschener und gestärkter Hemden Herrn Brinkmanns zu Boden fallen ließ, „Moritz ist unten! Und rathe, wer noch mitgekommen ist! Dorothea ist da!"

Frau Brinkmann war bei ihrer Thätigkeit warm geworden; sie war korpulent, und in dem engen, mit hohen Schränken vollgepfropften Raume herrschte eine stickige Luft. Außerdem war sie im Morgenanzuge, ganz und gar nicht zum Empfange von Besuchen gekleidet. —

„Mein Gott, aber — gerade jetzt" — das war Alles, was sie erwiderte.

Sie blickte auf ihre Füße, die in rothwollenen Strümpfen und gestickten alten Morgenschuhen steckten, auf ihre Hausschürze — „na geh' doch nur und empfang' sie," wandte sie sich zu ihrer Tochter, „ich komme nachher nach."

Während Jettchen davonschoß, verfügte sie sich in ihr Schlafzimmer, um sich einigermaßen Ansehen zu verleihen; dabei gab sie ihren Gedanken Audienz, und wenn ihre Gedanken laut geworden wären, hätte es ein Konzert von Brummstimmen gegeben.

„Was ist denn das für eine Manier, daß man die Menschen so unangemeldet überfällt? Zu einer Zeit, wo Alles in seiner Wirthschaft zu thun hat? Aber das kennt man, das ist so die Art der Prinzessinnen — nur immer der eigenen Laune folgen — das kommt davon, wenn man von seinem Vater so verzogen wird — da muß man sich ja schließlich einbilden, man wäre, wer weiß was."

„Emma!!" ein zorniges Klingeln rief das Dienst-

mädchen herbei, damit sie ihr das braune Seidenkleid herausholte und anzöge, „denn daß sie nachher in ihrer Villa da draußen mit dem Etatsrath die Nase über mich rümpft, das könnte mir passen."

Emma kam gerade von der Wäsche; es dauerte ziemlich lange, bis sie sich die Hände soweit getrocknet hatte, daß sie das braune Seidenkleid ohne Gefährdung desselben anfassen konnte. Das trug natürlich nicht dazu bei, Frau Brinkmanns Laune zu verbessern.

„Wochenlang kümmert sie sich nicht um Einen, und dann fällt sie Einem mit einem Male auf den Hals! Was soll's denn nur heißen, daß sie heute plötzlich kommt?" Halt — Was ihr da einfiel: hatte Moritz nicht erzählt, daß gestern früh der Maler abgereist war? Ob denn da — irgend ein Zusammenhang —? Es war ja wohl kaum denkbar — aber immerhin — so lange er dagewesen, hatte sie keinen Fuß gerührt — und nun mit einem Mal —?

Wie von einem jähen Gedanken erfaßt, blieb Frau Brinkmann mitten im Zimmer stehen, so daß Emma, die mit dem Kleide bereit stand, erschrak, weil sie etwas versehen zu haben glaubte.

„Dazu immer die Parteinahme für den Menschen — vom ersten Augenblick an — und neulich Abend, nach dem Diner, wo er sich so flegelhaft gegen Frau Brinkmann benommen hatte — der Mensch — sie hatte es ja wohl deutlich genug gesehen, wie die Beiden im Garten nachher im Dunkeln zusammengesessen und miteinander geflüstert hatten; sie hatte ja auch Dorotheen darauf angesprochen und die war freilich ruhig genug geblieben — aber

das kennt man — das kennt man" — mit einem heroischen Entschlusse fuhr Frau Brinkmann in das braunseidene Kleid, daß es knatterte und krachte.

Inzwischen hatte Jettchen vorne die Pflichten der Hausfrau geübt und Dorotheen an der Thür mit stürmisch kindlichen Liebkosungen empfangen.

„Gott, Dorothea, wie einzig nett, daß Du kommst! Du mußt nur entschuldigen, wenn Alles ein Bischen in Unordnung bei uns ist, wir haben gerade Wäsche heute —"

Damit hatte sie sie in den Flur hereingenöthigt, der lang und schmal an den Zimmerthüren entlang durch die ganze Wohnung lief. Im Augenblick, als Dorothea hineintrat, schlug ihr ein fataler Geruch entgegen, von Cichorien-Kaffee. Vermuthlich hatten sich die Wäscherinnen in der Waschküche hinten den Trank gebraut — aber jedenfalls war der Geruch da; und während Jettchen ihn gar nicht zu spüren schien, wirkte er auf Dorothea so unangenehm, daß sie Mühe hatte, ihren Widerwillen zu verbergen.

„Aber nun bitte, hier herein," sagte Jettchen, die inzwischen den Bräutigam umhalst und mit einem lauten Kuß begrüßt hatte. Sie riß eine Thür auf und indem sie auf der Schwelle stehen blieb, forderte sie Dorotheen mit strahlendem Blicke auf, hineinzutreten. Man merkte ihr den Stolz an, den es ihr bereitete, Dorotheen in den Salon des Hauses Brinkmann einzuführen.

Mit einem leisen Lächeln überschritt diese die Schwelle; hier war sie wenigstens vor dem Kaffeedunst sicher. Sie bemerkte, daß sie sich in der „guten Stube" befand.

An den Seitenwänden des vierfenstrigen Raumes waren, streng symmetrisch über- und nebeneinander, Kupferstiche und Bilder in englischer Schwarzkunst angebracht, Antonius an der Leiche Cäsars, Wellington und Blücher, sich auf dem Schlachtfelde von Waterloo begrüßend, und andere, im zweiten Jahrzehnte des Jahrhunderts oft wiederholte und gern gesehene Gegenstände. An der Rückwand prangte in bunten Farben eine große Schweizerlandschaft in Oeldruck.

Vor den Fenstern standen auf kleinen, runden, mit vergoldeten Kettchen behangenen Tischen hohe, schmalbrüstige Alabastervasen, aus denen künstliche Blumen und Rankengewächse hervorquollen; von der Mitte der Decke hing ein großer Kronleuchter herab, den man aber nicht genauer zu erkennen vermochte, weil er ganz in einem grauen Ueberzuge steckte und daher wie ein großer Sack aussah. Vom gleichen grauen Stoff waren auch die Ueberzüge, mit denen die Sophas und sämmtliche Stühle bekleidet waren.

Das Alles hatte Dorothea mit einem Blick übersehen. Als sie jetzt auf einem der Fauteuils Platz nehmen wollte, stürzte sich Jettchen auf den Stuhl.

„O Gott, nein, Dorothea, Du mußt erlauben, daß ich den Ueberzug abnehme!“ Damit fing sie an, geschäftig die Bänder zu lösen, welche die schützende Umhüllung festhielten. Dorothea versuchte einen Einspruch, aber der Eifer der Kleinen ließ sich nicht zügeln.

„Hätten wir geahnt, daß Du heute kommen würdest, wir hätten ja natürlich alle Ueberzüge abgenommen; aber daß Du auf einem sitzen sollst — nein, nein!“

Die Hülle sank und der Fauteuil zeigte sich in seiner Pracht von rother Seide.

„Wie schön,“ sagte Dorothea, indem sie sich lächelnd niedersetzte. Daß der eine rothe Sessel nun einen abscheulichen Kontrast gegen seine anderen, weniger begünstigten Möbel-Kollegen bildete, sagte sie natürlich nicht. Jettchen schien es nicht zu empfinden; sie rollte einen Fauteuil neben Dorotheen und setzte sich dicht neben sie; Moritz Pfeiffenberg saß ihnen gegenüber, und zwar auf einem überzogenen Stuhl; er gehörte schon zum Hause, mit ihm wurden weniger Umstände gemacht.

So saß man nun und wartete, daß Dorothea etwas sagen würde. Wer sollte sprechen, wenn sie nicht sprach? Dorothea aber brachte nichts heraus. Es war ihr, als müßte sie sich besinnen, warum sie überhaupt gekommen war. Diese dürre Geschmacklosigkeit rings umher — war denn das wirklich der dauernde Aufenthalt von Menschen? Sie hatte das Gefühl von einem unmöglichen Zustande. Das gutherzige kleine Ding an ihrer Seite, das wie ein Schulmädchen dasaß und nichts weiter konnte, als ihre Hände drücken und mit stumm begeisterten Augen zu ihr aufblicken — was in aller Welt sollte sie mit ihr sprechen? Endlich schüttelte sie mit Gewalt den Bann ab, der auf ihr lag.

„Weißt Du, Jettchen,“ sagte sie, indem sie ihr über das Haar strich, „ich habe mir gedacht, ich könnte Dir vielleicht ein wenig behülflich sein, wenn Du jetzt an Deine Aussteuer gehst? Hast Du schon Leinewand eingekauft? Sonst könnten wir vielleicht zusammen Gänge machen?“

Jettchen ergriff voller Enthusiasmus ihre beiden Hände.

„Dorothea, das wolltest Du thun? Das ist ja zu einzig nett von Dir! Du mit Deinem praktischen Sinn und Deinem großartigen Geschmack!"

Sie hätte sich vielleicht noch länger in Dank und Jubel ergossen, wenn nicht in diesem Augenblick Frau Brinkmann erschienen wäre. Da sie durch die Thür in Dorotheens Rücken eintrat, bemerkte diese erst an Moritzens Aufspringen, daß Jemand gekommen war.

„Guten Tag, Mama," sagte Moritz Pfeiffenberg, indem er, den Hut in der Hand, der Schwiegermutter entgegen eilte und ihr die Hand küßte.

Dorothea hatte sich lässig erhoben und streckte ihr die Hand zu. „Guten Tag, liebe Frau Brinkmann."

„Liebe Dorothea, welch' unverhoffte Freude," sagte Frau Brinkmann, indem sie auf sie zutrat und sie umarmte. Dorothea liebte es nicht übermäßig, sich mit Frauen zu küssen, besonders, wenn sie korpulent und erhitzt waren; trotzdem konnte sie nicht verhindern, daß sie an das braunseidene Kleid gepreßt und herzhaft geküßt wurde.

„Aber behalten Sie doch nur Platz," sagte Frau Brinkmann mit kleinbürgerlicher Höflichkeit, die nicht fühlt, daß sie unhöflich ist, und indem Dorothea mit dem leisen Lächeln, das all' diese ungewohnten Manieren ihr unwillkürlich entlockten, sich wieder niederließ, schob Frau Brinkmann, von Moritz unterstützt, einen Fauteuil heran, von dem aus sie, weit vorgebeugt, Dorotheen betrachtete.

Kam es Dorotheen nur so vor, oder versuchte diese Frau wirklich, in ihrem Gesichte zu lesen? Jedenfalls wurde

es ihr beinah peinlich, sich in dieser Weise anstarren zu lassen und sie senkte die Augen. Vielleicht nahmen ihre Züge dabei, ohne zu wissen und zu wollen, einen etwas abweisenden Ausdruck an; Frau Brinkmann bestätigte sich stillschweigend, daß sie stolz wäre wie eine Prinzeß. Wie sie dasaß in ihrem eleganten grauen Kleide, mit dem neumodischen, breit überschattenden Hute! Und was ihr Jettchen daneben für eine Backfischfigur machte! Wieder saßen sich vier Menschen gegenüber, die sich nichts zu sagen hatten.

„Papa läßt Sie schön grüßen, Mama," theilte Moritz Pfeiffenberg, um doch irgend etwas hervorzubringen, der Schwiegermutter mit.

„Danke, danke," erwiderte Frau Brinkmann, „es geht dem Herrn Etatsrath doch hoffentlich gut?"

Ihre Frage war eigentlich an Dorothea gerichtet, in der Hoffnung, diese zum Sprechen zu bringen. Statt ihrer aber, die schweigend verharrte, antwortete Moritz.

„Gott sei Dank ja — trotz der großen Hitze."

„O Gott ja — diese Hitze — nicht wahr, liebe Dorothea? zum Umkommen!"

„Ich leide nicht so sehr darunter," erwiderte Dorothea.

„Ja nun freilich, bei Ihnen da draußen in Ihrem schönen Park, mit der köstlichen Masse Schatten unter den Bäumen — o wie war es neulich schön bei Ihnen! Bei dem Diner! Und trotz der vielen Menschen so gar nicht heiß im Speisesalon! Wir haben nachher noch lange davon gesprochen und Brinkmann hat gesagt: ‚Wenn ich nur 'rauskriegte,' hat er gesagt, ‚wie Fräulein Dorothea das immer zustande bekommt!'"

Dorothea gab sich innerlich einen Stoß. Sie lächelte freundlich und streckte Frau Brinkmann die Hand zu.

„Das freut mich aufrichtig," sagte sie, „wenn es Ihnen bei uns gefällt."

Bevor aber Frau Brinkmann die dargebotene Hand noch ergreifen konnte, hatte sich schon Jettchen darüber hergestürzt, indem sie sie mit beiden Händen an die Brust drückte.

„Wie soll es Einem bei Euch denn nicht gefallen?" rief sie, „das ist ja, als wenn man ins Paradies käme, wenn man da draußen bei Euch ist!"

„Nun müssen Sie uns aber versprechen," unterbrach Frau Brinkmann den Jubelerguß ihres Töchterchens, „daß Sie nächstens einmal auch bei uns zu Mittag speisen."

„Gewiß, sehr gern," erwiderte Dorothea.

„Natürlich müssen Sie vorlieb nehmen," fuhr Frau Brinkmann fort, „Jeder giebt's, so gut er's kann."

„Aber beste Frau Brinkmann" — Dorothea erröthete ganz verlegen; dann lächelte sie wieder.

„Wie eine Prinzeß," stellte Frau Brinkmann abermals für sich fest.

„Gott, Mama," mischte sich Jettchen ein, „das trifft ja herrlich zusammen: Weißt Du, was Dorothea mir für einen Vorschlag gemacht hat? Daß sie mich begleiten will, wenn wir das Leinenzeug für meine Ausstattung kaufen."

Frau Brinkmann richtete sich kerzengerade auf; Moritz Pfeiffenberg erbebte.

„Sie müssen wirklich entschuldigen, liebe Dorothea," sagte Frau Brinkmann, indem sie sich räusperte, weil ihr plötzlich die Kehle trocken geworden war, „Jettchen ist ja

wohl noch ein ganzes Kind. Du weißt doch," wandte sie sich an diese, „daß Dein Ausstattungs-Leinen längst in Arbeit ist und gar nicht hier gekauft wird? Sie können sich ja wohl denken, liebe Dorothea" — und durch den Ton ihrer Worte klang eine gewisse Mahnung, sich nicht um fremde Angelegenheiten zu kümmern — „daß wir so etwas nicht auf die lange Bank schieben. Jettchens Leinen wird in Landshut in Schlesien gewebt; da wird so etwas sehr gut und billig gemacht und außerdem hat Brinkmann dort Geschäftsverbindungen."

Jettchen war ganz kleinlaut geworden und saß, wie mit Blut übergossen, in ihrem Stuhle.

Dorothea strich ihr lächelnd über das Haar.

„Also müssen wir's lassen," sagte sie, „vielleicht kann ich mich bei anderer Gelegenheit nützlich machen."

Immer und ewig dieses Lächeln, das Einem zu verstehen gab: ich lasse mich eben heut einmal zu Euch herab!

Frau Brinkmann wurde ganz nervös davon; plötzlich fing sie auch an, zu lächeln.

„Na —" sagte sie, indem sie die Hände auf die Kniee stützte und sich erwartungsvoll vorbeugte, „und er ist also glücklich fort?"

„Wer?" fragte Dorothea, unwillkürlich aufzuckend.

„Na — der — kauderwelsche Mensch, der Maler! Haben Sie uns nicht erzählt, lieber Moritz, daß er Knall und Fall davongegangen ist? Sammt seinem schrecklichen Bild?"

„Gewiß, gewiß," stotterte Moritz Pfeiffenberg. Er

sah, wie seine Schwester erblaßt und wie das Lächeln von ihrem Gesichte verschwunden war.

Frau Brinkmann hatte das auch gesehen.

„Gott, wissen Sie, liebe Dorothea," fuhr sie fort, „im Stillen hab' ich ja immer gedacht, daß das einmal so kommen würde. Brinkmann sagte das auch. Es ist ja nun einmal auf diese Art Menschen zu wenig Verlaß."

Jettchen hatte ihr Taschentuch hervorgezogen und stopfte es sich leise kichernd in den Mund. Dabei sah sie verstohlen zu Dorothea auf. Diese hielt die Augen gesenkt, und ihre Hand begann nervös mit der Quaste an der Armlehne des Fauteuils zu spielen.

Was sollte sie auf solche Worte erwidern?

Frau Brinkmann verwandte kein Auge von ihr. Es war also wirklich richtig — der Fortgang dieses Menschen stand in irgend einem Zusammenhang mit Dorotheens Innerem. Sie schlug sich auf die Kniee.

„Und obendrein hat ihm der Herr Etatsrath noch Geld geschickt? Nein, aber sagen Sie, liebste Dorothea, das finde ich denn doch wirklich des Guten zu viel."

Ein Blitz fuhr von Dorotheen zu Moritz Pfeiffenberg hinüber. Er hatte also natürlich wieder geklatscht! In seiner einfältigen, engherzigen Weise!

„Mein Vater wird es eben wohl für richtig so gehalten haben," sagte sie in ihrer knappen, scharfen Art, indem sie der Fragerin gerade in die Augen sah.

Frau Brinkmann fühlte plötzlich wieder den altgewohnten Respekt. „O mein Gott," stammelte sie, „wer denkt daran, den Herrn Etatsrath kritisiren zu wollen."

Dorothea faßte sich rasch. Als sie die Verlegenheit

der Frau sah, that es ihr schon wieder leid um sie. Das Alles hatte sie ja erwarten müssen. Daß die Frau diese Verhältnisse in ihrer Art auffaßte, war ja nur natürlich; hatte sie sich denn das nicht gesagt? Die Frau meinte es ja offenbar durchaus gut — warum also schon wieder der Rückfall in den alten heftigen Stolz?

Mit dem freundlichen Lächeln von vorhin wandte sie sich an Frau Brinkmann.

„Die Sache ist ja wirklch sehr viel einfacher, als sie aussieht," erklärte sie. „Hat Ihnen Moritz denn nicht gesagt, daß die Kunstausstellung in Berlin bevorsteht? Das ist für die Maler eine sehr wichtige Sache, so ungefähr wie eine Industrieausstellung für Geschäftsleute. Und da hat — Herr Verheißer sein Bild noch rasch anbringen wollen, ehe es zu spät war."

„Ja freilich, das erklärt ja Alles," versetzte Frau Brinkmann kleinlaut. Mit dieser Dorothea zog man doch immer den Kürzeren; sie hatte ihre Gedanken und Worte am Schnürchen. Daß Dorotheens Zunge einen Augenblick gestockt, als sie den Namen des Malers nannte, hatte Frau Brinkmann überhört. Dorothea hatte ihn mit Absicht genannt, sie hatte sich gezwungen; sie fühlte, daß dies die erste Gelegenheit war, von ihm, wie von einem gleichgültigen Menschen zu sprechen. Es war vollbracht. Nun mochte das Gespräch fürderhin auf ihn kommen, sie konnte mit Ruhe zuhören, sie brauchte nicht mehr zu erzittern.

„Ich denke ja," fuhr sie gleichmüthig fort, „wenn die Ausstellung zu Ende ist, wird Herr Verheißer zurückkommen und das Bild auf die Wand übertragen."

Es bereitete ihr eine Art von Vergnügen, den Sieg, den ihre Selbstbeherrschung errungen hatte, auszubeuten und noch mehr zu sagen, als nöthig war.

„Gott, Moritz," jauchzte Jettchen, indem sie aufsprang und über ihren Bräutigam herfiel, das ist ja einzig! Dann kommt das Bild in die Halle, grade ungefähr, wenn wir heirathen! Wie eine Art Hochzeitsgeschenk!"

Dorothea blickte zu den Beiden hinüber. Das Bild ein Hochzeitsgeschenk für sie — du heilige Einfalt. — Sie erhob sich von ihrem Sitze.

„Wenn Ihr fertig seid mit Euren Zärtlichkeiten," sagte sie lachend, „dann schlage ich vor, daß wir uns fertig machen. Papa erwartet uns zum Frühstück bei Ehmke am Gänsemarkt. Leisten Sie uns nicht auch Gesellschaft?" wandte sie sich an Frau Brinkmann.

„O Gott, liebste Dorothea," erwiderte Frau Brinkmann, „ich thäte es ja gern, obschon wir eigentlich nie frühstücken, aber ich habe große Wäsche im Hause."

„Aber Jettchen bekommt doch Urlaub?" sagte Dorothea, indem sie die Kleine an sich zog.

„Aber iß und trink nur nicht zu viel, Kind," vermahnte Frau Brinkmann.

Dorothea lachte. „Ich will schon aufpassen."

„Ja, Gott, sehen Sie, liebe Dorothea, Sie essen immer erst ganz spät," sagte Frau Brinkmann mit dem Selbstbewußtsein kleinbürgerlicher Demuth, „wir anderen Leute hier in der Stadt essen ja viel früher."

Dorothea sah nach der Uhr; dann ließ sie Jettchen los.

„Also mach' Dich fertig," sagte sie, „wir haben noch Zeit, einen Gang um das Alsterbassin zu machen und uns

ein Bischen die Läden unter den Arkaden anzusehen, dann treffen wir grade mit Papa zusammen."

Wie ein Wiesel schoß Jettchen davon.

Frau Brinkmann ergriff Dorotheens Hand.

„Nun müssen Sie mir aber noch einmal versprechen, daß Sie auch bei uns einmal zu Mittag essen?"

Dorothea lächelte. „Aber gewiß doch — gern."

„Wir laden auch Niemanden weiter ein, als die neulich bei Ihnen draußen waren, bei dem entzückenden Diner. Den Herrn Maler können wir ja freilich nicht dazu bitten — erinnern Sie sich, wie er mich ausgelacht hat, als ich ihn etwas fragen wollte? O, was war das für ein Mensch!"

Dorothea wandte sich schweigend ab und blickte zum Fenster hinaus. Daß sie auch immer wieder auf ihn zurückkommen mußte, die Frau, und immer in dieser Art!

Glücklicher Weise kam in dem Augenblick Jettchen zurück, einen runden kleinen Strohhut auf dem lockigen Köpfchen.

„Solch einer, wie Du ihn trägst," sagte sie, indem sie vor Dorotheen stehen blieb und bewundernd ihren Hut ansah. „Siehst Du, das ist nun geradezu einzig!" Dann ging sie vor einen der hohen schmalen Spiegel, die zwischen den Fenstern hingen. „Aber ich weiß nicht, ob er mir stehen würde — dazu muß man ein so bedeutendes Gesicht haben, wie Du." Sie hüpfte zu dem Bräutigam und warf die Arme um ihn: „O Gott, Moritz, so bedeutend wie Dorothea bist Du doch lange nicht — aber ich habe Dich auch so lieb!"

„Nun kommt, nun kommt," mahnte Dorothea.

„Viele Grüße an den Herrn Etatsrath und auf Wiedersehen, liebste Dorothea," sagte Frau Brinkmann, und noch einmal fühlte diese sich an das braunseidene Kleid gepreßt. Moritz Pfeiffenberg küßte der Schwiegermutter zum Abschiede die Hand, dann klappte die Thür — der Besuch bei Brinkmanns war vollbracht.

Den Arm in Dorotheens Arm gehängt, tänzelte Jettchen neben dieser die Treppe hinunter. Als sie auf die Straße hinaustraten, blieb Dorothea stehen.

„Aber das geht doch nicht," sagte sie, „hier auf der Straße muß doch Dein Bräutigam Dich führen?"

Die Kleine aber war nicht von ihrer Seite zu bringen.

„O — das nimmt Moritz nicht übel — nicht wahr, Moritz? Siehst Du, Dorothea, so mit Dir Arm in Arm zu gehen, das ist ja eine Wonne — Du glaubst es gar nicht!"

Sie preßte Dorotheens Arm mit ihrem Arme, sie drückte sich eng an sie.

So durch die Straßen Hamburgs zu schlendern, am Arme von Dorothea Pfeiffenberg, der schönen, eleganten, berühmten Dorothea Pfeiffenberg — sie sah die Begegnenden beinah herausfordernd an, ob sie nicht staunten, sie in solcher Gesellschaft zu sehen — ihr kleiner Kopf war wie berauscht von Stolz und Seligkeit.

Moritz Pfeiffenberg hielt sich hinter den Beiden; an Stellen, wo das Trottoir leer war, schritt er an Jettchens anderer Seite, und dann hing diese sich mit dem linken Arme in seinen rechten und schaukelte förmlich zwischen den beiden Pfeiffenbergs. Dabei stand ihr der Mund nicht einen Augenblick still; Alles, was in ihrem Kopfe

und Herzen war, kam über die frischen plappernden Lippen, und Alles waren die harmlosen Aeußerungen eines Kindes. Tausend Fragen hatte sie zu thun, bald nach rechts, bald nach links; meistens waren es solche, die einer Antwort gar nicht bedurften, und wenn geantwortet werden mußte, besorgte das Moritz Pfeiffenberg.

Dorothea ging schweigend an ihrer Seite; ihr war nicht redselig zu Muthe.

Wie Vogelgezwitscher schlug ihr Jettchens Geplauder ans Ohr; dieses junge Geschöpf, das an ihrem Arme hing, war glücklich durch und durch; das fühlte sie. Unbewußt glücklich, wie ein Kind, das als selbstverständlich annimmt, daß alle anderen Menschen ebenso glücklich sein müssen. Und von ihr selbst, von Dorothea ging die Glückseligkeit aus, welche dieses kleine Ding da erfüllte — innerlich staunend schüttelte sie den Kopf. Der Mensch fühlt sich nie ärmer, als wenn Glück von ihm auf Andere ausgeht und er selbst kein Glück empfindet.

Dieses Kind, das zu ihr aufblickte, wie ein Schulmädchen zur Lehrerin, sollte das ihr eine Lebensgefährtin sein? Es hatte wohl eine Zeit in ihrem Leben gegeben, da ihr solche Verehrung geschmeichelt, eine solche Anbetung sie befriedigt hätte — wie lange war das her — jetzt war etwas Anderes in ihr, ein Sehnen und Verlangen nach Leben und nach dem, was das Leben erfüllt — und wo fand sie das? Hier etwa? Bei den Menschen, bei denen sie eben gewesen war? Deren ganzer Lebensbegriff dem ihrigen so fremd in die Augen sah, als wären sie Geschöpfe von verschiedenen Planeten? In deren Zimmern Oeldrucke an den Wänden

hingen? Und doch mußte sie ja zu diesen Menschen; sie selbst hatte ja zu ihnen gewollt, hatte mit ihnen sein wollen, als Gleiche mit Gleichen, und wollte es ja auch noch jetzt, denn sonst — — es war ihr, als thäte sich eine unermeßliche, graue Oede vor ihr auf, und indem sie den kindischen Egoismus des Glücks an ihrer Seite schwatzen und plaudern hörte, überkam sie das lähmende Gefühl der Glücklosigkeit.

Sie war so in ihre Gedanken versunken, daß sie kaum auf den Weg achtete und beinah erschreckt zusammenfuhr, als sie sich plötzlich, indem sie vom Jungfernstieg in die Alster-Arkaden einbiegen wollten, angesprochen hörte. Ein Herr in tadellosem Straßenanzuge stand vor ihr und begrüßte sie, indem er den schwarzen Cylinderhut weit vom Kopfe streckte — es war Herr Fritz Barkhof. Er trug eine Rose im Knopfloche; sein Gesicht blühte förmlich von Gesundheit und Lebenslust; man sah ihm das Vergnügen an, das ihm die Begegnung verursachte. Mit raschem Händedrucke begrüßte er Jettchen und Moritz Pfeiffenberg; dann beeilte er sich, an Dorotheens Seite zu kommen, die gesenkten Hauptes ihren Weg fortsetzte.

„Welch ein Festtag, gnädiges Fräulein, Ihnen einmal in Hamburg zu begegnen — vermuthlich auf dem Wege, um dem jungen Paare behülflich zu sein, bei Einkäufen für den zukünftigen Hausstand?"

Dorothea bejahte leise.

„Dann würde man von nun an hoffentlich öfter das Glück haben, sie in der Stadt zu sehen? Es sei ja erklärlich genug, daß man Villa Pfeiffenberg nicht gern mit dem heißen Straßenpflaster vertauschte, denn Villa Pfeiffen-

berg — er hätte, so wie alle Anderen, in der Erinnerung an das neuliche Fest geschwelgt — geradezu geschwelgt —"

So ging es fort; Begeisterung, Huldigungen, Schmeicheleien — wie ein plätschernder Strom, wie ein Wasserfall, so daß Dorotheen Hören und Sehen verging. Aus dem Allen klang ja viel mehr, als landläufige Höflichkeit; das waren Plänkeleien, die auf eine Belagerung hindeuteten; und wenn Dorothea es nicht selbst gefühlt hätte, würde Jettchen ihrem Verständnisse nachgeholfen haben, die fortwährend von der Seite zu ihr aufblickte und sie mit verhaltenem Kichern heimlich in die Hüfte puffte.

Schließlich wurde es Dorotheen unheimlich: Sie blieb stehen und zog die Uhr hervor.

„Höchste Zeit," sagte sie, von Herrn Fritz Barkhof abgewandt, zu Moritz und Jettchen, „Papa erwartet uns sicherlich schon."

„Verabredung mit dem Herrn Etatsrath?" fragte Herr Fritz Barkhof.

„Ja — Sie müssen entschuldigen."

„Zum Frühstück bei Ehmke!" schrie Jettchen ihm zu. Herr Fritz Barkhof lächelte verbindlich.

„Wünsche guten Appetit und bitte, mich dem Herrn Etatsrath angelegentlichst zu empfehlen."

Der schwarze Cylinderhut entfernte sich noch einmal in wagerechter Linie vom Haupte, auf dem er saß, und während die Drei sich auf ihren Schritten umdrehten, um zum Gänsemarkt zu gelangen, blieb Herr Fritz Barkhof, ihnen nachblickend, stehen.

Wie sie dahinschritt! Jettchen an ihrem Arme sah aus wie ein Packetchen mit Proben ohne Werth; Moritz

Pfeiffenberg, der hinter ihnen folgte, wie ein Lakai in Civil.

„First rate," bestätigte sich Herr Fritz Barkhof, mit den Lippen unwillkürlich schmatzend, „wirklich, first rate!" Dazu diese großartig geordneten Familienverhältnisse! Und das Alles jetzt durch die bevorstehende Verbindung mit Brinkmanns so herangebracht, so handlich gemacht, daß man eigentlich nur zuzulangen brauchte, wenn man Hände am Leibe und Finger an den Händen hatte — na — und daran fehlte es ja Herrn Fritz Barkhof nicht!

Auf dem Absatze machte er kehrt, und mit elastischen, gehobenen Schritten wandte er sich dem Innern der Stadt zu. Unwillkürlich, indem er an den Spiegelscheiben der glänzenden Schaufenster vorüberging, suchte er sein Bild zu erhaschen, und das, was er sah, gefiel ihm ganz leidlich. Er war doch nicht der Uebelste.

Ein großartiger Plan dämmerte in seiner Seele: eine Wasserpartie auf der Elbe — ganz weit hinaus, vielleicht bis Kuxhaven — wo man Pfeiffenbergs in Nienstedten abholte und dann bei der Rückkehr wieder absetzte — auf eigens gemiethetem Dampfer, oder was noch besser, auf eigener Dampfer-Yacht, da eine solche zu kaufen war — da könnte man sich zeigen — Donnerwetter — ja!





Elftes Kapitel.

Der Etatsrath war inzwischen bei Ehmkes bereits eingetroffen und hatte sich ein besonderes Zimmer anweisen lassen. Nachdem er die Speisekarte ein paar Mal durchmustert hatte, that die Thür sich auf und die Erwarteten traten ein.

„Na — seid Ihr endlich da?"

Dorothea ging rasch auf ihn zu und umarmte ihn. Sie war heut wider ihre Gewohnheit weich und zärtlich. Es war ihr so merkwürdig zu Muthe, als müßte sie sich zu ihm hinflüchten. Der Vater erschien ihr heut wie der erste Mensch, mit dem sie sprechen konnte, mit dem sie sich verstand.

Der Etatsrath blickte ihr blinzelnd ins Gesicht. Er hatte sich wohl gedacht, daß der Besuch bei Brinkmanns sie ein wenig angreifen würde; aber die Sache schien ihm mehr zum lachen, als um sie tragisch zu nehmen. Sentimental war er nun einmal nicht; besonders, wenn er vor einem guten Gabelfrühstück stand.

„War Alles hübsch?" fragte er.

„Etwas warm ist's," sagte Dorothea, indem sie ihren Hut abnahm und ermüdet auf einen Stuhl sank.

„Und da habt Ihr ja das Jettchen auch mitgebracht; ist recht, daß Du kommst!“ Damit streckte er der Kleinen beide Hände hin und schmatzte sie auf die frischen, rothen Lippen.

„Ich darf aber nur ganz wenig zu mir nehmen,“ beugte Jettchen vor.

„Na, laß nur gut sein, wir schaffen Dich nach Hause, wenn Du nicht mehr auf Deinen Vogelbeinchen stehen kannst.“

Jettchen kreischte vor Entzücken und entlud ihre Wonne auf den Bräutigam, dem sie, wie in allen solchen Fällen, um den Hals stürzte.

Moritz Pfeiffenberg entledigte sich der Grüße, die ihm die Schwiegermutter für den Vater aufgetragen hatte. Der Etatsrath nahm sie mit einer Gelassenheit entgegen, die Frau Brinkmann vielleicht etwas zu weitgehend gefunden haben würde.

„Jetzt wollen wir frühstücken,“ erklärte er.

Und nun wurde gefrühstückt, ehrlich, gehörig, wie man in Hamburg frühstückt. —

Es dauerte nicht lange, so gerieth der Etatsrath in eine außerordentlich heitere Stimmung. Moritz Pfeiffenberg thaute gleichfalls beim Champagner auf, und Jettchen versicherte einmal über das andere, daß sie sich heilig einen Spitz tränke, wenn das so weiter ginge.

Dorothea war die einzige, die Speisen und Getränken keine rechte Ehre anthat; sie stocherte mit der Gabel in den Leckerbissen, die der Vater auffahren ließ, nippte ein wenig an ihrem Glase, und als jetzt die Thür von außen aufgerissen wurde, fuhr sie in nervösem Erschrecken auf. Vater Brinkmann war's, der mit breitem Lachen hereintrat.

„Schöne Geschichten,“ sagte er, „da komme ich ja gerade zurecht, um mein liederliches Töchterchen nach Hause zu schaffen.“

Jettchen aber klammerte sich an ihren Bräutigam.

„O nein, Papa, ich gehe noch nicht!“

„Die geht noch lange nicht,“ bekräftigte der Etatsrath, indem er sie in die Backen kniff; das kleine, runde, von Lebenslust und Wein glühende Ding gefiel ihm heute, wie sie ihm noch nie gefallen hatte.

Er schlug auf den Stuhl, der neben ihm stand. „Da setzen Sie sich her, Brinkmann, und sei'n Sie kein Spielverderber; nachher sollen Sie auch eine Cigarre bekommen, wie man sie in Hamburg-Altona nur an hohen Feiertagen zu rauchen kriegt.“

Vater Brinkmann war durchaus kein Spielverderber, und nachdem er Platz genommen hatte, wurde die Stimmung immer gemüthlicher.

„Also woll'n wir mal anstoßen,“ sagte der Etatsrath, „auf was denn? Na — auf jedes hübsche Frauenzimmer, das zu der Einsicht kommt, daß der Mensch nicht einsam sein soll.“

Mit allgemeinem Jubel wurde der Trinkspruch aufgenommen; der Etatsrath wandte sich an Dorothea, die in Gedanken versunken, ihr Glas nicht aufgenommen hatte.

„Na komm, Ministerchen, trink' mit, wird Dir nichts schaden.“ Er drückte ihr das Glas in die Hand und klopfte sie in den Rücken. „Was noch nicht ist, kann ja noch werden,“ setzte er weinlustig hinzu.

Dorothea wurde feuerroth und setzte das Glas nieder.

In dem Augenblick aber kam Jettchen über sie her und hing sich ihr um den Hals.

„Nein, nein, böse darfst Du nicht werden!“ Kichernd wie ein Kind beugte sie sich zu ihrem Ohre: „denk' doch nur an den von vorhin, unter den Arkaden! mit der Rose im Knopfloch! wie er Dich ansah! als ob er Dich aufessen wollte!“

„Hallo,“ rief der Etatsrath, „wer ist das? Von wem wird da gesprochen?“

Jettchen, die ganz dreist geworden war, drehte den Kopf zu ihm herum, während ihre Arme um Dorotheens Hals geschlungen blieben.

„Aber Papa Etatsrath,“ sagte sie, „wer wird so neugierig sein? Das sind Geheimnisse.“

„Geheimnisse gelten beim Frühstück nicht,“ versetzte der Etatsrath. „Brinkmann, was sagen Sie?“

Vater Brinkmann schob sich dichter an den Tisch heran, legte beide Arme auf die Tischplatte und beugte mit einem neugierig vertraulichen Lächeln das Gesicht zu Dorotheen hinüber. „Geheimnisse gelten nicht,“ wiederholte er.

Jettchen preßte ihren Mund dicht an ihr Ohr. „Soll ich's sagen, Dorothea? Soll ich's sagen?“

Mit einem Ruck aber machte Dorothea sich von ihr frei und beinah unsanft schob sie die Kleine zur Seite.

„Was soll denn das Alles heißen?“ sagte sie. „Du erstickst mich ja!“

Vater Brinkmann rückte wieder vom Tische ab. Der Ton, in dem Dorothea gesprochen hatte, war so ärgerlich gewesen, daß das Thema plötzlich zu Boden fiel. Und ebenso erging es mit der guten Laune der Anwesenden;

ein allgemeines Stillschweigen trat an die Stelle des bisherigen Lärms.

Dorothea war es, die es unterbrach.

„Weißt Du, Papa," sagte sie, indem sie vom Stuhle aufstand, „ich möchte nach Haus fahren."

Mit einem „na — aber —" versuchte der Etatsrath, ihr dareinzureden, aber ihr Entschluß war gefaßt.

„Es ist mir zu heiß hier und ich bekomme Migräne."

Der abgespannte Ausdruck auf ihrem bleichen Gesichte schien ihre Worte zu bestätigen. Sie setzte den Hut auf und knüpfte sich die Bänder unter dem Kinn zusammen.

„Wenn's Dir recht ist," fuhr sie fort, „nehme ich den Wagen. Die freie Luft wird mir gut thun. Du kannst ja mit Moritz einmal in der Eisenbahn herauskommen."

„Natürlich, natürlich," erwiderte der Etatsrath. Moritz Pfeiffenberg erhob sich. „Du bist doch nicht unwohl, Dorothea?"

„Keine Idee," versetzte sie, „Du weißt ja, daß ich das Frühstücken nicht gewöhnt bin."

Jettchen wollte sie durchaus begleiten, aber mit aller Bestimmtheit lehnte es Dorothea ab.

„Nein, nein, bleib'; Du amüsirst Dich ja, und ich finde meinen Weg schon allein."

Damit war sie hinaus, und eine halbe Stunde später saß sie im Wagen. Den Weg, den sie gekommen war, zogen die Pferde sie zurück, diesmal noch schneller im Laufe als vorhin, weil sie wußten, daß es nach dem Stalle ging. —





Zwölftes Kapitel.

Von der See hatte sich der Wind erhoben, der den Strom herauf und der Fahrenden entgegen wehte. Dorothea saß in die Ecke des Wagens geschmiegt, und es that ihr wohl, sich von der bewegten Luft umspielen zu lassen. Wie eine körperlich widerwärtige Empfindung lag die Erinnerung an das, was sie diesen Vormittag erlebt hatte, auf ihr. Erst der Besuch bei Brinkmanns, dann die Begegnung mit jenem Menschen und endlich die Zecherei beim Frühstück! Sie empfand einen Ekel, wenn sie daran zurückdachte. Diese plumpe Lust am dicken materiellen Genuß! Sie sah die vom Weine erhitzten Gesichter vor sich und athmete noch einmal den stickigen Dunst der Weinstube — nun spülte das reine Element alles das von ihr ab, und sie pries ihren Entschluß, der sie hatte entrinnen lassen.

Und indem sie so dachte, überkam sie eine seltsame traumhafte Vorstellung, als sei sie auf der Flucht, aber nicht auf der Flucht nur von Hamburg nach der Villa

Pfeiffenberg, sondern weit darüber hinaus, und immer weiter! Der Wind hatte eine Wolkenbank aufgethürmt, die er in langsamen Stößen ins Land hinein schob; Dorotheens Augen hingen an dem phantastischen Gebilde. In der Mitte zum dunklen Kern geballt, breitete sich die Wolke nach rechts und links wie in zwei weit gereckten Armen aus, und indem das Gewölk ihr entgegen zog und der Wagen sie dem Gewölk entgegentrug, war es Dorotheen, als stände da draußen, wo die Unendlichkeit des Meeres begann, etwas auf, wie eine ungeheure Gestalt, die ihrer wartete, die Hände nach ihr streckte, und der sie in die Arme getragen wurde, halb wider Willen und doch ohne Widerstand. Was war das? Wer war das? Kannte sie die Gestalt? Vielleicht — denn in die Wagenkissen zurücksinkend, schloß sie unwillkürlich die Augen. Ach — so, von zwei Armen ergriffen und herausgerissen zu werden aus aller Kleinlichkeit, Häßlichkeit, Erbärmlichkeit! So in glühender Umarmung an das Herz eines großen Menschen gedrückt zu werden, auch wenn die Umarmung tödtlich gewesen wäre, auch wenn man darin hätte sterben und umkommen müssen!

Erst das Rasseln der Räder auf dem Steinpflaster des Hofes weckte sie aus ihrer Betäubung, und beim Anblick des alten Brenz, der mit tadellos korrekter Rückenbeugung den Wagenschlag öffnete, kam ihr die Wirklichkeit zurück. Als sie die Frühstücksstube in Hamburg verließ, um zu der Villa zurückzukehren, war ihr zu Muthe gewesen, als rettete sie sich nach einem Asyl — jetzt, in der Villa angelangt, hatte sie ein Gefühl, als käme sie in den Kerker zurück.

Wie eng Alles! Wie öde und leer! Sie überlegte, ob sie einen Gang durch den Park machen sollte — aber dann wäre sie an der Halle vorbeigekommen, und das wollte sie nicht. Das Licht, das dort geleuchtet hatte, war ausgelöscht. So stieg sie in ihr Zimmer hinauf und nachdem sie Hut und Ueberwurf abgelegt hatte, saß sie mit müder, dumpfer Seele vor ihrem Schreibtische. Wie viel Stunden waren es her, seitdem sie dieses Zimmer verlassen hatte, wie still war ihre Seele gewesen, als sie es verließ, was für Entschlüsse hatten darin gestanden — jetzt war ihr, als lägen Tage und Wochen dazwischen, als müßte sie sich gewaltsam an das erinnern, was sie heute früh gewollt hatte. Mit der Absicht, zu entsagen, zu vergessen, war sie gegangen — mit dem Gedanken der Entführung spielend, war sie zurückgekehrt.

Sie stützte die Ellbogen auf den Tisch und drückte die Schläfen zwischen die flachen Hände.

Andere Frauen würden geweint und in Thränen Erleichterung gefunden haben — Dorotheens Augen feuchteten sich nicht leicht. Aber sie fühlte, wie in ihrem Innern etwas weinte, und das Bild kam ihr zurück, das er gebraucht hatte, als er von dem blutigen Schweiße des Lebens sprach, der nach innen fließt, in das Herz, bis daß er einen See bildet, aus dem das verzweifelnde Herz nicht mehr heraus kann.

Mußten denn alle Wege zu dem einen Punkte, alle Gedanken zu dem einen Menschen führen? In Verzweiflung sprang sie auf, um nun doch einen Gang durch den Park zu machen und sich in der alten, vertrauten Umgebung Ruhe zu ergehen. War denn alle Willens-

kraft in ihr erlahmt? Gab es denn nichts und gar nichts in der Welt, wo sie die Augen hinrichten, wo sie Ersatz für das finden konnte, was sie verloren hatte? Bei den Brinkmanns und deren Leuten jedenfalls nicht, das wußte sie seit heut; aber seit der Frühstücksstunde bei Ehmke wußte sie noch mehr; seitdem wußte sie, daß auch der einzige und letzte Mensch ihr abhanden kommen könnte, an dem sie noch eine Art von Rückhalt gehabt hatte, ihr Vater. Eine Art von Rückhalt — mehr war es ja nie gewesen. Seit sie erwachsen, war es ihr Stolz gewesen, zu wissen, daß sie auch ihm imponirte und daß auch er sich ihrem Willen beugte. Immerhin war es doch ihr Vater, den sie liebte und von dem sie wußte, daß er sie zärtlich liebte. Und nun, in der Stunde, da sie sich ihm an die Brust geworfen hatte, weil sie meinte, daß er der Einzige sei, der sie verstehen müsse, war von seinem Munde das Wort gekommen, das sie wie ein Peitschenhieb getroffen hatte, das häßliche, rohe, abscheuliche Wort: „Was noch nicht ist, kann ja noch werden."

Nicht in ihren Ohren nur, in ihrer ganzen Seele klang es nach und erfüllte sie mit unsäglichem Widerwillen. Mochte sie sich hundert Mal sagen, daß der Wein aus ihm gesprochen hatte — was half ihr das? Läßt doch der Wein die heimlichen Gedanken des Menschen über die Lippen treten — und das also waren seine heimlichen Gedanken?

Schließlich — sie war doch nun achtundzwanzig Jahre alt und noch immer nicht „untergebracht". Ihr war das höchst gleichgültig gewesen, da sie an Heirathen überhaupt nicht dachte, und so hatte sie auch ihren Vater beurtheilt.

Nun mußte sie erfahren, daß er denn doch anders über die Sache dachte, daß es ihm recht lieb sein würde, wenn seine Tochter den Weg anderer vernünftiger Frauen wandelte, wenn sie dahinterkäme, daß „der Mensch nicht einsam sein soll“?

Und auf wen würden seine Augen sich zu dem Zwecke richten? Natürlich auf Einen, der des reichen Schwiegervaters und der reichen Partie würdig sei; und das würde wieder ein Reicher sein. Auch würde er ja gar nicht lange zu suchen brauchen; der Betreffende würde schon von selbst kommen, ja, er war ja eigentlich schon da.

Bei der ersten Begegnung mit Herrn Fritz Barkhof hatte ihr der Instinkt gesagt, daß dieser Mann sich nicht damit begnügen würde, einen Besuch bei Pfeiffenbergs zu machen und dann wieder zu verschwinden. Als er damals am Abende abschiednehmend ihre Hand an die Lippen geführt, hatte ein unmerklicher Druck ihr gesagt: „Ich komme wieder.“ Und er würde wiederkommen; seit der Begegnung unter den Arkaden wußte sie das.

Und wenn er nun kam — was dann? Zwar, was sie sagen würde, das wußte sie schon jetzt. Denn an dieses Menschen Seite durch das Leben zu gehen — sie konnte ja nur lachen, wenn sie daran dachte. Aber der Vater? Würde der auch mit einem „nein“ bei der Hand sein? Würde er sich mit ihrem „nein“ begnügen? Sie sah im Geiste sein erstauntes Gesicht und hörte seine Fragen: „Was hast Du denn gegen den Mann? Er ist ein durch und durch anständiger Mensch, vorzüglich situirt und dazu von außen doch wirklich ganz passabel? Sag' mir nur, warum Du nicht willst?“

Warum nicht — was sollte sie darauf erwidern? Was für jede andere Frau gegolten haben würde, daß sie den Mann nicht liebte — galt es denn auch für sie? für die verständige, überlegene Dorothea? Wie sie im Geiste die Augen von Vater und Bruder auf sich gerichtet sah, die zum ersten Male im Leben ihren Haus-Minister nicht verstanden! Ihnen etwa sagen, daß sie einen Anderen liebte? Und wen? Den Maler? Dieses Nichts? Diesen Menschen, dem man tausend Mark schicken mußte, nur damit er nicht verhungerte? Es war ihr, als würde die ganze Villa Pfeiffenberg in einen Schrei des Entsetzens und der Entrüstung ausbrechen, als legte sich eine kalte Hand ihr auf Herz und Mund — „unmöglich," stammelte sie vor sich hin, „unmöglich!"

Und so, indem sie die Unmöglichkeit fühlte, das auszusprechen, was in ihr vorging, blieb ihr nichts übrig, als die Dinge ihren Gang gehen zu lassen, ihren verhängnißvollen Gang. Sie von ihrer Seite würde schweigen und warten, bis die Gegner sprachen.

Das Herz zuckte ihr. Ihr Vater, ihr Gegner! Und dennoch so. Seit dem Frühstück bei Ehmke wußte sie, daß er mit seinen Gefühlen und Gedanken nicht bei ihr, sondern bei den Anderen stand; seitdem fing sie an, ihm zu mißtrauen, ihn zu fürchten.

In dieser Stimmung empfing sie Vater und Bruder, als sie am Nachmittage des Tages mit der Eisenbahn herauskamen, und in dieser Stimmung lebte sie die nächsten Tage mit ihnen.

Ihr Gesicht war ruhig wie in früherer Zeit, aber dies Gesicht war nicht mehr der Spiegel ihres unangefochtenen

Gemüths, eine Maske war's, hinter der sich eine aufgescheuchte Seele verbarg, die jedes Wort und jeden Blick der Ihrigen belauerte, weil sie hinter jedem einen Fallstrick witterte, in den sie hineingerathen würde, wenn sie nicht Acht gab.

Die ersten Tage vergingen in Frieden; der verhängnißvolle Name wurde nicht einmal genannt. Einige Zeit darauf aber kam aus Hamburg in einem großen quadratischen Couvert ein Brief von Frau Brinkmann, worin diese „zu einem kleinen freundschaftlichen Mittagessen“ einlud.

„Na ja, die kleinen freundschaftlichen Mittagessen bei Brinkmanns, die kennt man,“ knurrte der Etatsrath. „Da werden wir zur Rückfahrt Vorspann nehmen müssen, denn wir werden schwer geladen haben.“

Er las den Brief zu Ende.

„Du hast ihr ja schon zugesagt,“ wandte er sich, über den Frühstückstisch hin, zu Dorotheen.

„Als sie neulich mit mir zum Besuche bei Mama war,“ fiel Moritz Pfeiffenberg ein.

Dorothea bestätigte nickend, daß es so sei. Sie war gefangen; eine Absage war jetzt nicht mehr möglich, ohne Frau Brinkmann tödtlich zu beleidigen.

„Wer wird denn Alles dabei sein?“ fragte sie nach einiger Zeit mit scheinbarer Gleichgültigkeit.

Der Etatsrath nahm den Brief, den er auf den Tisch gelegt und den Dorothea nicht angerührt hatte, noch einmal auf.

„Es scheint ja,“ sagte er, „sie will unser Diner von neulich so ziemlich naturgetreu kopiren. Natürlich die

unvermeidlichen Springmuths und dann Herr Wohlbrink und Fritz Barkhof."

Ein huschender Blick ging von Dorotheen zum Vater hinüber. Warum sagte er „Fritz Barkhof" und nicht wie er es bei dem Anderen gethan hatte, „Herr" Barkhof? Fühlte er sich ihm bereits näher stehend? Jedenfalls hatte ihm doch Jettchen neulich, nachdem sie von Ehmke fortgegangen war, erzählt, daß er es gewesen war, der ihnen unter den Arkaden begegnet war?

Sie saß wie auf Nadeln; die innere Erregung schnürte ihr die Kehle zu, so daß sie nichts zu sagen und nichts weiter zu thun vermochte, als den Diener herbeizuklingeln, damit er den Tisch abräumte.

Der Etatsrath war noch kaum fertig mit seinem Frühstück. „Na aber sag' mal," rief er. „Du hast es ja heut schmählich eilig?"

„Ich glaubte, Du wärest fertig," gab sie verwirrt zur Antwort.

Jetzt brach der Etatsrath in lautes Lachen aus; Moritz Pfeiffenberg stimmte ein, und Beide lachten sich über den Tisch an, ohne zu sagen, worüber.

Dorothea wurde immer aufgeregter. Sie blickte von dem Einen zu dem Anderen, und als deren Heiterkeit unvermindert blieb, fuhr sie leidenschaftlich dazwischen.

„Sagt mir um Alles in der Welt, was los ist? Warum Ihr lacht?"

Der Etatsrath klopfte begütigend auf ihre Hand.

„Na, nur nicht so hitzig, Ministerchen, es ist ja doch kein Unrecht, wenn der Mensch lacht?"

Diese nichtssagende Antwort sagte ihr genug. Vater

und Bruder waren im Einverständniß; sie war es, über die man gelacht hatte. Verstummend lehnte sie sich in den Sessel zurück.

Der Etatsrath aber war augenscheinlich nicht gesonnen, sich in seiner guten Laune stören zu lassen. Mit vielem Behagen zündete er sich die Cigarre an; während er das that, ging ein heimliches Schmunzeln um seinen Mund und seine Augen blickten listig vergnügt. Er merkte ja ganz wohl, was in Dorotheen vorging, aber das schadete ihr nichts. Er hatte keine Anlage zur Sentimentalität, und seit dem Frühstück bei Ehmke, wo sie so übelnehmerisch und sauertöpfisch neben dem lustigen, drallen, kleinen Ding, dem Jettchen, gesessen hatte, war er zu der Ansicht gekommen, daß sie denn doch bedenklich altjüngferlich zu werden anfinge. Für Altjungfernthum und Prüderie aber hatte er erst recht kein Verständniß.

„Der Fritz Barkhof," fing er zu seinem Sohne Moritz an, indem er mit einer Art von Trotz den Cigarrendampf über den Tisch blies, „hast Du mir nicht erzählt, daß er sich eine Dampfer-Yacht bauen läßt?"

„Papá Brinkmann sagte mir so," entgegnete Moritz Pfeiffenberg, „Fritz Barkhof ist ja berühmt für allen Wassersport."

„Soll ein großer Seefahrer vor dem Herrn sein," meinte der Etatsrath, „das hab' ich auch gehört. Voriges Jahr erst ist er in Ostasien gewesen? Hm?"

„Vor zwei Jahren," berichtigte Moritz Pfeiffenberg. „In China und Japan, und wie ich mir habe sagen lassen, hat er eine ganze Masse von Verbindungen angeknüpft."

Der Etatsrath nickte befriedigt.

„Unternehmendes Kerlchen — hat auch im ganzen Wesen so etwas, wie man heutzutage sagt, Schneidiges; bist Du schon näher mit ihm bekannt geworden?“

„Wir haben uns in letzter Zeit öfters getroffen,“ erwiderte Moritz Pfeiffenberg, „und ich kann sagen, angefreundet; er gefällt mir wirklich ganz ausgezeichnet gut.“

Blaß und schweigend, krampfhaft bemüht, vollständige Gleichgültigkeit zur Schau zu tragen, hatte Dorothea dabei gesessen, während die Beiden sich unterhielten. Jetzt riß sie die „Hamburger Nachrichten“, die Moritz auf den Tisch neben sich gelegt hatte, an sich und verbarg sich hinter dem großen Zeitungsblatt.

Der Etatsrath schaute blinzelnd zu seinem Sohne hinüber; Moritz lächelte stumm; Beide tauschten einen verständnißvollen Blick.

Eine Pause trat ein; der Etatsrath schmunzelte vor sich hin. Er fühlte, wie Dorothea unter dem Gespräche litt — aber das schadete ihr nichts. Er kam sich vor wie ein Wundarzt, der den Kranken sondirt, und die Gelegenheit schien ihm günstig. Mochte die Sonde auch ein bischen tief gehen und dem Patienten weh thun — daran stirbt man nicht.

„Was mich wundert,“ fuhr er laut fort, „daß er immer noch nicht geheirathet hat; wie alt mag er denn sein?“

„Dreißig, taxire ich, oder etwas darüber,“ gab Moritz Pfeiffenberg zur Antwort, „übrigens hat er das Heirathen keineswegs verschworen; er hat nur erst mit

seinen Reisen fertig sein wollen, dann, hat er mir gesagt, geht er los."

„Dann geht er los," wiederholte der Etatsrath, „na — jetzt ist er ja wohl fertig mit Reisen?"

Moritz Pfeiffenberg glaubte so; der Etatsrath räusperte sich und wieder trat eine vieldeutige Pause ein. Dann wandte sich der Etatsrath nach dem Zeitungsblatt, hinter dem seine Tochter saß.

„Na sag' mal, Dorothea, das kennt man ja gar nicht an Dir, daß Du beim Frühstück die Zeitungen liest? Und noch dazu mit einem Eifer —"

Dorothea ließ das Blatt sinken und hinter demselben erschien ein ganz fahles, beinah entstelltes Gesicht. Sie sah aus, als hätte sie auf der Folter gelegen.

„Wovon sprecht Ihr?" sagte sie, „ich habe nicht Acht gegeben."

Das war nun eine so handgreifliche Unwahrheit, daß der Etatsrath, um nicht wieder laut herauszuplatzen, die Backen dick aufblies und einen Strom von Cigarrenqualm entlud. Ihr Anblick forderte geradezu sein Mitleid heraus und würde ihn zu anderen Zeiten besorgt gemacht haben. Jetzt aber sah er in ihren seelischen Schmerzen nur Zimperlichkeit und mit der Brutalität der gesunden Natur ging er darüber hinweg.

„Wovon wir sprechen?" sagte er. „Von einer sehr wichtigen Sache: Moritz erzählt mir eben, daß Fritz Barkhof zu haben ist."

Dorothea warf den Kopf zurück; ein feindseliger Trotz leuchtete aus ihren Augen.

„Ich verstehe nicht, was das heißen soll," erwiderte sie, „und begreife noch weniger, wieso mich das interessiren soll!"

„Was das heißen soll?" entgegnete der Etatsrath, „na — sehr einfach doch, daß er unter den Töchtern des Landes Umschau hält. Ich habe mir immer sagen lassen, daß Frauen sich für so etwas interessiren."

Dorothea verzog höhnisch den Mund. „Das ist ja das erste Mal, daß Du mir die Frauenschablone aufnöthigst, ich fürchte, ich passe nicht recht hinein."

Der Etatsrath schob die Kappe auf dem Kopfe zurück; der höhnische Ton in ihren Worten reizte ihn.

„Jedenfalls aber ist es nicht das erste Mal," sagte er, „daß Du das hohe Pferd reitest; wenn man ein Pferd aber zu oft reitet, wird es lahm!"

Moritz Pfeiffenberg saß sprachlos mit weit offenen Augen da; es sah aus, als würden seine Ohren vor Entsetzen zu wackeln beginnen. Dorothea und der Vater zankten sich — das war ihm, so lange er denken konnte, noch nicht vorgekommen.

Dorothea bebte am ganzen Leibe; ihre Lippen preßten sich aufeinander, daß alles Blut daraus entwich. Der Krieg war ausgebrochen, mit einem Mal und gleich mit aller Gewalt. Sie hatte auf die letzte Bemerkung des Vaters eine wüthende Antwort geben wollen — im letzten Augenblick aber hatte sie sich besonnen und Alles hinuntergeschluckt. Ein Rest von Besonnenheit sagte ihr, wo die Andeutungen des Vaters hinauswollten und daß die Frage über ihrem Haupte hing, ob Herr Fritz Barkhof Glück haben würde, wenn er bei ihr anklopfte. Das mußte

vermieden werden! Mit aller Willenskraft, die ihr noch zu Gebote stand, raffte sie sich zusammen.

„Ich glaube gar, wir hätten uns beinah gezankt,“ sagte sie. Dabei lächelte sie; aber das Blut sauste und brauste in ihren Ohren, so daß ihre eigenen Worte ihr wie aus weiter Ferne herüberklangen. Der Etatsrath war auch wieder ruhig geworden; seine Hitze war nur eine fliegende gewesen.

„Wäre auch der Mühe werth gewesen,“ sagte er, jovial lachend. Damit erhob er sich, und der Friede war vorläufig wiederhergestellt.

Vorläufig — denn indem sie die Sachlage mit klarem Verstande überblickte, sagte Dorothea sich, daß dieses Alles nur die Einleitung zum wirklichen Kampfe sei, zu der Entscheidung, die kommen würde, kommen mußte.

Eine verzehrende Unruhe war in ihr. Menschen und Dinge um sie her nahmen fremdartige, ungeheuerliche Gestalt und Verhältnisse an; sie fing an zu begreifen, wie Menschen dahin gelangen können, daß sie in Verfolgungswahn verfallen. Eine so gleichgültige Angelegenheit, wie ein Mittagessen bei einer befreundeten Familie, wurde ihr zu einem Schreckniß, dem sie mit einem Gefühle entgegenging, als drohten ihr tödtliche Gefahren. Sie malte sich aus, wie Alles kommen würde: natürlich würde Alles gethan werden, um ihn möglichst nah an sie heranzubringen; womöglich bei Tische noch würde er die verhängnißvolle Frage an sie richten, und indem sie daran dachte, zitterten ihr die Kniee, so daß sie sich niedersetzen mußte. Allerhand abenteuerliche Entwürfe gingen durch ihren Kopf;

ob es nicht doch noch möglich war, im letzten Augenblick abzusagen? Ob es nicht irgend ein Mittel gab, sich ihm weniger anziehend erscheinen zu lassen? Sie dachte einen Augenblick geradezu an Selbstverstümmelung. Alles das zuckte in ihrem Gehirn auf und tauchte wieder unter und wurde wieder verworfen und das einzige, was übrig blieb, war die Thatsache, daß sie sich, als der verhängnißvolle Sonntag gekommen war, in schwarze mailändische Seide kleidete und mit dem Vater in den Wagen setzte, um nach Hamburg hineinzufahren, wohin Moritz ihnen bereits am Vormittage voraufgeeilt war. Ob es Absicht, ob es Zufall war, daß sie die Farbe gewählt hatte? Jedenfalls, wenn sie sich weniger anziehend dadurch machen wollte, hatte sie ihre Absicht verfehlt. Beinah matronenhaft, bis an den Hals war das Kleid geschlossen; keine Blume im Haare, keine Blume am Gewande, als sollte Alles, was von Jugend, Schönheit und Reiz an ihr war, erdrückt und begraben werden unter dem farblosen Schwarz. Aber ließ die Gestalt sich unterschlagen und verleugnen, die unter dem schwarzen Kleide emporstrebte, so blühend in ihrer schlanken Fülle, als wollte sie die Unwahrheit zersprengen, in der sie sich gefangen sah? Ließ das Antlitz sich verhüllen, das schwermüthig bleich und in seiner Blässe anmuthiger denn je aus dem schwarzen Gewande emportauchte? Nein, sie hatte sich verrechnet; in dem schwarzen Kleide war sie erst recht die „weiße" Dorothea! Das sagte ihr die lautlose Stille der Bewunderung, die bei ihrem Erscheinen im Brinkmannschen Salon eintrat, und das sagten ihr noch unzweideutiger die Augen Herrn Fritz Barkhofs, der ihr mit siegesbewußtem Blick entgegen-

getreten war und jetzt beinah ehrfürchtig ihr den Arm bot, um sie zur Tafel zu führen.

Er saß neben ihr — natürlich; aber er getraute sich nicht an sie heran. Obgleich er Frauen gegenüber durchaus nicht verlegen war, gestand er sich im Stillen, daß ihm diese da „kolossal imponirte.“ Er sagte sich, daß man hier vorsichtig zu Werke gehen müßte, nicht zu rasch, wenn man nicht Alles verderben wollte. Denn indem er das ruhig vornehme Lächeln sah, mit dem sie seiner Unterhaltung lauschte und seine Fragen beantwortete, bekam er ein Gefühl, daß dieses stolze Gesicht unter Umständen auch im Stande sein möchte, recht ernsthaft dreinzuschauen und daß ihn das unter Umständen aus dem Konzepte bringen könnte. Er war wirklich in der Absicht gekommen, die Sache heute noch zur Entscheidung zu bringen und Dorotheen mit der großen Frage auf den Leib zu rücken. Die Tischordnung Mutter Brinkmanns sollte ihm dazu die Gelegenheit bieten. Nach Beendigung der Mahlzeit wurde den Herren eine Schale mit kleinen Blumensträußen angeboten, von denen sie einen für ihre Dame zu entnehmen hatten. Indem er Dorotheen das Bouquet überreichte, wollte er sich über die Blumen zu ihr beugen und ihr die Frage ins Ohr flüstern, die er sich sorgfältig zu Hause ausgedacht und zurechtgedrechselt hatte. Nun aber, als der entscheidende Augenblick gekommen war, versagte ihm der Muth. Vielleicht hatte er Dorothea in dem Augenblick angesehen und ihr Anblick hatte ihn eingeschüchtert. Dorothea mochte die Gefahr ahnen, die hinter dem Blumenstrauß lauerte. Das Lächeln war von ihrem Antlitz gewichen, ihre Augen starrten vor sich hin; es war, als zöge ihre ganze Persönlichkeit

sich in sich selbst zusammen, wie ein gehetztes Wild, das sich auf eine letzte Klippe gerettet hat und seine Verfolger, auf die es mit entsetzten Augen niederblickt, durch den Schrecken lähmt, der aus seinen Augen sprüht. Hatte sie bemerkt, wie Mutter Brinkmann einen hastig forschenden Blick über den Tisch herüber zu Fritz Barkhof schoß? War es Zufall gewesen, daß Vater Brinkmann das Dessertmesser ergriffen hatte, als wollte er im nächsten Augenblick an das Glas schlagen, aufspringen und der Gesellschaft mit tönender Stimme die soeben erfolgte Verlobung zwischen Herrn Fritz Barkhof und Fräulein Dorothea Pfeiffenberg verkündigen? Jedenfalls hatte sie es gesehen und sie sah auch jetzt, als Herr Fritz Barkhof ihr das Bouquet, ohne etwas dazu zu sagen, anbot und sie es ebenso entgegennahm, wie die Finger, die das Dessertmesser umspannt hielten, sich langsam, wie enttäuscht, öffneten und jedenfalls war es keine Täuschung, daß jetzt in der gesammten Tafelrunde eine augenblickliche verlegene Stille eintrat. Es war offenbar: Alle hatten auf ein großes Ereigniß gewartet und das Ereigniß war ausgeblieben.

Da war vorläufig nichts mehr zu machen. Frau Brinkmann rückte mit dem Stuhle; Alles erhob sich und das verhängnißvolle Mittagessen war vorüber.

Vorüber, aber nicht vorbei. Es war eine Pause in der Hetzjagd, aber die Jagd war noch nicht aufgegeben. Dessen war Dorothea sich bewußt. Der Fraueninstinkt in ihr hatte den Mann an ihrer Seite ganz genau durchschaut. Er hatte sich noch nicht an sie herangewagt, und sie wußte auch, warum: wenn sie unnahbar sein wollte, war es nicht so leicht, an sie heranzukommen. Eben so deutlich

aber hatte sie auch empfunden, wie der Mann an ihrer Seite gelodert und gebrannt, wie das Blut in ihm zu ihr hinüberverlangt hatte, wie seine Hände, so oft er ihr irgend eine Schüssel reichen durfte, sich bemüht hatten, für einen Augenblick mit ihren Händen sich zu berühren. Darum wußte sie, daß er wiederkommen, daß er zum Angriff zurückkehren würde, sobald er nur im Nebenzimmer, wo er jetzt mit den anderen Herren bei Kognak und Cigarren zusammen war, neuen Muth gesammelt haben würde.

Dazu kam die Aufregung von Frau Brinkmann, die mit Dorothea und den anderen Damen zusammensaß, jeden Augenblick aber aufsprang und zu den Herren hinüberging. Was that sie dort? Waren es nur Hausfrauenpflichten, die sie hinüberführten, oder ertheilte sie Rathschläge und Instruktionen? Dorotheens Instinkt sagte ihr, daß diese Frau es vor Allen war, die es sich in den Kopf gesetzt hatte, sie mit Herrn Fritz Barkhof zu verloben. Mit fieberhafter Aufmerksamkeit verfolgte sie daher ihr Hinundhergehen und während sie mit Jettchen und den Springmuthschen Damen anscheinend in voller Seelenruhe plauderte, saß sie wie auf Kohlen.

Und jetzt zuckte sie unwillkürlich auf; die Herren kamen aus dem Rauchzimmer herüber; die Folter nahm ihren Fortgang.

Man war da drüben offenbar sehr lustig gewesen; die Stimmen waren sehr laut; eine Angelegenheit von allgemeinem Interesse schien Alle zu beschäftigen.

Der Etatsrath selbst war es, der den Damen die große Neuigkeit auftischte.

„Dorothea,“ sagte er, indem er, den Arm in Fritz Barkhofs Arm geschlungen, mit diesem vor seine Tochter trat, „hier stelle ich Dir Herrn Fritz Barkhof vor, glücklichen Inhaber einer prachtvollen Dampfer-Yacht — Respekt, wenn ich bitten darf.“

Dorothea mühte sich ein Lächeln ab. Fritz Barkhof stand vor ihr und überströmte sie mit einem Blick, daß sie davor die Augen niederschlug.

„Ihr Herr Papa ist allzu gütig,“ sagte er, indem er sich verneigte, „aber wenn ich denken könnte, daß Sie einer Einladung von mir Folge geben und mir erlauben würden, Sie ein wenig auf der Elbe spazieren zu fahren — so würde mich das sehr, wirklich sehr glücklich machen.“

Er hatte seine Worte ganz eigenthümlich betont und das Letzte so leise gesagt, daß es wie ein vertrauliches Flüstern zu ihr gedrungen war. Gesenkten Hauptes saß Dorothea da. Der Vater übernahm die Antwort für sie.

„Aber das ist ja eine ganz famose Idee,“ rief er, „oder wie man heutzutage sagt, schneidig! Natürlich kommen wir, kommen sehr gern, lieber Barkhof. Wann soll's denn losgeh'n?“

Fritz Barkhof bedauerte, daß noch einige Tage vergehen würden, bis die Yacht in präsentablem Stande sein würde.

„Die Purpurvorhänge fehlen noch in der Staatskajüte,“ bemerkte Herr Wohlbrink, „man behauptet nämlich, daß Fritz Barkhof seine Yacht nach dem Muster der Barke einrichten läßt, wie Kleopatra sie auf dem Nil hatte.“

Ein lautes Gelächter der Herren belohnte die scherz-

hafte Anspielung; die Damen kicherten mit; Dorotheens Stirn färbte sich mit einer tiefen Röthe.

Fritz Barkhof schüttelte mit abwehrendem Lächeln das Haupt und wandte sich, wie beruhigend, zu Dorotheen.

„Hören Sie nicht auf das, was die Lästerzungen sprechen, gnädiges Fräulein; es ist eine ganz einfache, komfortable Schiffseinrichtung. In vierzehn Tagen hoffe ich soweit im Stande damit zu sein, daß ich die Herrschaften unmittelbar am Fuße Ihrer Villa abholen kann."

„Soll ein Wort sein," sagte der Etatsrath, indem er schallend in Fritz Barkhofs Hand einschlug, „in vierzehn Tagen fahren wir mit Ihnen hinaus; aber mindestens bis Kuxhaven!"

„Bis Helgoland!" fielen die Damen im Chore ein.

Fritz Barkhof verneigte sich nach allen Seiten und lächelte strahlend.

„Herr Etatsrath," sagte er, indem er beide Hände desselben ergriff und schüttelte, „wenn es nach mir geht, bis nach Amerika und um die ganze Welt!"

Damit war die Sache vorläufig zur allgemeinen Zufriedenheit erledigt und man brach auf. Als Dorothea auf den Treppenflur hinaustrat, stand Herr Fritz Barkhof plötzlich noch einmal neben ihr, den Hut in der Hand.

„Gnädiges Fräulein," sagte er, indem er ihre Hand ergriff und mit entschlossenem Ruck an die Lippen zog, „ich sage Ihnen noch einmal aufrichtigen Dank, daß Sie meine Einladung angenommen haben, warmen Dank, Sie — machen mich dadurch wirklich glücklich!"

Der Etatsrath trat lachend dazwischen.

„Den Rest für später," sagte er, „wenn wir auf dem

Wasser sind." Damit ergriff er den Arm seiner Tochter und führte sie die Treppe hinunter.

Vor der Thür stand die große, viersitzige Kutsche des Hauses Pfeiffenberg, die jetzt, weil man durch die kühle Nachtluft zu fahren hatte, zugedeckt worden war. Vater und Tochter nahmen Platz; Moritz Pfeiffenberg saß ihnen auf dem Rücksitz gegenüber. Nachdem man eine Viertelstunde gefahren war, lehnte sich der Etatsrath in die Wagenecke zurück, Moritz Pfeiffenberg that auf seiner Seite dasselbe und unmittelbar darauf waren Beide eingeschlafen.

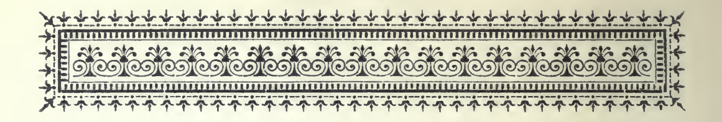
Dorothea schlief nicht. Ohne Laut und Regung saß sie auf ihrem Platze und nach einiger Zeit ließ sie das Wagenfenster herunter; der Weindunst, der von den beiden Schläfern ausging, erfüllte den engen Raum mit einer dicken, qualmigen Luft. Mit heißen, trocknen Augen blickte sie in die Nacht hinaus und mit wacher Seele fuhr sie dahin.

Alle Zweifel hatten nun ein Ende. Vierzehn Tage noch, dann kam die Frage und mit der Frage das Schicksal ihres zukünftigen Lebens.

Sie konnte nein sagen — aber wenn sie es that, dann war sie von nun an ein überflüssiges Möbelstück in dem Hause, in dem sie bisher als Gebieterin gewaltet hatte, eine alte Jungfer, die neben einem ärgerlichen Vater mürrischer Griesgrämigkeit entgegenwelkte, ein Gegenstand der Verwunderung für ihren Bruder und dessen junge Frau, ein Räthsel für alle Hausbewohner, an dem man sich eine Zeit lang abmühte, bis man es gelangweilt bei Seite liegen ließ.

Und wenn sie ja sagte, dann war nun dieser heutige Tag und diese Fahrt in der stickigen, dumpfen Kutsche, in diesem rollenden Käfig ein Vorgeschmack dessen, was künftig ihr Leben hieß. Tage, Tage und Tage voll ödem grauem Einerlei; ihre stolze Natur vernichtet, an die Interessen eines Mannes geschmiedet, dessen Interessen für sie keine waren; und für alle Qualen des Tages dadurch belohnt, daß sie des Abends unter Menschen geführt wurde, die sie nichts angingen, in Gesellschaften, die ihr zuwider waren, zu Essen und Trinken wie ein Thier, das man aus dem Stall auf die Weide treibt und von der Weide wieder in den Stall zurück. Und hinter dem allen, in der Ferne verdämmernd wie das Tageslicht am Ausgange eines Schachtes, die Erinnerung an die eine Stunde, da sie hinausgeblickt hatte in das Land voll Blumen und Bäumen, in die Schönheit, in die Kunst. Verloren war ihr das Land ja auch schon jetzt, aber jetzt gehörte ihr doch noch die Phantasie, die um die Mauern des verlorenen Paradieses schlich und ihr mit süßer Täuschung ins Herz flüsterte: „Du kommst doch vielleicht noch einmal hinein; trotz Allem und Allem begiebt sich vielleicht noch etwas Ungeahntes, das Dich hineinführt“ — und nun, wenn sie das „ja“ gesprochen hatte, dann war es wie das Fallbeil, das der Phantasie den Kopf abschnitt, zu Ende war es dann mit Hoffen und Träumen und Allem und Allem. In stummer schrecklicher Verzweiflung preßte sie die Hände ineinander und zwei schwere Thränen, die Niemand sah, flossen lautlos über ihre Wangen.





Dreizehntes Kapitel.

Ein Tag verging und noch ein Tag. Dorothea begann die Minuten zu zählen. Ein Schauer überlief sie, so oft sie den klingenden Schlag der Uhr vernahm. Wieder eine Stunde dem Verhängniß näher, wieder eine Stunde der letzten Frist weniger.

Am dritten Tage, als sie mit Vater und Bruder beim Frühstück saß — jetzt nicht mehr auf der Terrasse, sondern im Salon — richtete Moritz Pfeiffenberg, indem er die Hamburger Nachrichten bei Seite legte, den Kopf auf.

„Ich habe gedacht," sagte er nörgelnden Tons, „er wollte sein Bild in Berlin ausstellen? Und nun mit einem Mal ist es in München."

„Wer?" fragte der Etatsrath.

„Na — der Maler, der —"

„Der Gothe?" fragte der Etatsrath, mit beiden Backen kauend, „steht etwas über ihn in der Zeitung?"

Moritz Pfeiffenberg schob sich den Frühstücksteller heran und schmierte sich Butter auf sein geröstetes Brod.

„Es scheint ja," erwiderte er, „sie sind in München rein wie verrückt mit seinem Bild."

Der Etatsrath langte über den Tisch und nahm die Zeitung auf. Er warf einen flüchtigen Blick auf die Stelle, die Moritz ihm bezeichnete, dann legte er das Blatt lachend wieder fort.

„Nun seh' Einer an," sagte er, „wird der Kerl am Ende doch noch ein berühmter Mann!"

Er nahm seine Tasse auf und stieß damit an Dorotheens Tasse an. „Meine Hochachtung, Herr Minister, Sie haben wieder einmal Recht behalten."

Dorothea hatte keinen Laut von sich gegeben, auch nicht nach der Zeitung gegriffen, nur die Gabel, die sie eben zum Munde führen wollte, legte sie auf den Teller zurück und wenn die beiden Männer Acht gegeben hätten, würden sie gesehen haben, wie eine tödtliche Blässe ihr Gesicht überflog. Sie schlürfte ihren Thee aus; zu essen, war ihr unmöglich. Alle ihre Gedanken waren nur auf eins gerichtet: daß das Frühstück bald zu Ende sein möchte, daß die Beiden nur erst gehen möchten!

Bis dahin saß sie wie angegossen an ihren Stuhl, heimlich mit den Augen die Zeitung bewachend, daß Niemand sie ihr fortnähme, Niemand!

Dann, als die Männer sich erhoben, nahm sie das Blatt auf, scheinbar ruhig, aber das Papier knisterte in ihrer Hand, weil ihre Finger es krampfhaft zerdrückten, und nun, sobald die Beiden hinaus waren, stürzte sie damit auf ihr Zimmer.

Nicht da unten — hier oben wollte sie lesen, hier, in ihrer eigenen Atmosphäre, bei sich, an dem Tische, auf

dem sein Brief gelegen hatte, der Brief, der in der Tasche ihres Kleides gesteckt hatte, diese ganze, ganze Zeit, den sie nun hervorzog und neben die Zeitung auf den Tisch vor sich legte und mit flachen Händen glatt strich, weil er ganz zerdrückt war und zerknittert, mißfarbig geworden durch die fortwährende Berührung ihrer heißen Hand, so daß er jetzt aussah wie ein welkes Blatt im Herbst. Wie ein Blatt, ein verwelktes, das uns dennoch reizend erscheint, weil es uns an die Stunde erinnert, die lachende, glückselige, da wir es im Sommer gepflückt haben.

Sie legte die Arme auf den Brief und das Gesicht auf die Arme, so daß ihre Lippen das Papier berührten, und so verharrte sie eine geraume Zeit, als wollte sie es noch hinausschieben, von ihm und seinem Werke und seinem Ruhme zu lesen, als wollte sie diesen Augenblick der Erinnerung ausdehnen zu einer langen, langen Ewigkeit.

Endlich richtete sie sich empor, strich sich das Haar aus der Stirn und nahm die Zeitung auf.

Das, was sie fand, war ein Bericht über die Kunstausstellung im Glaspalaste zu München; aber der ganze Bericht war eigentlich nur eine Abhandlung über Heinrich Verheißers „Gothenschlacht“ und diese Abhandlung war ein Dithyrambus.

Satz für Satz, Wort für Wort las Dorothea, langsam, als wollte sie nicht zu bald an das Ende des Aufsatzes kommen, als wollte sie den Inhalt, der sie berauschte, Tropfen nach Tropfen einschlürfen.

Mit sicherer und geschickter Hand war der Gegenstand des Bildes beschrieben, so daß es aus den schwarz und weiß gedruckten Zeilen vor ihr emporstieg, wie sie es

gesehen hatte, mit seinen kühnen Umrissen, seinen gewaltigen Menschengruppen, in seiner leuchtenden Farbenherrlichkeit. Dann aber war es, als hätte der Verfasser des Aufsatzes Athem schöpfen müssen, damit er Kraft fände für das, was noch zu sagen blieb, für den Gipfel des großen Werkes, das Gothenweib, das auf dem Hügel über den Kämpfenden stand.

Dorotheens Wangen erglühten, als sie an diese Stelle kam, ihr Busen hob und senkte sich. An der Begeisterung, mit welcher die Gestalt des Weibes geschildert war, fühlte sie, wie mächtig die Wirkung sein mußte, die von ihr auf die Beschauer ausging. Und wenn sie es nicht gefühlt hätte, so würde sie es aus dem Berichte erfahren haben, wo gesagt war, daß die Besucher der Ausstellung in Schaaren um das Bild drängten, wie von einem Magneten angezogen, der sie beinah achtlos an den übrigen Bildern vorübergehen ließ.

Nun hatte sie zu Ende gelesen, und wie betäubt saß sie vor dem Zeitungsblatt.

Jetzt also wußte die Welt, was sie geahnt hatte, als sie einsam, mit schauernder Seele in der Halle gestanden und das Bild betrachtet hatte, daß hier ein großer Künstler seine Seele vor den Menschen geoffenbart hatte. Und noch etwas wußte sie, was die Welt nicht wußte, ein Geheimniß, ein wonnevoll vernichtendes, das außer ihr nur Einer kannte, Einer, der ferne von ihr war, Meilen, Meilen und Meilen weit, von ihr getrennt, für immer und alle Zeit.

Eine Gluthwelle überschauerte ihren Leib; Stolz und Eitelkeit, Liebe und Sinnlichkeit wühlten ihr Seele und

Sinne zu einem Gefühle rasenden Entzückens auf, und gleich darauf überfiel sie eine dumpfe zermalmende Traurigkeit.

Da unten in der fernen Stadt stand das Bild des Gothenweibes, an dessen Schönheit sich die Menschen, die aus aller Herren Ländern herzugeströmt kamen, berauschten — und hier oben in der einsamen Stube saß das Urbild und wartete darauf, daß es an die Thür klopfen und man kommen und sie davonführen würde, damit sie Frau Fritz Barkhof würde. Damals, als sie erfuhr, daß ihr Leib es gewesen war, der ihm zum Vorbilde gedient hatte für sein Gothenweib, hatte sie geglaubt, daß ein unwiderbringliches Unglück über sie hereingebrochen sei, daß sie sterben und ersticken müßte vor Scham — jetzt war nur ein Bewußtsein noch in ihr, daß ihre Gestalt unsterblich geworden war für alle Zeit.

Und von dem Allen würde sie nun nie etwas sehen; das ganze wunderbare Ereigniß würde an ihr vorübergehen wie eine Sache, die sie nichts anging; der Mann, der wie ein Herold ihrer Schönheit vor die Menschen hingetreten war und sie ihnen verkündigt hatte, war für sie dahin, aus ihrem Leben verbannt — mit einem Ruck erhob sie sich von ihrem Stuhle und mit hastiger Hand riß sie den Kasten auf, in dem sie ihr Wirthschaftsgeld verwahrte.

Ein Entschluß war in ihr aufgestanden, so plötzlich und stark, daß sie sogleich empfand, daß es dagegen keinen Widerstand gab: sie wollte nach München und das Bild in der Ausstellung sehen. Sie wollte, denn sie mußte! Ja — sie mußte. Mochte daraus werden, was da wollte

— sie fragte nicht danach. Mochte sie ihm begegnen oder nicht — mochte man hier bei den Ihrigen später erfahren, daß sie dort gewesen war — es war ihr gleichgültig; sie wußte in diesem Augenblick nur eins, daß sie dahin mußte! Sie wollte ja zurückkehren — natürlich; aber einmal noch, bevor sie in das graue Gefängniß ging, das nun ihr künftiges Leben sein würde, wollte sie hinaus in das gelobte Land. Einmal noch die Sonne sehen, die dort leuchtete, den Duft seiner Blumen athmen. Einen Trunk noch, einen letzten aus dem Becher des Lebens — dann mochte die Pforte des Paradieses hinter ihr zufallen, für immer, für ewig — dann hatte sie eine Stunde wenigstens gelebt.

In dem Kasten, den sie geöffnet hatte, fand sie eine beträchtliche Summe; wenn der Vater noch etwas hinzuthat, hatte sie zu reichlichem Auskommen für längere Zeit genug. Heute noch wollte sie mit ihm sprechen, denn die Ungeduld in ihr war zum Fieber geworden.

Sie würde dem Vater nicht sagen, daß sie nach München fuhr, denn was hatte sie in München zu suchen? Berlin wollte sie als Ziel ihrer Reise angeben, und wenn sie ihn glauben machte, daß sie in Berlin Kleider kaufen wollte, so würde er das Geld bereitwillig hergeben; er würde denken, daß sie sich für Fritz Barkhof schmücken wollte, und was konnte ihm lieber sein?

So ordnete sie im Fluge ihren Plan, und indem sie es that, ging ihr ein Stich durch das Herz; zum ersten Male im Leben sollte sie planmäßig lügen und betrügen.

Aber es gab kein Halten mehr. Die Natur brach in

ihre Seele ein und schwemmte die Dämme der moralischen Bedenken hinweg. Um ihr Gewissen zu beschwichtigen, sagte sie sich, daß sie ja nur auf kurze Zeit, vielleicht nur für einen Tag nach München reisen wollte, daß sie dann über Berlin zurückkehren und dort wirklich Kleider kaufen würde. Auf die Weise kam das Geld des Vaters doch noch zu seiner Bestimmung und ihre Lüge war nur noch eine halbe.

Der Etatsrath zeigte denn freilich ein ziemlich erstauntes Gesicht, als Dorothea ihm beim Mittagessen ihren Plan entwickelte. Aber er war in letzter Zeit daran gewöhnt worden, an seiner sonst so gleichmäßigen Tochter Launen und Sonderbarkeiten zu bemerken, und die Erklärung dafür lag ja nah. Ein Mädchen, das in nächster Zeit Braut werden sollte. — Was war es schließlich auch Besonderes, daß sie einmal allein von Hamburg nach Berlin reiste? In Berlin war ja Minister Kügler, dem es ein Vergnügen sein würde, sie zu beschützen.

„Ob ich Dich begleiten soll?" fragte er, und der Ton seiner Frage ließ heraushören, daß es ihm unbequem sein würde.

Dorothea lächelte; sie war heut überhaupt liebenswürdiger denn je.

„Keine Idee," erwiderte sie, indem sie die Hand auf des Vaters Hand legte, „Du weißt ja, bei solchen Geschäften sind wir Frauen am liebsten für uns. Verirren werde ich mich ja wohl nicht in Berlin."

„Und für alle Fälle," sagte der Etatsrath, „ist ja Minister Kügler da."

Natürlich — für alle Fälle war Minister Kügler da. „Aber vergiß nicht," fuhr er fort, „in vierzehn Tagen, die Wasserpartie; daß Du pünktlich wieder zurück bist."

Dorothea lächelte auch jetzt. „Vierzehn Tage?" gab sie zur Antwort, „heut sind es nur noch elf."

„Warhaftig," rief der Etatsrath, „sie führt schon Kalender."

Er schenkte sich ein großes Glas Wein ein; sein störrisches Töchterchen begann, Vernunft anzunehmen; Alles machte sich; er war seelenvergnügt.

Unter solchen Umständen bereitete die Geldfrage natürlich keine weiteren Schwierigkeiten; Dorothea wurde ausgestattet, reichlicher als sie verlangt und erwartet hatte.

„Wann soll's denn losgehen?" fragte der Etatsrath.

„Morgen," erwiderte sie.

Der Etatsrath stutzte unwillkürlich. „So eilig?" meinte er.

Dorothea lächelte gleichmüthig. „Um so eher kann ich ja wieder hier sein."

„Hast auch recht," gab er zurück. Er lachte und schüttelte den Kopf. Es war doch ein sonderbares Käuzchen, diese Dorothea; erst das verzweifelte Sträuben, und jetzt konnte sie es nicht eilig genug haben, sich Herrn Fritz Barkhof annehmbar erscheinen zu lassen.

„Ich dachte, morgen mit dem Mittags-Courierzuge von Hamburg abzufahren," setzte sie ihre Worte fort, „dann bin ich Nachmittags zu guter Stunde in Berlin."

Im Stillen berechnete sie, daß sie alsdann den Nacht-Courierzug nach München benutzen und übermorgen früh in München sein konnte.

„Dann bringen wir Dich morgen auf den Bahnhof," erklärte Moritz Pfeiffenberg.

„Natürlich," bestätigte der Etatsrath, „wir bringen sie auf den Bahnhof. Wie sie sich das Alles wieder ausgerechnet und zurechtgelegt hat! Die braucht wahrhaftig keinen Reisemarschall."

Den Abend des Tages füllte Moritz Pfeiffenberg damit aus, daß er ihr Rathschläge darüber machte, wo sie am besten in Berlin absteigen würde. Er führte ihr so ziemlich alle Berliner Hôtels mit ihren Vorzügen und Nachtheilen auf. Dorothea, über eine Stickerei gebeugt, hörte ihm mit äußerlicher Aufmerksamkeit und innerlichem Lachen zu. Während Moritz Pfeiffenberg ihr die Küche des Monopol-Hôtels rühmte, gleichzeitig aber seinen Bedenken über den Lärm in der Friedrichstraße Ausdruck verlieh, war ein Jauchzen, Spotten und Triumphiren in ihrem Inneren: „Rede Du nur! Morgen werde ich nicht in Dein Monopol-Hôtel, nicht in Deine Friedrichstraße und Dein kahles, nüchternes Berlin, sondern ganz wo anders hingehen! Und übermorgen werde ich sein —" sie warf die Stickerei fort — wo würde sie übermorgen sein? Ein Schauer jagte über ihr Herz, ein Wonneschauer, und so erhob sie sich, den Ihrigen Gutenacht wünschend; denn sie mußte allein mit sich sein, mit ihren Gedanken, ihren Phantasien und mit dem Bewußtsein der Freiheit.

Früh am andern Morgen war sie aus dem Bette und auf den Beinen. Der Koffer wurde rasch gepackt, und als die Herren zum Frühstück erschienen, fanden sie Dorotheen bereits vor, das graue Reisekleid angethan, den Hut mit

der schwarzen, wallenden Feder auf dem Haupte, und unter dem breiten Rande des Hutes das Antlitz hervorleuchtend mit einem Ausdrucke stiller, seliger Verklärung.

Wie ein Traum vergingen ihr die letzten Stunden; sie aß und trank, aber ihre Gedanken waren so weit davon, daß sie Speise und Trank wie mechanisch zum Munde führte, und wie ein Traum war es ihr, als sie im Wagen Platz genommen hatte und das Pflaster des Hofes unter den Rädern des abrollenden Wagens erklang.

Das letzte was sie sah, war der alte Brenz, der den Wagenschlag ins Schloß drückte, und als sie seinen Rücken gewahrte, der auch heute nicht um eine Zehntellinie von der üblichen Beugung abwich, mußte sie an sich halten, um nicht laut herauszulachen. „Wenn Du wüßtest, wohin ich gehe!"

Auf dem Bahnhofe in Hamburg war Alles bald erledigt. Moritz Pfeiffenberg besorgte ihr Billet und Gepäckschein, der Etatsrath suchte ein Coupé erster Klasse für sie aus und wenige Minuten später saß sie, von den Händen des Vaters wohl eingepackt, in ihrer Ecke am Fenster.

Moritz kam zurück und überreichte ihr noch einen Blumenstrauß, den er für sie vom Gärtner hatte schneiden lassen. Dann blieb er mit dem Vater auf dem Bahnsteig unten stehen.

„Vergiß nicht, Minister Kügler zu grüßen," sagte der Etatsrath zu ihr hinauf. Dorothea nickte stumm.

„Und Du schreibst uns, wenn Du zurückkommst? Oder telegraphirst?" Ja, ja — sie würde telegraphiren. Dann lehnte sie sich wieder zurück und blickte schweigend

auf Vater und Bruder, die sich lebhaft plaudernd unterhielten. Was sollte sie mit ihnen sprechen? Beinah kam es ihr vor, als gehörte sie nicht mehr zu ihnen.

Im Eifer der Unterhaltung hatte der Etatsrath den Hut abgenommen und strich sich mit dem Taschentuche über den Kopf. Dorothea sah sein graues Haar, und indem er ihr das Profil zuwendete, sah sie, wie alt sein Gesicht doch eigentlich schon war — und plötzlich fuhr sie aus ihrer Ecke auf und trat an das geöffnete Fenster. Ihr Gesicht war leichenblaß.

„Adieu, Papa!“ rief sie, indem sie den Arm nach ihm ausstreckte.

Im Augenblick aber, als der Etatsrath ihre dargebotene Hand ergreifen wollte, rückte der Zug; Dorothea wurde durch die plötzliche Bewegung in ihre Ecke zurückgeschleudert, er hatte ihr die Hand nicht mehr geben können. So rasch sie konnte, erhob sie sich wieder und trat an das Fenster zurück; aber der Zug war schon im Rollen. Sie blickte hinaus und sah den Vater und den Bruder, die lachend auf dem Bahnsteige standen und ihr mit schwingenden Hüten Lebewohl zuwinkten. Langsam verließ sie das Fenster und nahm ihren Platz wieder ein. Es kam ihr zum Bewußtsein, daß sie diesen ganzen Morgen eigentlich wie im Taumel gewesen war; jetzt war es, als wenn das Schicksal sie fortgerissen und ihr verwehrt hätte, einmal noch zum Abschiede die Hand des Vaters zu ergreifen. Ob das eine Strafe dafür sein sollte, daß sie so leichten Herzens das Vaterhaus verlassen, so keinen Blick mehr für die Räume übrig gehabt hatte, in denen sie

achtundzwanzig Jahre lang gelebt und die sie heute zum letzten Male gesehen hatte?

Sie versank in Gedanken, bald aber raffte sie sich wieder auf. Zum letzten Male? Was war denn das für eine thörichte Sentimentalität! Wer dachte denn daran? Einen Ausflug nach München wollte sie machen und dann zurückkommen, und weiter nichts — ein rechter Anlaß zu weichmüthigen Trennungsideen, nicht wahr? Engländerinnen und Amerikanerinnen fahren mutterseelenallein über das Weltmeer und durch ganz Europa, und sie wollte sich Gewissensbisse machen, weil sie allein von Hamburg nach München fuhr? Deutsche Sentimentalität und Binnenländerei! Ja doch, ja — es war, als sprächen unsichtbare Stimmen zu ihr und als müßte sie dieselben widerlegen — sie würde ja wiederkommen, würde zeitig genug wiederkommen, um Herrn Fritz Barkhofs berühmte Wasserpartie mitzumachen — und indem sie dieses Mannes gedachte und alles dessen, was an ihn sich knüpfte, sank das warme Gefühl, das soeben ihr Gemüth durchströmt hatte, in ihre Brust zurück, wie eine Flamme, die unter der Asche erstickt.

Thörichte! Wenn er kommen und Dich abholen wird aus dem Vaterhause, dann wird es Zeit sein, schmerzlich dahin znrückzublicken, denn dann wird es ein Abschied sein für immer und alle Zeit. Jetzt bedenke, daß es die letzte Stunde der Freiheit, des Lebens ist, die Du genießest; verzettle und verthu' sie nicht mit thörichten Gefühlen, sie wird schneller um sein, als Du denkst und kommt nicht wieder, niemals.

Die Sonne, die bisher hinter Wolken gestanden hatte, brach hervor, das weite Flachland leuchtete auf; von den umgeackerten Feldern stieg würziger Duft zu ihr empor, und indem der Courierzug brausend mit ihr hinauszog in die weite Welt, überkam sie die Stimmung des Kindes, das zum ersten Male auf Reisen geht und Geheimnisse, Märchen und Wunder vor seinen Augen aufsteigen sieht.

In Berlin, wo sie am Nachmittage ankam und noch mehrere Stunden bis zum Abgange des Münchener Zuges für sich hatte, vertrieb sie sich die Zeit, so gut es gehen wollte.

Der Etatsrath hatte sie telegraphisch bei Minister Kügler zum Mittagessen anmelden wollen — aus guten Gründen hatte sie das abgelehnt. Nun mußte sie also doch von Moritzens Empfehlung Gebrauch machen und im Monopol-Hôtel ihre Mahlzeit einnehmen. Sie that es mit heimlichem Lachen. Um den Abend hindurch irgendwo zu sein, ging sie in ein Theater — wenn man sie aber später gefragt hätte, was sie gesehen, sie hätte es kaum sagen können.

Und nun war die Stunde zur Abfahrt da. Sie hatte sich ein Schlafwagen-Billet genommen; der Koffer war expedirt; sie brauchte sich nur in eine Droschke zu setzen und nach dem Anhalter Bahnhof hinauszufahren.

Das Gesicht unter einem dichten, dunklen Schleier versteckt, durchmaß sie mit raschen Schritten die große Bahnhofshalle. Dort vorn stand der Zug und mitten in dem Zuge, wie ein gläsernes, erleuchtetes Haus, der Schlafwagen. Gruppen von Männern und Frauen drängten

sich an den Wagenthüren; Abschiedsworte gingen hin und her, Umarmungen wurden getauscht; sie schritt an ihnen vorbei — ihrer wartete Niemand. Ob es das kalte, grelle Licht der elektrischen Lampen war, die den Bahnhof erhellten? Es fröstelte sie. So hinausfahren zu müssen in die finster gähnende Nacht, ohne einen Händedruck, ohne ein tröstliches „auf Wiederseh'n". Unwillkürlich zauderte sie einen Augenblick, bevor sie den Schlafwagen bestieg. Ganz vorn stand die Lokomotive, leise pfauchend, wie ein mächtiges Roß, das ungeduldig darauf wartet, daß es losgelassen wird. Und wenn es losgelassen war — wohin würde es sie reißen?

Sie empfand die Seelenlosigkeit der Maschine, die ihre Menschenfracht hinter sich herschleppt, gleichgültig, was sie geladen hat, ob Freude und Erwartung, ob Kummer und Hoffnungslosigkeit.

Das letzte Glockenzeichen ertönte; kein Zögern war mehr erlaubt. Sie setzte den Fuß auf den Wagentritt, im nächsten Augenblick fiel die Thür hinter ihr zu — nun war sie darin. Der Zug setzte sich in Bewegung — nun war sie auf dem Wege dahin, wohin sie gewollt, nach dem gelobten Lande.

Vorläufig freilich war davon nicht viel zu sehen. Die Lichter Berlins tanzten an ihr vorüber und dann kam unwirthliche, rabenschwarze Nacht. Dorothea hatte sich auf ihr Lager gestreckt, ungewöhnt aber an nächtliche Eisenbahnfahrten, wie sie war, fand sie keinen Schlummer. Durch den Dämmer des Halbschlafs hindurch vernahm sie das Poltern und Stoßen der Räder, fühlte sie das Schwanken

des Wagens und die jähen Bewegungen, wenn der Zug in eine Weiche überging und eine neue Richtung einschlug.

Wenn es eine Lage giebt, wo der Mensch sich hülflos in den Fängen einer übermächtigen Gewalt fühlt, so ist es die, wenn man schlaflos zu nächtlicher Zeit auf den Kissen des Eisenbahnwagens liegt. Das Auftauchen der Stationslichter, die für einen Augenblick zu uns hereinleuchten, dann wieder die endlose Nacht und unaufhörlich und ohne Ende das stürmende Rasen des eisernen Giganten, der uns in seinem Schooße dahinträgt. Machtlos gegenüber dem Hereinbrechen etwaiger Ereignisse, nur das dumpfe Vertrauen als Rückhalt, daß ja wohl nichts geschehen wird, losgelöst von dem, was der Mensch braucht, um auf seinem ruhelos schwingenden Planeten Ruhe zu finden, von Frieden und Behagen der Häuslichkeit — es giebt nichts, was uns die Zerbrechlichkeit des organischen Lebens stärker zum Bewußtsein bringt, nichts, was uns das Verhältniß des Menschen zu der furchtbaren Macht, die wir das Schicksal nennen, in lebendigerem Bilde verkörpert.

Und nun gar, wenn das Schicksal so dunkel und geheimnißvoll über dem Haupte des Menschen hängt, wie über dem des einsamen Weibes, das jetzt die weite Strecke von Berlin nach München durchmaß!

In allen Nerven durchrüttelt und durchschüttelt erhob sie sich, als das Tageslicht ihr verkündigte, daß die böse Nacht vorüber sei. In der Thür, die ihr Kämmerchen von der Nebenkammer trennte, war ein großer Spiegel

angebracht, und indem sie vor demselben Haar und Kleidung ordnete und das blasse, übernächtige Antlitz betrachtete, das ihr daraus entgegensah, schüttelte sie unwillkürlich das Haupt. War das Dorothea Pfeiffenberg? Dieses Weib, das wie eine Abenteurerin nächtlicher Weile durch das Land floh, war das dieselbe, die bisher, von Sorgfalt und Bequemlichkeit häuslichen Wohlstands wie auf Händen getragen, ohne Anstoß, ohne Zweifel und ohne Fragen makellos durch das Leben gegangen war? Die stolze, unfehlbare, weiße Dorothea — war sie das?

Sie trat auf den Flur des Schlafwagens, damit der Aufwärter ihre Schlafkammer in Ordnung brachte; indem sie aber zum Fenster hinausblickte, zuckte es plötzlich wie neues Leben durch ihre Adern: die Thürme Regensburgs leuchteten im Strahle der Morgensonne vor ihr auf, die Donau blinkte zu ihren Füßen. In der nervösen Erregung, in der sie sich befand, wirkte der herrliche Anblick wunderbar auf sie ein; Thränen stiegen ihr in die Augen und unter dem Schleier flüsterte sie ein leises „Gott sei Dank."

Gott sei Dank — sie war doch auf dem richtigen Wege! Die Schönheit kam, es kam das ersehnte Land, und hier, vor seiner Schwelle, war ihr, als tönte ihr ein „Willkommen" entgegen.

Die Schauer und Bedrängnisse der Nacht fielen wie eine dumpfe Wahnvorstellung von ihr ab; sie ließ sich ein Frühstück geben, senkte das Fenster und mit neu gestärkten Sinnen fuhr sie in den sonnigen Herbstmorgen hinaus, der seine erweckende Luft zu ihr hineinschickte und ihr kosend die erhitzten Nerven umspielte.

Landshut wurde erreicht; eifrige Menschen drängten sich auf dem Bahnsteig; schäumendes bayrisches Bier wurde angeboten; die liebenswürdigen Töne der süddeutschen Mundart drangen ihr zum Ohre — ihr war zu Muthe, als hätte sie die Hände hinausstrecken und den Menschen zurufen mögen: „Seid gut zu mir! Ich bin Euch auch gut; ich gehöre von nun an zu Euch."

Und nun noch eine kleine Stunde Fahrt, dann erschien der Schaffner in ihrer Thür und meldete ihr mit einer Verbeugung, daß das Ziel erreicht sei.

Dorothea sprang auf. Aus der Ebene, die sich vor ihren Augen ausbreitete, stiegen die Wahrzeichen der Stadt München, die Frauenthürme auf; wenige Minuten später rollte der Zug in die breite Bahnhofshalle ein — sie war in München, sie war da.





Vierzehntes Kapitel.

Sobald Dorothea sich in ihrem Gasthofe eingerichtet und den Reisestaub abgespült hatte, machte sie sich auf den Weg, um die Kunstausstellung aufzusuchen. München war ihr vollständig neu; sie nahm eine Droschke, um sich zurechtzufinden, und während sie durch die Straßen der fremden Stadt, die im Sonnenlicht brannten, dahinfuhr, spähte sie unter ihrem Schleier nach rechts und nach links. Würde unter den Menschen, die sich zu beiden Seiten an ihr vorüberdrängten, die Gestalt auftauchen, das Gesicht, das sie zu finden suchte und das zu finden, sie zitterte? Sie sah ihn nicht. Fremde Häuser, fremde Menschen, eine fremde Welt — und mitten darin sie selbst, auch wie verwandelt und sich selber fremd.

Eine Reihe hochragender Maste, von denen Fahnen aller Nationen herniederflatterten, deutete ihr an, daß sie vor dem Ausstellungsgebäude war. Ueber die Stufen des Glaspalastes wogten die Menschen heraus und hinein; ein Gewirr von Stimmen erfüllte den Eingangsflur; ihren überreizten Nerven erschien es wie ein Getöse. Sie eilte

weiterzukommen und gelangte in die große, von Palmen und Blattpflanzen durchrauschte Halle, wo Skulpturen aufgestellt waren und große Malereien die Wände schmückten.

Hier war Stille, hier war Ruhe, die Besucher sprachen hier nur leise miteinander. Aufathmend sank sie auf eine Bank und schloß für einige Sekunden die Augen; jetzt erst fühlte sie, wie zermalmt sie an Leib und Seele war.

Das leise Plätschern eines Springbrunnens, der sein Wasser in der Mitte des Raumes emporwarf, that ihr unsäglich wohl. Sie öffnete die Augen und von ihrem Sitze aus überschaute sie den weiten Raum. Wie das groß, wie das feierlich, wie das schön war! Wirklich eine andere Welt, als die, in welcher sie bisher gelebt. Die Kunst, die sie bisher nur als etwas Geduldetes kennen gelernt hatte, hier war sie Gebieterin; draußen in der Welt ein Gast, den man auf Stunden zuläßt, war sie hier Herrin des Hauses und dieses hier war ihr Palast.

Sie stand von ihrem Platze auf; ein tiefes, süßes Bangen legte sich auf ihr Herz, und ihre Füße setzten sich in Bewegung.

Beinah mechanisch schritt sie vorwärts, in den angrenzenden Saal, langsam, Schritt für Schritt. Sie hatte keinen Katalog genommen, sie fragte nicht, sie würde das Bild schon von selbst finden. Huschend gingen ihre Augen über die Bilder hinweg, die an den Wänden hingen, nicht um sie anzusehen, nur um festzustellen, daß es hier nicht war. Eine Menschenwelle, die ihr entgegenströmte und aus der sie ein Flüstern und aufgeregtes Verhandeln hörte, verrieth ihr, daß sie auf dem richtigen Wege war; alle diese Menschen, sie fühlte es, kamen von der „Gothen-

schlacht". Nachdem sie zwei oder drei Säle durchmessen hatte, gelangte sie in einen großen, mit einer Glaskuppel überdeckten Raum, aus dem Stufen zu den dahinterliegenden Sälen führten. Indem sie die Treppe zu ersteigen begann, erzitterten ihr die Kniee — und als sie bis zur Hälfte hinaufgekommen war, versagte ihr plötzlich der Athem. Von der gegenüberliegenden Wand blickte ihr eigenes Gesicht ihr entgegen.

Der untere Theil des Bildes war noch nicht zu sehen, nur das Haupt des Gothenweibes schaute herüber, das blonde, goldene, wunderbare Haupt.

Das Erste, was sie unwillkürlich that, war, daß sie nach ihrem Schleier griff, als wollte sie sich vergewissern, daß ihr Gesicht verdeckt und versteckt sei, denn das vernichtende Gefühl, das sie damals bei ihrem Besuche in der Halle empfunden hatte, loderte wieder in ihr auf und färbte ihre Wangen mit rother Gluth. Der Schleier war dicht und fest; auch waren die Menschen, die da vor ihr standen, viel zu sehr mit dem Bilde beschäftigt, um auf sie zu achten.

Sie erholte sich von ihrem Schreck, erstieg vollends die Stufen und schritt langsam näher.

Das Bild war an der Hinterwand eines besonderen Raumes angebracht, der durch ein in der Mitte offenes Geländer von dem Vorraume getrennt war.

Dorothea trat in den abgegrenzten Raum hinein; an der Innenseite des Geländers waren Ruhebänke aufgestellt; auf eine von diesen ging sie zu, setzte sich darauf nieder und nun saß sie — und da war das Bild. —

Als sie es zum letzten Male in der Halle gesehen

hatte, war das Gesicht der Gothin noch nicht voll ausgeführt, auch an der Gestalt noch dies und jenes nur angedeutet gewesen — jetzt sah sie, daß in der Zwischenzeit an dem Bilde gearbeitet und wie daran gearbeitet worden war! Jetzt drängte sich die Gestalt aus der Leinwand heraus, daß man meinte, den Arm um sie herschlingen zu können, wie ein Schneegewölk des Nordens sich abhebend vom dunklen italienischen Vesuv, der drohend hinter ihr emporstieg. Noch tiefer als bisher war das Purpurgewand von ihren Schultern gerissen, aber nicht die Faust des Byzantiners hatte das gethan, der erschlagen zu ihren Füßen lag, die Hand des Malers war es gewesen, dessen wilde Seele mit ihr gespielt hatte, mit dieser Gestalt, die sein Werk war, sein Eigenthum, seine Göttin und zugleich sein Geschöpf.

Und das Alles war sie, das leibhaftig lebendige, wirkliche Weib, das mit versteinerten Gliedern dort drüben saß, Dorothea Pfeiffenberg, die weiße Dorothea.

So also hatte ihr Bild sich ihm in die Seele geprägt! So hatte er sie mit sich getragen in seiner Erinnerung! Und so war sie auferstanden aus dem Feuerbade seiner Phantasie, in das er sie getaucht, in solcher Herrlichkeit, solcher Größe und majestätischen Schönheit!

Sie fühlte, daß sie bei ihm und mit ihm gewesen war diese ganze Zeit hindurch, daß für ihn keine Trennung bestanden hatte und kein Raum zwischen ihm und ihr; eine Ahnung kam ihr von der Unersättlichkeit des künstlerischen Genius, der der Welt das Blut austrinkt, um ihr nachher im trunkenen Rausche ihr eigenes Geheimniß zu verkündigen, dem unentrinnbar zugehörig bleibt, was sich einmal in den

Bannkreis seiner Atmosphäre verloren hat. Wie ein Nebel war es vor ihren Sinnen, aus dem nur zwei Gestalten hervortraten, das Gothenweib und der kämpfende Tejas.

Auch in dessen Antlitz war ein Zug gekommen, der früher nicht darin gewesen war, ein todessüchtiges, geheimnißvolles Lächeln, das über die finsteren Züge dahinspielte.

Das Haupt der Gothin, das früher emporgeworfen gewesen, war jetzt gesenkt; zu Tejas blickte sie herab, er schaute zu ihr auf, und so, wie in einem langen, schweigenden Kusse begegneten sich die Augen der Beiden. Schweigend aber nicht — denn aus dem Lächeln des Tejas sprach eine Frage, ein Wort, das keiner verstand von allen Menschen auf der weiten Welt, niemand, als nur jene dort oben auf dem Hügel, auf dem Bilde, und diese hier unten auf der Bank, vor dem Bilde.

Und unter dem Schleier, der das Gesicht dieser hier unten verbarg, regten sich jetzt zwei bleiche Lippen, aber der Laut, den sie hervorbrachten, drang nicht hinaus, sondern zurück, so daß nur das Herz da drinnen vernahm, was die Lippen flüsterten: „Was willst Du denn noch? Ich gehöre Dir ja."

In diesem Augenblick hatte Dorothea ein merkwürdiges Gefühl: es war ihr, als senkte sich eine Last auf sie herab, die sie schwer auf ihren Sitz niederdrückte, beinah wie eine Hand, die sich ihr auf das Haupt legte. Sie war sich ganz klar bewußt, daß niemand und nichts sie berührte und dennoch fühlte sie die Last. So schwer war die

Wucht, daß sie an die Rücklehne der Bank, und ihr Haupt hintenüber sank. Und indem sie nun emporschaute, blickte sie in das Gesicht Heinrich Verheißers, der mit gekreuzten Armen auf der anderen Seite des Geländers regungslos hinter ihr stand und stumm in ihr Gesicht herabsah.

Dorothea empfand keinen Schreck, kaum eine Verwunderung, es erschien ihr wie natürlich, daß er da war und hinter ihr stand. Darum wandte sie das Haupt nicht ab, senkte nicht die Augen und ihre Blicke hingen an seinem Gesichte, das finster, schweigend und räthselvoll über ihrem Gesichte war.

Nachdem die beiden Menschen so eine Zeit lang verharrt, erhob Dorothea sich von ihrem Platze. Ihre Bewegungen waren schwer; sie gab keinen Laut von sich, trat durch das Geländer hinaus und auf ihn zu. Heinrich Verheißer wandte sich ihr entgegen, bot ihr den Arm und sie hing sich hinein. Alles das geschah, ohne daß ein Wort zwischen ihnen gewechselt, ohne daß ein Gruß ausgetauscht wurde, als wären sie immer zusammen gewesen, als verstände sich alles von selbst.

Durch die Schaaren der Besucher führte er sie langsam dem Ausgange zu. Indem sie an seiner Seite dahinging, bemerkte Dorothea, wie die Menschen aufmerksam wurden und auf Heinrich Verheißer hindeuteten. Sein Name von wispernden Stimmen genannt, schlug an ihr Ohr; er war erkannt worden; sie ging neben einem berühmten Manne. Unwillkürlich blickte sie zu ihm hin; sein Gesicht war bleich; keine Miene zuckte darin, die

Augen blickten starr vor sich hin. Offenbar war es ihm völlig gleichgültig, was die Leute dachten und redeten. Die Erinnerung kam ihr zurück, wie sie an dem Tische in seinem leeren Zimmer gesessen und wie ihre Seele sich vor seiner stolzen Seele gebeugt hatte.

Als sie den Ausgang erreicht hatten, winkte Heinrich Verheißer eine Droschke heran; er öffnete den Schlag, Dorothea stieg ein, er setzte sich an ihre Seite und ertheilte dem Kutscher eine Weisung. Dorothea verstand nicht, was er sagte, aber sie fragte auch nicht, sie ließ ihn gewähren, that, was er ihr durch Zeichen gebot, ohne zu erwidern, ohne zu fragen, wie etwas Selbstverständliches, als hätte sie alles eigene Denken verloren und als wäre sein Wille zum ihrigen geworden. Wenn ein Dritter, der sie nicht kannte, den beiden Menschen zugesehen hätte, so würde er geglaubt haben, ein Ehepaar vor sich zu sehen, das sich in langjähriger Gewohnheit nebeneinander herbewegte und wo der Mann die kleinen Geschäfte des Alltags besorgte.

Nun fuhren die Beiden ihren Weg dahin und in der Droschke, in der sie saßen, herrschte eine lautlose Stille; sie sprachen kein Wort, ihre Augen suchten sich nicht, sondern blickten stumm vor sich hin.

Nach längerer Fahrt lenkte der Wagen aus den Straßen der Stadt ins Freie hinaus, weite Wiesen, von dichten Baumgruppen umrahmt, von einem smaragdgrünen Bergwasser durchströmt, thaten sich vor Dorotheens Augen auf — sie waren im englischen Garten.

Nachdem sie eine kurze Strecke hineingefahren waren,

gebot Heinrich Verheißer dem Kutscher, zu halten, er stieg aus, und stumm gehorchend, wie sie eingestiegen war, verließ Dorothea nach ihm den Wagen. Er lohnte den Kutscher ab und schickte ihn zurück, dann bot er Dorotheen den Arm und nun wandelten sie, schweigend wie zuvor, die schattige Allee entlang, die sich vor ihnen öffnete.

Kein Mensch war weit und breit zu sehen; sie waren ganz allein mit sich. Nach einiger Zeit blieb Heinrich Verheißer plötzlich stehen, machte sich von ihrem Arme los und trat einen Schritt zur Seite.

„Aber was soll nun aus all' dem werden?" fragte er.

Das war das erste Wort, das sie von ihm vernahm, und das Wort kam hart und rauh aus ihm heraus.

Auch wenn ihr Geist in diesem Augenblick weniger dumpf gewesen wäre, als er es war, hätte sie nicht zu antworten vermocht. Sie wandte langsam das Gesicht zu ihm und unter dem Schleier blickten ihn zwei große, klagende Augen mit stummem Flehen an.

Heinrich Verheißer aber rührte sich nicht. In seinen Zügen war etwas, wie ein lauernder, drohender Zorn.

„Warum sind Sie hergekommen?" fragte er weiter und er sah, wie sie bei dem „Sie", mit dem er sie anredete, zusammenzuckte.

Er trat näher auf sie zu.

„Soll's wieder so kommen," flüsterte er, und die Worte schossen grimmvoll zwischen den halbgeöffneten Lippen hervor, „wie es schon einmal gekommen ist? Daß

ich toll und verrückt gemacht werde und dann nach Hause geschickt und abgefunden werde?"

Dorothea senkte jählings das Haupt; er sah, wie ihre Lippen sich bewegten, aber er hörte nicht, was sie sagte, wollte es auch nicht hören; eine böse, grausame Begier war in ihm, sie zu martern und zu quälen.

„Oder vielleicht," fuhr er fort, „kommen Sie, um Ihr Geld wieder zurückzuholen? Sie können's haben; ich habe mein Bild verkauft, ich habe genug, Sie können's wiederbekommen."

Bei diesen Worten stieß Dorothea einen dumpfen Laut, beinah einen Schrei aus, wandte sich mit ganzem Leibe von ihm ab und drückte beide Hände vor das Gesicht.

In demselben Augenblick aber war er neben ihr, den Arm um ihren Leib geschlungen. Das Haupt schüttelnd, mit abgewandtem Gesichte, sträubte sie sich gegen ihn, aber sein Mund lag schon an ihrem Gesichte, an ihrem Ohre. „Dorothea, Dorothea, Dorothea!" flüsterte er mit tiefer, zärtlicher, leidenschaftlicher Stimme.

Ihr Körper zitterte und bebte in seinem Arme, aber plötzlich fühlte sie sich herumgeworfen, in seine Arme, an seine Brust gestürzt, der Schleier, der ihr Gesicht bedeckte, wurde emporgerissen und im nächsten Augenblick war es, als müßte ihr bleiches, kaltes Antlitz zerschmelzen und zergehen unter den Küssen, die wie eine stürmende Flammenwuth über sie hereinbrachen.

Halb erstickt lag sie an ihm, so daß er sie halten und beinah tragen mußte, indem er sie zu einer Bank führte,

die unter den Bäumen in ihrer Nähe stand. Dort setzte er sich, und von seinem Arme umschlungen, fiel sie ihm zur Seite nieder, den Arm um seine Schulter gelegt, das Haupt an ihm niedersinkend, bis es über seinem Herzen lag. Vergangenheit und Zukunft loschen in ihr aus, und in ihrer taumelnden Seele war nichts mehr vorhanden, als dieser einzige Augenblick, dieser Erdenfleck und er, an den sie sich anpreßte, er, und er!

Nach einiger Zeit hob sie die Augen zu ihm auf.

„Hat es denn so weh gethan, das böse Geld?“ fragte sie leise.

Aber sie erschrak vor der Wirkung ihrer Worte, denn der finstere Ausdruck kehrte in seine Züge zurück, und statt aller Antwort begann er mit der Spitze des rechten Fußes den Kies aufzuwühlen, der den Weg bedeckte, und die Steine fortzustoßen, so daß vor der Stelle, wo er saß, ein Loch im Erdboden entstand.

„Daß Ihr es mir geschickt habt,“ — sagte er murrenden Tones; dann brach er mitten im Satze ab, wandte die Augen von ihr und starrte vor sich nieder. „Aber was mich am wüthendsten gemacht hat,“ fuhr er fort, „ist, daß ich solch ein Hund gewesen bin und es genommen habe! Und daß Ihr so richtig darauf spekulirt habt, zu was für Niederträchtigkeiten die Hundearmuth Einen bringt!“

Er hatte die Faust geballt und schlug auf die Bank neben sich.

„Ich hab's genommen, ja! Denn wenn ich das Geld nicht nahm, konnte ich mein Bild nicht fertig machen und mein Bild mußte ich fertig machen, mußte ich! Und wenn ich das Geld nicht nahm, dann hatte ich nicht mehr so

viel, um mir eine Tasse Kaffee zu kaufen, und essen und trinken muß die infame Maschine nun einmal, an der die Hände dran sitzen, mit denen man malt!"

Sein Körper zuckte. Mit beiden Händen ergriff Dorothea seine Hand.

„Sei doch nicht böse mehr," flüsterte sie flehend, „sei nicht so böse."

Er blickte zu ihr um; Thränen standen in ihren Augen. Der tiefe Schmerz in dem edlen Antlitz schien ihn besänftigen und rühren zu wollen. Aber die finstere Fluth in seinem Gemüth war zum Kochen gebracht und wallte wieder auf.

„Du denkst darüber anders," sagte er, „meinetwegen, ich will's glauben; aber Dein Vater und Dein Bruder, für die bin ich ein Hungerleider, das weiß ich."

Beschwichtigend drückte sie ihm die Hand, aber er wollte sich nicht beschwichtigen lassen.

„Das weiß ich," fuhr er fort, „sie werden's mir nachrechnen wie ein Trinkgeld, das man einem Handwerksburschen zuwirft, an der Landstraße, und sie haben auch ganz recht, sie haben mir das Geld geschenkt! Ich habe ja für Deinen Vater gar nichts fertig gekriegt und wo ich nichts fertig gekriegt habe, will ich auch nichts bezahlt bekommen! Für meine Bilder will ich mich bezahlen lassen, und zwar gehörig, aber geschenkt will ich nichts! Und darum will ich's ihnen zurückgeben! Und Du sollst mir nicht dazwischen kommen! Ich brauche Dein Mitleid nicht, ich bin kein Bettler mehr, ich will Dein Mitleid nicht!"

Mit rauher Gewalt hatte er seine Hand aus ihren Händen gerissen, jetzt aber schob Dorothea sich dicht an ihn heran und warf beide Arme um ihn her.

„Heinrich,“ sagte sie, „denkst Du denn, daß ich aus Mitleid zu Dir spreche?“

Zum ersten Male hatte sie ihn beim Namen genannt und der Ton war so gewesen, daß es ihn jählings durchzuckte. Er saß ganz starr; Dorothea legte den Mund dicht an sein Ohr.

„Du kannst es ja wiedergeben,“ flüsterte sie, „sollst es ja wiedergeben, mir sollst Du es wiedergeben; verstehst Du denn nicht —“

Sie verstummte, und er fühlte, wie ihre Wange, die an seiner Wange lag, erglühte.

Er erwiderte nichts, gab keinen Laut von sich, unwillkürlich aber neigte er das Haupt zu ihr nieder, als wollte er deutlicher verstehen.

In ihrer Kehle war es wie ein Keuchen, Gurgeln und Schluchzen; er schlang den Arm um sie; er fühlte, wie sie in seinen Armen warm wurde.

„Wenn Dein Geld meins wird,“ flüsterte sie ihm ins Ohr, „und mein Geld Deines.“

Sie hatte das kaum gesagt, als sie sich von zwei Händen mit Riesenkraft an beiden Armen gefaßt, von ihrem Platze emporgehoben fühlte, und im nächsten Augenblicke saß sie auf seinen Knieen.

„Um Gotteswillen,“ stammelte sie, „wenn Jemand käme!“

Er hörte nicht auf sie. Mit beiden Armen hielt er sie umschlungen, daß sie in der Umarmung stöhnte und ächzte; dann warf er ihr Haupt zurück und drückte die Lippen auf ihren weißen Hals.

Mit letzter Anstrengung richtete sie sich empor.

„Denke doch nur — wenn Jemand käme!"

Er lachte laut auf und tauchte die wilden übermüthigen Augen in ihre Augen.

„Laß sie doch kommen," rief er, „was schadet es denn? Niemand kennt Dich hier, und wenn sie Dich kennten, wär's eine Schande, dem Tejas zu gehören?"

„Nein — nein, nein," gab sie angstvoll zur Antwort, und er bemerkte ihr Bestreben, von seinem Schooße herunter zu gelangen.

Er ließ sie niedergleiten und zog sie wieder an seine Seite auf die Bank.

„Du hast ja Recht," sagte er leise, und zärtlich drückte er sie an sich, „und ich will Dich ja nicht ängstigen, und darum siehst Du — hier kennt man mich nun einmal und vielleicht, man kann ja nicht wissen, sind auch Leute hier, die Dich kennen, darum wollen wir von hier fort und in ein Land, wo uns niemand kennt, über die Berge, nach Italien — wo wohnst Du?"

Sie nannte ihm ihren Gasthof.

„Gut," sagte er, „heute ist's zu spät, wir kommen nicht mehr fort. Jetzt wollen wir noch spazieren geh'n, damit Du zur Ruhe kommst, denn, so lange wir in München sind, kennen wir uns nicht, morgen früh aber treffen wir

auf dem Bahnhof zusammen und nehmen uns Billets nach Verona. Da kommen wir morgen Abend an und dann — willst Du? willst Du? willst Du?"

Die letzten Worte erstarben in einem Flüstern, das wie ein heißer Wind ihr zum Ohre brauste. Sie lag an seiner Brust, sie konnte nicht sprechen, aber ihr Haupt bewegte sich leise nickend zu einem „ja".

Mit einem Jubelruf sprang er auf und zog sie empor.

„Ach, Du Göttin! Einzige! Geliebte! Alles!"

Er warf den rechten Arm um sie und zog ihren linken Arm hinter seinem Rücken um sich her, so daß er mit der Linken ihre Linke gefaßt hielt.

„Daß Du so neben mir gehen mußt," sagte er, indem er mit ihr die Allee entlang schritt, „während ich Dich auf meinen Händen, an meinem Herzen tragen möchte, wie ein Kind, wie einen Engel, wie einen göttlichen, himmlischen Schatz — liebst Du mich denn? liebst Du mich denn wirklich?"

Dorothea blickte zu ihm auf, und ihr schwimmendes Auge sagte ihm Alles.

Wie ein toller wilder Junge riß er sich von ihr los, machte einen Sprung durch die Luft, stürzte auf einen Baum zu, schlang beide Arme um den Stamm, kehrte dann zu ihr zurück und fing sie von neuem in seiner Umarmung.

„Aber Heinrich," mahnte sie leise.

„Aber Heinrich," spottete er ihr zärtlich nach. „Wie sie das sagt! Wie sie dazu die Lippen zieht."

Er hatte ihren Kopf in seinen linken Arm rücküber gebeugt, mit den Fingern der rechten Hand umspannte er ihre Wangen.

„Diese Lippen," fuhr er fort, „diese himmlischen, verteufelten, hochmüthigen, hochfahrenden, göttlichen Lippen, vor denen ich gestanden und gebettelt habe wie ein Bettler vor der Thür einer Königin! Und die ich jetzt strafen will dafür, strafen! strafen!"

Und er preßte seine Lippen auf die ihrigen wieder und immer wieder.

„Du erstickst mich," seufzte Dorothea.

„Das will ich ja," jauchzte er, „ersticken will ich Dich, erwürgen, auffressen und verschlingen, bis sie in mir drin steckt und nicht wieder herauskann aus mir, die ganze unmenschliche Herrlichkeit, das ganze Weib mit all' seinen Gliedern, seinen schneeweißen —"

Plötzlich brach er ab, schaute ihr mit lachenden Augen aus nächster Nähe in die Augen: „Weißt Du, was ich möchte?"

Sie blickte ihn fragend an.

Er beugte sich zu ihrem Ohre.

„Die Kleider Dir vom Leibe reißen und dann ein Bild von Dir malen, als Eva im Paradies."

Sie drückte ihm die Hand auf den Mund, er faßte scherzend die schlanken Finger zwischen seine Zähne und schüttelte sie hin und her.

„Jetzt freſſ' ich Dich auf," murmelte er, „jetzt freſſ' ich Dich auf."

Dann nahm er ihre Hand in die seine.

„Ist aber mein voller Ernst," sagte er, „von jetzt an male ich nichts Anderes mehr als das."

„Als was?" fragte Dorothea.

„Als Eva im Paradies," erwiderte er. „Eva in allen Stadien und Situationen; wie sie von dem Herrgott auf die Füße gestellt wird; wie sie dem Adam zum ersten Mal erscheint, als er vom Schlafe erwacht; dann, wie sie ihren ersten Spaziergang durch das Paradies macht und die Kreatur vor ihrer Schönheit huldigt; Eva im tête-à-tête mit der Schlange, und der Schlange gebe ich das Gesicht von irgend so einem verfluchten Berliner Coupon-Schneider, der meine Bilder nicht gekauft hat; dann wie sie de- und wehmüthig neben Adam aus dem Paradiese trippelt, kurz Eva, Eva und immer wieder Eva! Aber das beste wird das zweite, wo sie dem Adam erscheint; was der Schlaraffe für Augen machen wird, paß einmal auf, wenn ihm die weiße Taube zugeflogen kommt! Augen sag' ich Dir, in denen geschrieben stehen soll: Vive la femme! Es giebt nur eins auf der Welt, wofür sich das sogenannte Leben lohnt: das ist das Weib!"

Dorothea blieb plötzlich stehen.

„Heinrich —," sagte sie.

„Was befehlen Eure Himmlischkeit?" gab er zur Antwort.

Sie sah ihn mit ernsten Augen an.

„So etwas solltest Du doch auch im Scherz nicht sagen."

„Im Scherz?“ versetzte er, „wenn ich Dir sage, daß es mein voller Ernst ist.“

Dorothea schüttelte langsam das Haupt.

„Es kann doch nicht Dein Ernst sein, daß Du solche Bilder malen wolltest?“

„Was denn für andere also?“ fragte er.

„Was für welche? Nun — das wirst Du wohl besser wissen als ich, aber ich meine — große, so wie den Tejas und seine Gothen.“

„Aber Stern meiner Seele,“ erwiderte er, „das Alles war ja in der Zeit, als ich in der Hölle war; weißt Du denn nicht, daß ich jetzt in der ewigen Seligkeit bin?“

Sie stand noch immer, nachdenklich gesenkten Hauptes, plötzlich aber hatte er sie wieder in seinen Arm gefaßt und brach in ein schmetterndes Lachen aus.

„O Weisheit,“ rief er, „Du sprichst wieder einmal wie eine schöne junge Dame zwischen Nienstedten und Blankenese und zerbrichst Dir Heinrich Verheißers Kopf!“

Sein lachendes Antlitz war dicht über ihrem Gesicht und aus seinen Augen brach solch ein Strom von Wonne, Glück und siegstrahlender Zuversicht, daß der Glanz davon zu Dorotheen hinüberflammte und ihr Gesicht in seligem Lächeln aufleuchten ließ. Sie legte die Arme um seinen Hals nud ihr Mund sank in trunkenem Kuß auf seinen Mund.

Plaudernd, kichernd, aneinander geschmiegt wie zwei selige Kinder, die sich im Märchenlande verlaufen haben und nicht mehr wissen, daß es draußen noch eine Welt

giebt, wandelten sie Stunden lang in dem weiten Garten umher, setzten sich in einer der freundlichen Restaurationen im Freien nieder, tranken Eins aus des Anderen Glase, indem sie die Lippen an der Stelle ansetzten, wo des Anderen Lippen geruht hatten und trieben all' die thörichten Spiele, die Mutter Natur ihren Geschöpfen in das Herz giebt, um daraus ihr großes, ernstes Gebäude zu erbauen und zu erhalten.

Erst die Schatten der Bäume, die sich wie lange, mahnende Finger über die Wiesen streckten, erinnerten sie daran, daß es Nachmittag geworden war und bald Abend sein würde.

„Wir müssen nach Haus," sagte Heinrich Verheißer, „damit Madonna früh ins Bett kommt und sich ausschlafen kann bis morgen; denn morgen müssen wir mit dem frühesten hinaus und Madonna muß klare Augen haben, denn morgen giebt's Dinge für sie zu sehen, schöne, schöne und immer schönere, je weiter wir kommen, bis wir da sind, wo Romeo und Julie vor uns gewesen sind; und da wird es dann so wunderschön — so wunderschön —"

Sie fühlte das tiefe, heiße Beben, das in ihm aufstieg und die Glieder seines Leibes erzittern machte, wie die Aeste des Baumes in der Frühlingsnacht. Wie der elektrische Strom ging der Schauer von ihm zu ihr hinüber und durchströmte ihre Sinne; enger schmiegte sie sich an ihn an.

„Wird Madonna gut schlafen?" fragte er kosend zu ihr nieder.

„Wird gut schlafen," erwiderte sie, wie ein Kind.

„Wird sie träumen?“ fragte er weiter.

„Wird träumen,“ versetzte sie.

„Von wem wird sie träumen?“

Sie grub die Finger ihrer Hand in seinen Arm. „Von Dir,“ flüsterte sie, „von Dir.“

Er führte Dorotheen in die Stadt zurück. Auf dem Platze vor den Arkaden packte er sie in eine Droschke, sorgfältig, wie wenn er ein zerbrechliches Gefäß einpackte. Am Wagenschlage blieb er stehen, während sie zu ihm herabsah; durch die Schatten der einbrechenden Nacht flimmerten die Augen der beiden Menschen wie sehnsüchtige Sterne.

„Nun bist Du wieder die Königin des Nordens,“ sagte er zu ihr hinein, „und Heinrich Verheißer taucht in die Nacht zurück. Aber morgen kommt er wieder — wird die Königin auch kommen?“

Sie beugte sich herab, so daß ihr Arm auf seiner Schulter ruhte.

„Ja,“ hauchte sie. „Aber wirst Du artig sein?“

„O, so artig,“ erwiderte er kichernd, „daß Du sagen sollst, nicht so artig, denn so artig ist langweilig. Aber kennst Du die Sage von der Fee vom Wolfsbrunnen? Die liebte einen Hirten; aber wenn sie zu ihm gekommen wäre in all' ihrer Herrlichkeit, im Sternenmantel und mit den goldenen Sandalen, dann hätte er umkommen müssen in ihrem Glanz, der arme Teufel. Darum, wenn sie zu ihm kam, legte sie den Sternenmantel ab und band die goldenen Sandalen von den weißen Füßen, und dann war sie ein Mensch, wie er — wirst Du auch so thun? Wirst

Du so zu mir kommen, morgen, wenn wir bei Romeo und Julie sind?"

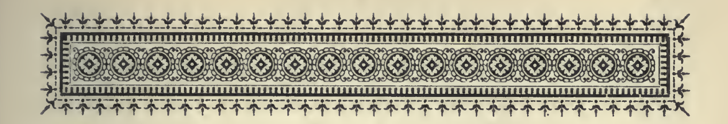
Sie legte den Finger auf seinen Mund.

„Nicht fragen," sagte sie, „nicht fragen," und ihre Worte drangen wie das tiefe Gemurmel einer Quelle in sein Ohr.

Dann richtete sie sich auf, und nun gab er dem Kutscher, der auf seinem Bocke das lange Zwiegespräch geduldig abgewartet hatte, das Zeichen zur Abfahrt.

Indem der Wagen sich in Bewegung setzte, wandte sie sich um; er war an seinem Platze stehen geblieben und schaute ihr nach. Und jetzt sah sie, wie er den Hut herabriß und wirbelnd um den Kopf schwang — dann bog ihr Gefährt um eine Straßenecke und sie konnten sich nicht mehr sehen.





Fünfzehntes Kapitel.

Ob Dorothea ihr Versprechen hielt und die Nacht gut schlief — wer weiß es? Ihr Aussehen aber, als sie früh am nächsten Morgen auf der Südseite des Centralbahnhofes erschien, schien es zu bestätigen; unter dem Schleier, der es heut wieder verbarg, leuchtete ihr Antlitz in rosigen Farben.

Heinrich Verheißer kam ihr entgegen; er hatte bereits Fahrkarten für sie Beide besorgt.

„Geraden Wegs bis durch nach Verona," sagte er, indem er ihr das Billet einhändigte. „Auf dem Telegraphenamt bin ich auch schon gewesen."

Sie blickte fragend auf.

„Um uns Zimmer zu bestellen," flüsterte er, „im Gasthofe, in einem alten, ehemaligen Palazzo. O, Du wirst sehen —"

Hastig senkte sie das Haupt; er ergriff ihren Arm, und von ihm geführt, erreichte sie den Zug und das Coupé, wo er bereits einen Eckplatz für sie gesichert hatte.

Seinem Versprechen treu, daß er „artig" sein wollte, hatte er sich nicht zu ihr gesetzt, sondern einen Platz in einer anderen Abtheilung des Wagens gesucht; an jeder Station aber, wo die Zeit es erlaubte, erschien er vor ihrer Thür und blickte schweigend zu ihr hinauf.

„Ist es schön?" fragten seine stummen Augen. Und „es ist herrlich," gaben ihre leuchtenden Blicke zur Antwort. Wie in einem Rausche fuhr sie dahin. Nur an die Tiefebene gewöhnt und das flache Land, ging ihr die Seele auf, indem sie in die Majestät der Berge hineinkam, und Er war es, der ihr die ganze Herrlichkeit erschloß und wie ein Geschenk entgegenbrachte. Er, der daneben für Alles bedacht war, was ihr leiblicher Mensch brauchte, der dafür sorgte, daß sie in Innsbruck etwas zu essen und in Franzensveste eine Tasse Kaffee bekam, Er, der wie ein Wunder in ihr Leben gekommen war und ihr das Leben zum Traum machte, an dem so Vieles ihr räthselhaft war und von dem sie nur eins wußte, daß sie ihn liebte.

Als der Abend eingebrochen, das Licht in den Wagen angezündet und Trient erreicht war, öffnete sich die Thür an Dorotheens Coupé und Heinrich Verheißer stieg ein.

„Jetzt haben wir es nicht mehr weit," sagte er leise, indem er sich ihr gegenüber setzte. Sie waren nicht allein; in einer Ecke des Coupés lehnte ein Fahrgast, anscheinend freilich im Schlafe, dessen Anwesenheit ihm aber dennoch Zurückhaltung auferlegte. Und das war gut, denn Dorothea sah, wie seine Augen brannten und wie seine Brust sich hob und senkte.

„Bald sind wir bei Romeo und Julie,“ flüsterte er, indem er sich zu ihr hinüberbeugte und ihre Hände ergriff.

„Bleib' ruhig!“ gab sie leise bittend zurück.

Er zog ihr die Handschuhe ab und drückte sein Gesicht in ihre bloßen Hände. Dann lehnte er sich zurück und ließ das Fenster herab, das geschlossen gewesen war. Eine warme, köstliche Luft drang herein.

„Fühlst Du das?“ sagte er, indem er ihre Hände mit heißem Drucke wieder in die seinigen schloß, „spürst Du das? Das ist die Luft Italiens, die Luft, wo die Schönheit wächst und die Wonne und die Liebe.“

Dorothea blickte hinaus. Hinter ihr verschwanden in dunklen, gewaltigen Umrissen die Berge und vor ihr, von Lichtern durchhüpft, that sich eine unermeßliche Ebene auf. Hinter ihr, durch den Riesenwall der Alpen von ihr geschieden, die Heimath und das bisherige Leben — vor ihr, wie ein schweigendes, lauerndes Geheimniß, die Zukunft — und hüben und drüben war Dunkel und Nacht.

Kurze Zeit darauf verlangsamte sich die Fahrt, dann ruckte und zuckte der Wagen, der Zug hielt, und im nämlichen Augenblick wurde die Coupéthür aufgerissen, während ein ohrenbetäubendes Geschrei „Verona! Verona!“ hereindrang.

Dorothea erhob sich; Heinrich Verheißer bot ihr die Hand; sie stiegen aus.

Ungewohnt des Lärms, der auf italienischen Bahnhöfen herrscht, der italienischen Sprache nicht mächtig, von unverstandenen Lauten umgellt, von fremdartigen Menschen zudringlich angeglotzt, fühlte sich Dorothea wie verlassen

in einer neuen Welt. Sie stützte sich schwerer auf Heinrich Verheißers Arm. Jetzt war er ihr einziger Schutz. Sie suchte nach seinem Gesicht und sah, daß es in freudevoller Erregung strahlte. Er sprach fließend italienisch und fand sich mit den Leuten und ihrer Art auf das Leichteste zurecht; Alles, was sie so neu, beinah unheimlich anmuthete, war ihm geläufig und vertraut — sie kam in die Fremde und er, so schien es, in die Heimath.

Bald darauf saßen sie im Hotelwagen und fuhren in die Stadt. Es war schon spät, nach Dorotheens Begriffen Schlafenszeit — nach italienischen Anschauungen aber noch keineswegs. Schaaren von Menschen wandelten schwatzend, lachend und rauchend in den Straßen umher und saßen vor den glänzend erleuchteten Kaffees. Gesang ertönte und Guitarrenmusik; heute früh noch war sie im Norden gewesen und jetzt umrauschte sie der Süden. Der Süden, mit Allem, was ihn zum Gegensatz, beinah zum Feinde des Nordens und des Nordländers macht, und mit Allem, was an ihm berauscht und entzückt.

In den geöffneten Pforten der Gastwirthschaften hingen Vorhänge von buntfarbiger Seide, die im weichen, warmen Nachtwinde flatterten und wehten, und über dem Flimmer der elektrischen Lampen, die an Drahtseilen quer über die Straßen gespannt, ihre Lichtmassen nach unten schickten, wuchsen Palastfassaden, Kirchenfronten und Thürme in den schwarzdunklen Himmel hinauf, wie Dorothea sie so mächtig und phantastisch niemals gesehen hatte.

Heinrich Verheißer gewahrte ihren Blick, der staunend, fragend auf all' das Niegesehene gerichtet war; er rückte dicht zu ihr.

„So sieht das bei Nacht aus," sagte er, ihre Hand ergreifend, die in ihrem Schooße lag, „nun denke, wie das sein wird, wenn morgen die Sonne darüber stehen und all' die uralte Herrlichkeit neugeboren auferstehen wird vor Deinen Augen! Merkst Du's nun, daß Du im Lande der Schönheit bist?"

Im Lande der Schönheit — es fiel ihr ein, wie sie sich dort oben an der Elbe nach diesem Lande gesehnt hatte; und nun war es da. Sie drückte seine Hand und ihr Blick floß in den seinigen.

„Ja," flüsterte sie, „ja, ja, ja."

Aus dem weitgeöffneten Portale des Gasthofes, vor dem sie jetzt vorfuhren, strahlte Licht und im Flure stand der Wirth, von einer Kellnerschaar umgeben, die das junge Ehepaar, denn als ein solches erschienen sie ihnen, mit höflichem Gruße empfingen.

Ueber die weitgeschwungene, mit dickem Teppich belegte Treppe, wurden sie hinaufgeleitet in den ersten Stock; eine Thür that sich auf; der begleitende Kellner rückte an der elektrischen Kurbel, und von dem Kronleuchter, der mitten von der Decke herniederhing, ergoß sich ein stilles goldiges Glühlicht über den Raum. Es war ein großes, saalartiges Gemach, offenbar noch aus der Zeit herstammend, als der Gasthof ein Palast gewesen war, die Wände mit verblichenen Gobelins bekleidet.

Unter dem Kronleuchter war der Tisch mit einem kalten Abendessen angerichtet, daneben stand im Eiskübel eine Flasche Champagner — an Alles hatte Er gedacht, für Alles hatte Er voraus gesorgt — die Fensterläden, die

offen gestanden hatten, um die kühle Luft hereinzulassen, wurden geschlossen; der Lärm der Stadt drang jetzt nur noch wie das gedämpfte Brausen eines fernen Meeres zu ihrer Stille hinauf; dann verabschiedete er den Kellner, wandte sich zurück und breitete lautlos, mit leuchtenden Augen, beide Arme nach Dorotheen aus. Sie sah ihn an, that einen Schritt und dann, wie von einem Schwindel gepackt, taumelte sie auf ihn zu, in seine Arme, an seine Brust. Ihre Arme schlangen sich, die einen um des anderen Leib, Brust drängte sich an Brust und die stöhnenden Herzen pochten gegeneinander. Endlich ließen sie sich aus den Armen.

„Thu' Deinen Mantel ab und Deinen Hut," sagte er, „Du mußt etwas essen und trinken," und während sie seinen Worten folgte, entkorkte er die Flasche und füllte zwei Gläser mit schäumendem Wein.

„Julia," rief er, indem er ihr das eine der Gläser einhändigte und mit dem seinen daran stieß, „dies trink' ich Dir!"

Er stürzte sein Glas hinunter und Dorothea, durstig wie sie war, that ihm nach. Dann setzten sie sich an den Tisch. Indem sie den Hut abnahm, war ihr das Haar in Unordnung gerathen; sie legte beide Hände daran, um es zu ordnen, plötzlich aber war er aufgesprungen und hinter sie getreten; er nahm ihre Hände gefangen, und nun fühlte sie, wie er die Nadeln aus ihrem Haare zog und es aufzulösen begann.

„O — was thust Du?" wollte sie einwenden, aber schon war sein Werk vollbracht, und mit jauchzendem Lachen faßte er in die wallende Fluth, schlang ihr das

eigene Haar um den Hals, warf es ihr wie einen Schleier vor das Gesicht, küßte sie zwischen den goldenen Strähnen hindurch auf die Augen, raffte es dann wieder zusammen und drückte Mund und Gesicht hinein.

„Du Wilder," sagte sie, schamhaft lächelnd, „so kann ich doch nicht bei Tische sitzen," und sie versuchte, ihr Haar wieder aufzustecken.

„Bei meiner ewigen Ungnade," erklärte er, indem er sich niedersetzte, „so sollst Du bei Tische sitzen!"

Er schenkte ihr das Glas wieder voll. Dorothea schüttelte lächelnd das Haupt.

„Kindern muß man ihren Willen thun."

Sie stießen wieder die Gläser zusammen.

„Jetzt muß Julia auf Romeo trinken," sagte er. „Thut sie's?"

Zärtlich blickte sie ihm in die Augen. „Sie thut's," und Beide leerten von neuem ihre Gläser.

Dann aßen sie und tranken.

„Morgen also," sagte Heinrich Verheißer, „wenn es Tag sein wird, gehen wir aus, und wenn wir draußen sind, werde ich Dir sagen ‚wende Dich um' und dann wirst Du auf den Hügeln jenseits der Etsch die Ruinen des Palastes sehen, in dem vor Zeiten Dein Ahnherr gewohnt hat."

„Mein — Ahnherr?" fragte Dorothea.

„Theodorich, der große Gothenkönig," erklärte er. „Ist er denn etwa Dein Ahnherr nicht? Hast Du nie gehört von Amalasuntha, seiner Tochter, die so wunderbar chön war in ihrem blonden Gothenhaar, daß sogar der Kaiser Justinian, der eiskalte Byzantiner, Feuer an ihr

fing? Soll ich Dir sagen, wie sie ausgesehen hat, die Amalasuntha? Wie Dorothea, vom Ufer der Elbe, wie Du!"

Er war aufgesprungen und ihr zu Füßen gefallen. „Meine Gothin," stammelte er, „meine Göttin, Gewaltige meiner Seele!"

Seine Hand streifte an ihr herab, über ihre Füße.

„Aber Du hast ja noch immer die schweren Reiseschuhe an?" sagte er; „geh doch, geh und thu' sie ab. Denk' an die Fee vom Wolfsbrunnen," fuhr er fort, als er sie zögern sah, „von der ich Dir erzählt habe, und denke, was Du mir versprochen hast, daß Du thun wolltest wie sie und die Sandalen von den Füßen binden."

Dorothea erhob sich und ging an die Thür des Nebenzimmers. Heinrich Verheißer folgte ihr mit den Augen. Sie öffnete die Thür, im nämlichen Augenblick aber blieb sie, wie erschreckt, stehen und sah sich mit blassem Gesicht zu ihm um. Rasch war er an ihrer Seite.

„Was giebt's denn?" fragte er.

Dorothea blickte schweigend in das Gemach. Es war der Schlafraum, der zu ihrer Wohnung gehörte, und in dem Zimmer stand, wie es in italienischen Gasthöfen Sitte ist, ein einziges breites Bett.

Sie verbarg das Gesicht an seinem Halse.

„Wo ist Dein Zimmer?" fragte sie.

Er lachte. „Aber Närrchen," erwiderte er, und er drückte sie an sich. Ihr Leib erbebte.

Er führte sie in den Saal zurück, zu dem Stuhle, auf dem sie gesessen hatte; dort sank sie nieder, beide

Hände vor das Gesicht pressend; ihr Busen stürmte, wie im Wellenschlage, herauf und herab.

Er kniete wieder zu ihren Füßen nieder.

„Dorothea,“ sagte er leise, süß und zärtlich, „Dorothea, Einziggeliebte —“ er ergriff ihre Hände und zog sie ihr vom Gesichte; sie wandte das Haupt zur Seite, um ihn nicht anzusehen.

Er sprang auf die Füße und legte den Arm um ihre Hüften, als wollte er sie vom Stuhle emporziehen. Sie senkte das Haupt und leistete schweigend Widerstand. Nun war es, als verdunkelte sich sein Gesicht, seine Zähne bissen aufeinander, er spannte seine Kraft an, und nun half ihr kein Widerstreben mehr, er riß sie empor.

Eng, als fürchtete er, daß sie ihm entfliehen könnte, hielt er sie an sich und so ging er mit ihr zu dem Sopha, das im Hintergrunde des Saales an der Wand stand, und setzte sich nieder und ließ sie auf seinen Schooß sinken.

„Thörin,“ flüsterte er ihr zu, während er sein Gesicht unter ihrem Haare verbarg und den Mund an ihr Ohr schmiegte, „Thörin, süße Thörin.“

Der Athem seiner Brust ging wilder und wilder, die Worte kamen aus ihm hervor, als stiegen sie aus einer brodelnden Gluth — „ängstige Dich nicht, fürchte Dich nicht — ich will Dir erzählen — hör' zu, was ich Dir erzähle: morgen früh, siehst Du, wenn Du mit mir durch die Stadt gehst, werden wir durch eine Straße kommen — und in der Straße steht ein uraltes Haus — und über dem Thore

ist in Stein gehauen, ein Hut — das ist das Haus, wo einstmals die Cappelleti gewohnt haben, oder wie wir sie nennen, die Capulets. Und in dem Hause war ein Mädchen, ein wunderbar schönes. Und die liebte einen Jüngling. Aber sie sollte ihn nicht lieben; Vater und Mutter wollten es nicht haben. Aber der alte Herrgott da oben, der die Menschen und die Liebe gemacht hat, wollte es haben, darum liebte sie ihn doch, und er liebte sie auch — o so — so — so —"

Und er riß sie an seine Brust und von ihren stöhnenden Lippen trank er in Küssen die Seufzer hinweg.

„Und weil ihre Liebe vor den Menschen verboten war, mußten sie sich vor den Menschen flüchten, dahin, wo keines Menschen Gewalt mehr hinreicht, in das Grab. Aber nach Jahrhunderten, siehst Du, als andere Menschen auf Erden waren, die nichts mehr wußten von den Beiden, da kam ein Mann, einer von denen, denen der alte Herrgott da oben die Macht verliehen hat, daß sie durch Fleisch und Bein der Menschen bis ins Herz, und durch die Rinde aller Dinge bis in das innerste Innere sehen, so daß sie sehen können, wo das Herzblut der Dinge fließt und wie Alles daraus wächst, das Große und das Kleine, das Gute und das Böse, und das war ein Dichter, siehst Du, ein großer. Und der trat an das Grab, in dem sie lagen, die Beiden, und da sah er, daß sie nicht todt waren, sondern daß ihre Herzen da unten immer noch lebten und glühten in der alten, göttlichen Liebe zu einander. Und da klopfte er an ihr Grab und sagte: ‚stehe auf, Julia, stehe auf, Romeo, Ihr sollt nicht da unten liegen, sondern wandeln, so lange es Liebe giebt.‘

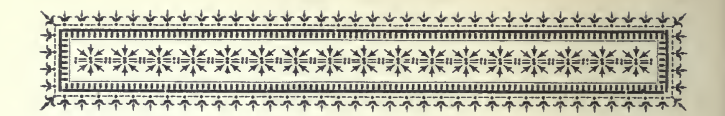
Und da standen sie auf, siehst Du, und nun leben sie und werden ewig leben, denn die Liebe, siehst Du, die ist ewig, ewig, ewig!"

An seine Schulter gelehnt, mit halb geschlossenen Augen, hatte Dorothea ihm gelauscht. Jetzt warf sie beide Arme um seinen Hals.

„Ach Du — Herrlicher — Mächtiger — Göttlicher —" stammelte sie.

Sein Arm umschlang sie und zog sie empor; an ihn geworfen in wüthender Umstrickung, mehr getragen als geführt, erreichte sie die Thür, die zum Nebenzimmer führte — an der Schwelle stemmte sich noch einmal ihr Fuß — es war ihr, als käme ein Brausen über sie her, ein nie vernommenes, ungeheures, wie wenn das Weltmeer über sie hereinbräche und sie begrübe in endloser Tiefe — über die Schwelle jedoch riß sein Arm sie hinweg — die Thür fiel hinter ihnen zu — und die Nacht, die einst auf Romeo und Julien geblickt hatte, sank über Heinrich Verheißer und die weiße Dorothea. —





Sechszehntes Kapitel.

Als am nächsten Morgen die Sonne durch die Spalten der Fensterläden hereinlugte, wachte Heinrich Verheißer auf und blickte umher — er war allein. Wo war Dorothea? War sie fort? Er sprang auf und warf sich in die Kleider.

Die Thür zum Saale nebenan war nur angelehnt; er stieß sie geräuschlos auf und blickte hinein; er war beruhigt: Dorothea war da. An einem kleinen Tische, den sie sich an eins der Fenster gerückt hatte, saß sie, die Stirn in die Hände gestützt. Sie hatte ihn nicht bemerkt.

Er trat zurück und vollendete seinen Anzug in aller Gemächlichkeit und voller Sorgfalt.

Endlich war er fertig und absichtlich geräuschvoll trat er wieder in die Thür. Dorothea saß noch immer, wie sie vorhin gesessen hatte, und obschon sie ihn jetzt gehört haben mußte, richtete sie das Haupt nicht auf. Schweigend betrachtete er sie. Man sah ihr an, daß sie hastig aufgestanden war und sich nur nothdürftig angezogen hatte; die Kleidung hing ungeordnet um ihre Glieder, das Haar

war nicht gemacht, nur einfach aufgesteckt. Das alles stach seltsam gegen ihre gewohnte peinliche Sauberkeit ab. Auf dem Tische inmitten des Zimmers standen noch die Ueberreste vom gestrigen Abendessen — halb gefüllte Gläser, verschobene Stühle umher — der ganze Raum, der gestern Abend so traulich und behaglich gewesen war, bekam dadurch etwas Unwirthliches und Wüstes.

Er hatte sie mit einem vergnügten „guten Morgen" begrüßen wollen; aber als er sie so versunken sah, verschluckte er seine Worte und sagte nichts. Er fühlte sich beinah befangen und trat näher. Nun sah er, daß sie vor sich ein Blatt Papier liegen und in den Händen einen Bleistift hatte, mit dem sie darauf schrieb.

Papierfetzen lagen auf dem Fußboden um sie hergestreut; es sah aus, als wenn sie mit dem, was sie schreiben wollte, nicht hätte fertig werden können.

Um sie nicht zu stören, trat er wieder bei Seite, öffnete die Fenster und zündete sich eine Cigarrette an. Ein herrlicher, sonniger Tag war angebrochen, in den Straßen lärmte und tobte das italienische Leben. Er lehnte sich zum Fenster hinaus, blickte in das fröhliche Treiben, dann wandte er sich zurück — und sah sie noch immer sitzen, wie vorhin.

Nun ging er auf den Fußspitzen hinter sie, machte den Hals lang und blickte auf ihre Schreiberei. Sie schien endlich fertig geworden zu sein; das, was sie geschrieben hatte, sah aus wie eine Depesche. Er las: „Etatsrath Pfeiffenberg, Villa Pfeiffenberg bei Blankenese. Ich habe mich mit Herrn Heinrich Verheißer verlobt, schicke uns Deinen Segen. Dorothea."

Ob sie bemerkt hatte, daß er hinter ihr stand? Es war schwer zu sagen; aufgeblickt hatte sie nicht. Jetzt vernahm sie, wie er leise über ihre Schulter lachte. Sie fuhr auf und zwei verstörte Augen sahen ihm ins Gesicht.

„Warum lachst Du?"

Ihre Stimme klang heiser und rauh, indem sie das fragte.

Er strich begütigend über ihr Haar.

„Aber Herzens-Närrchen —"

Mit krampfhaftem Griff erfaßte sie seine beiden Hände und mit ganzem Leibe drehte sie sich zu ihm herum.

„Hast Du gelesen, was ich geschrieben habe? Hast Du darüber gelacht?"

„Kein Gedanke," erwiderte er, „kein Gedanke, ich mußte nur lachen, siehst Du, — — Du hast das mit Deiner schönen deutschen Schrift geschrieben; denkst Du denn, diese Italiener können das lesen?"

Sie ließ langsam seine Hände fahren und blickte auf ihr Papier.

„Also werde ich es mit lateinischen Buchstaben schreiben," sagte sie. Er küßte sie auf das Haupt, dann begann er im Zimmer auf und abzugehen.

„Na ja," sagte er, „aber so eine Depesche, siehst Du, das wird so leicht verstümmelt, wenn Leute sie aufnehmen, die kein Wort in der Sprache verstehen; ich meine — ist es denn überhaupt nöthig, daß Du telegraphirst?"

Sie hatte die Augen wieder niedergesenkt, jetzt richtete sie sie auf und nach ihm hin, und es war, als wenn ihr Blick ihn bannte, so daß er stehen blieb.

„Aber — was denn sonst?" fragte sie langsam und schwer.

„Na — ich meine — wenn Du lieber schriebst? Einen Brief?"

Mit einem Ruck stand sie vom Stuhle auf.

„Das ist ja ganz unmöglich," sagte sie, „das dauert ja vier Tage mindestens, bis ich Antwort habe, so lange warten kann ich doch nicht! Das mußt Du doch fühlen und begreifen, das kann ich doch nicht!"

Sie war blaß geworden bis in die Lippen und ihre Stimme wurde beinah gellend bei den letzten Worten.

Er nahm sie in seine Arme.

„Halloh — halloh —" sagte er beschwichtigend, „rege Dich doch nicht so furchtbar auf."

Sie stand mit hängendem Haupte.

„Und — ihm schreiben," sprach sie vor sich hin, „was soll ich ihm denn schreiben? Wie kann ich ihm denn schreiben?"

Ein trockenes Schluchzen durchschütterte ihren Körper; plötzlich schlug sie die Hände vor das Gesicht und ein Thränenstrom brach aus ihren Augen.

„Aber Liebe, Geliebte, Einzige," redete er ihr zu, „hör' doch auf zu weinen, es ist ja gut. Wir wollen Deine Depesche gleich umschreiben und dann trage ich selber sie auf das Telegraphenamt."

Er setzte sich an den Tisch, nahm ein weißes Blatt Papier und schrieb mit fester klarer Schrift den Inhalt ihrer Depesche in lateinischen Buchstaben ab.

„Ist es gut so? Bist Du nun beruhigt?" fragte er, indem er ihr das Blatt vor die Augen hielt.

Sie trocknete sich das Gesicht.

„Und das wirst Du gleich besorgen?“

„Gleich hier vom Fleck aus, und während ich gehe, ziehst Du Dich an, und wenn ich wiederkomme, gehen wir aus und frühstücken ordentlich und wenn wir das besorgt haben, gehen wir in die Stadt, und ich zeige Dir Verona, und Du steckst die Thränen ein und zeigst dem schönen Verona Dein schönes Gesicht, und bist wieder meine Dorothea, meine Gothin, meine Göttin, meine Amalasuntha, Julia und wie sie Alle heißen, die schönsten Weiber, die auf Erden gewandelt sind — nicht wahr? nicht wahr?“

Wie zerbrochen lag sie in seinen Armen und ließ sich von ihm küssen, wie ein krankes Kind. Dann, als sie seine kecken, lebensprühenden Augen sah, die nach ihren Augen suchten, kehrte ein leises Lächeln in ihr Gesicht zurück.

„Und ich denke,“ sagte sie leise, „wir können heut Abend schon Antwort haben? Wie?“

„Freilich,“ entgegnete er, „und dann ist Alles wieder gut! Kopf hoch! Ist dann Alles wieder gut?“

Sein zuversichtlicher Ton, die helle Freudigkeit seines Gesichts, das Alles wirkte zu ihr hinüber und weckte das Leben wieder in ihr auf. Sie schüttelte den Kopf, als wollte sie aus ihrem Gehirn hinauswerfen, was da drinnen lastete und bohrte, sie legte die Arme um seinen Hals.

„Geh nur,“ sagte sie, „dann ist Alles wieder gut.“

„Auf Wiedersehen in einer halben Stunde!“ rief er. „Jetzt geht's aufs Telegraphenamt, dann zum Parucchiere, um Kinn und Wangen in den Zustand der Unschuld zurückzuversetzen. Eviva l'Italia!“

Das Depeschenblatt über dem Kopfe schwingend, verließ er das Zimmer; gleich darauf sah ihn Dorothea, die ans Fenster gegangen war, aus dem Portale des Gasthofes treten. Er hatte sich wieder eine Cigarrette angezündet, sein Schritt war elastisch, als hätte er Federn unter den Füßen. Wie ein Vogel, der in die Sommerluft hinausschießt — das war der einst so finstere Heinrich Verheißer. Und hier oben sie. Ein Bild kam vor ihre Seele, von zwei Eimern im Ziehbrunnen, der eine leicht aufflatternd in die Höhe, der andere niedersinkend zur Tiefe mit seiner Last.

Aber sie raffte sich auf. Heut Abend, wenn die Depesche komme würde — die Depesche! An Alles, was nachher noch kommen mußte, daß nach der „Verlobung" doch auch noch Verheirathung sein mußte, daran dachte sie jetzt nicht; ob er, mit dem sie sich „verlobt" hatte, überhaupt an Heirath dachte, danach fragte sie jetzt nicht. Die Depesche! Wie Jemand einen Talisman, an den er glaubt, in den Händen wälzt, so drückte, preßte, malmte und zermalmte sie im Geiste das Papier, das ihr der Telegraphenbote bringen und in dem sie die Zustimmung, den Segen ihres Vaters finden würde. Es war ja ein Abgrund entstanden zwischen ihr und ihrem Vater, zwischen ihr und der Heimath und denen, die in der Heimath arglos ihrer gedachten, ein Abgrund, tief wie die Hölle, in dessen Tiefe ein Strom dahinging, donnernd wie der Donner des jüngsten Gerichts — die Depesche würde die Hand sein, die sich von drüben zu ihr herüberstreckte — und sie würde kommen, die Depesche — ganz gewiß — heut Abend noch — ja, ja, ja — und nun wollte sie sich anziehen und nun zog sie sich an.

Als Heinrich Verheißer zurückkam, fand er sie schon am offenen Fenster sitzend vor, seiner wartend, zum Ausgehen fertig, die schöne, elegante Dorothea früherer Tage. Mit einem Ausrufe des Entzückens schloß er sie in die Arme. Welch ein Geschenk hatte das Schicksal ihm beschèert! Welch ein Strom von Schönheit floß neben seinem Lebenswege dahin!

Mit einem kräftigen Frühstück wurde die Grundlage zu einem neuen Lebenstage gelegt und dann ging es Arm in Arm in die Stadt Verona hinein, die vom Sonnenlicht durchfluthet, sich vor ihnen hinbreitete, wie eine Matrone, die in der Umarmung des Liebegottes täglich wieder zur blühenden Frau wird.

Von Heinrich Verheißer geführt, brauchte Dorothea keinen Cicerone; es war, als wenn der Geist der alten Stadt, lebendig geworden, an ihrer Seite ging und ihr die Spuren deutete, wo die Weltgeschichte ihren granitenen Fuß eingedrückt hatte. Am Grabmal der Skala's vorbei ging es nach dem Platze der Signori, und vom Platze der Signori, durch den vom Blute Mastino della Skala's getränkten Volto barbaro zur Piazza delle Erbe, wo Markt war und wo das moderne italienische Leben an den umgebenden Häusern und Palästen aufbrandete, wie das nie alternde Meer an tausendjährigen Klippen und Felsen.

Das Haus der Capulets wurde besehen, die Arena aus der Römerzeit besucht und dann kam das Schönste von Allem ein Gang durch enge, stille, versteckte Gassen und Gäßchen, wo man das Sonnenlicht nur in verstreuten goldenen Funken liegen sah und wo rechts uud links sich

Pforten öffneten zu alten, stummen Palästen, in grün umsponnene, verträumte Höfe hinein, in denen ein Schweigen herrschte, ein so tiefes, geheimnißvolles, daß die Besuche unwillkürlich die Stimme dämpften, als scheueten sie sich, die heilige Stille zu unterbrechen.

In einen dieser Höfe traten sie ein; kein Mensch begegnete ihnen; eine alte schwarze Katze lag in der Sonne, hob den Kopf und blinzelte sie an und schlief weiter — wenn man sich hier verstecken könnte, dachte Dorothea, wenn man untertauchen könnte in diese Weltabgeschiedenheit! Hier würde Niemand einen suchen, Niemand einen finden! Wie die Sehnsucht in ihr aufstand, sich zu verbergen, vor den Ihrigen, vor den Menschen, vor sich selbst — aber der Mann an ihrer Seite, der ins Leben zurückverlangte, weckte sie und führte sie hinaus.

Im Gasthofe wurde Mittagspause gemacht und ein zweites Frühstück eingenommen, dann, in den kühleren Stunden des Nachmittags, führte er sie über die Etsch hinüber in den Giardino Giusti.

Indem sie den Garten verließen, zeigte er ihr den Hügel, auf dem Theodorichs Palast gestanden hatte.

„Nicht wahr?“ sagte er, „wenn man das Land sieht, begreift man's, daß die alten deutschen Bären nicht wieder hinausgewollt haben, wenn sie erst einmal drin waren? Ist ihnen aber schlecht bekommen,“ fügte er lachend hinzu, „wer im Feuer leben will, muß die Natur des Salamanders haben.“

Dorothea erwiderte nichts — die Natur des Salamanders — und wer die nicht hatte, mußte verbrennen? Seine Worte gingen ihr im Kopfe umher. Die

Fülle dessen, was sie gesehen, war aber so gewaltig, daß der große Eindruck für eine Zeit alle anderen Empfindungen in ihr niederdrückte und zur Ruhe brachte.

Erst als sie mit sinkender Dunkelheit in den Gasthof zurückkehrten, erwachte ihre Unruhe von Neuem.

„Etwas für mich angekommen?" fragte sie hastig den Schweizer Portier, der in der Thür stand. Geschäftig eilte er an seinen Briefschalter. „Nein, Madame — nichts gekommen."

Heinrich Verheißer fühlte, wie ihr Arm in seinem Arme zuckte.

„Kann ja noch gar nicht da sein," flüsterte er ihr zu und damit führte er sie in den Speisesaal.

Der Abend verging, ohne daß die Depesche kam, und auch der nächste Morgen brachte sie nicht.

Dorothea schlug sich vor die Stirn.

„Mein Gott," sagte sie, „daß man auch so einfältig sein kann; ich habe ja gestern vergessen, den Namen unseres Hôtels anzugeben; vielleicht liegt die Depesche auf dem Telegraphenamt und hat nicht bestellt werden können!"

„Na siehst Du," sagte er lachend, „so kommt es 'raus. Ich will gleich hingehen und zusehen."

„Wart' einen Augenblick," erwiderte sie, „ich gehe mit."

In Eile kleidete sie sich an und wenige Minuten später war sie mit ihm auf der Straße.

„Wollen wir nicht erst frühstücken?" fragte er.

„Nein, nein, nein, nachher!" Und sie riß ihn fort.

Auf dem Telegraphenamt wurde gesucht und gesucht. „Fräu — lein Pfeiffen — berg? No, Signora — nix da."

Nix da — sie stand einen Augenblick wie gelähmt, dann ergriff sie ein Depeschen-Formular und schrieb mit fliegender Hast ein neues Telegramm: „Schicke mir Deinen Segen! Bitte! Bitte! Bitte!" Diesmal setzte sie den Namen des Gasthofes mit großen, deutlichen Buchstaben darunter.

„Besorge das," flüsterte sie Heinrich Verheißer zu, indem sie ihm die Depesche in die Hand drückte, „besorge das gleich!"

Er besorgte es; dann nahm er sie unter den Arm und führte sie fort. „Aber nun thu' mir den Gefallen, liebste Geliebte, und werde ruhig."

Sie erwiderte nichts; stumm ging sie neben ihm her; dann raffte sie sich zusammen: „Ja, ja, ja — ich will ruhig werden."

Sie ließ sich von ihm führen, wohin er wollte; wie am Tage vorher durchmaßen sie Verona und heute besuchten sie einige der Kirchen. Im kühlen Dämmer von Santa Anastasia wurde ihr wohl.

„Laß mich noch hier," sagte sie leise, als er sie wieder hinausführen wollte, „in einem Weilchen kannst Du kommen, mich abholen."

Verdutzt sah er sie an, aber ihre Stimme hatte so flehend geklungen, daß er nachgab. „Gut, gut," sagte er; „ich gehe draußen ein wenig auf und ab."

Nun war sie allein. Mit ganzem Leibe lehnte sie sich an eine Säule. Rechts und links an den Wänden der Kirche sah sie Beichtstühle, und ein wüthendes Verlangen stand in ihr auf: daß sie doch Katholikin gewesen wäre, daß sie doch hätte niederknieen können in einem

der Stühle, daß ein Priester darinnen gesessen hätte, ein milder, weiser, verstehender Mann, dem sie hätte sagen können, was ihr das Herz erdrückte, dem sie hätte beichten können, beichten, beichten — als Heinrich Verheißer nach einiger Zeit zurückkam, sah er sie nicht mehr. Hastig ging er weiter in die Kirche hinein — ein merkwürdiger Anblick zeigte sich ihm: an einer Säule, die Stirn gegen die Säule gedrückt, die Hände im Schooße verkrampft, lag Dorothea knieend auf den Marmorfliesen des Bodens. Betroffen blieb er stehen; ein tiefes Mitgefühl bemächtigte sich seiner, er wollte auf sie zustürzen — aber er that es nicht, er blieb, wo er war und starrte auf die knieende Gestalt. Der Mensch hatte ihr helfen wollen, aber es war, als hätte der Künstler den Menschen an der Hand gefaßt und gesagt: „Bleib! sieh das Bild Dir an, das siehst Du nie wieder! Magdalena!“ Ja wirklich, eine Magdalena, eine büßende! Nicht ausstaffirt mit theatralischer Geberde, nicht hingelagert in eine malerisch romantische Einsamkeit, sondern zu Boden geschleudert, hingeworfen vor die Füße der Menschen, die mit dem rothen Bädeker in der Hand die Kirche durchstöberten und sich in Acht nehmen mußten, daß sie nicht auf sie traten, erstickt und erdrückt unter der furchtbaren, unwiderruflichen, brutalen Wirklichkeit.

Mit vorgebeugtem Oberleibe stand Heinrich Verheißer und sah und schaute und blickte. Welch eine Gestalt! Welch eine Schönheit! Welch ein Bild!

Er hörte, wie der Athem keuchend aus ihrer Brust stieg, es war etwas, das ihn wie mit Händen packte und knieend zu ihren Knieen hinwerfen wollte — aber noch etwas Anderes war, das ihm zuflüsterte: „Bewahre das!

behalte das!" Und er blieb stehen und behielt und bewahrte und zeichnete im Geiste, wie in die Windungen seines Hirns hinein, die Umrisse dieser Gestalt, — dieser zusammengebrochenen, diesen Nacken, der sich wie die Linie der Verzweiflung zum Rücken hinunterkrümmte, diese Arme, die wie todt in den Schultergelenken hingen und unten erst, in den ringenden Händen, zum wahnsinnigen Lebensschmerze wieder lebendig wurden, diese steinernen Wangen, an denen das blonde Haar in langen vereinzelten Strähnen anklebte — endlich machte sie eine Bewegung, und nun war er an ihrer Seite. Ohne ein Wort zu sagen, reichte er ihr die Hand und half ihr aufstehen; ohne einen Laut verließen sie die Kirche und wortlos gingen sie draußen lange Zeit durch lange, lange Straßen.

Endlich räusperte er sich. „Hast Du denn überhaupt geglaubt," fing er an, „daß er Dir seinen Segen schicken wird?"

Wie angewurzelt blieb sie stehen, dann machte sie sich von seinem Arme los, ihre Gestalt schwankte und mit geschlossenen Augen lehnte sie sich an die Mauer des Hauses, bei dem sie vorübergingen. „Mein Gott," stöhnte sie, „mein Gott — mein Gott."

Ihre Verzweiflung machte sie blind und taub gegen die Menschen, die auf der Straße vorübergingen. Er wußte kaum mehr, was er mit ihr beginnen sollte.

„Komm doch nur," mahnte er, „die Leute bleiben ja stehen."

Sie ließ sich von ihm weiterführen. Nach einiger Zeit nahm sie das Wort.

„Ob hier in Verona ein deutsches Konsulat sein mag?“ fragte sie.

„Wieso? Warum?“ erwiderte er verdutzt.

„Mir ist doch,“ fuhr sie fort, „als hätt’ ich gehört, daß man sich im Ausland vor dem deutschen Konsul trauen lassen kann.“

Er gab keine Antwort; es war, als müßte er sich in ihren Gedankengang hineinfinden.

„Ja, ja,“ sagte er nach einiger Zeit, „ich weiß wirklich nicht, ob hier eins ist, aber das können wir im Hôtel erfahren.“

„Also komm,“ — und auf dem kürzesten Wege kehrten sie zum Gasthofe zurück.

Nein, in Verona wäre kein deutsches Konsulat, wurde ihnen zum Bescheid ertheilt, wohl aber in Mailand.

In Mailand — „wann geht der nächste Zug nach Mailand?“ fragte sie den Portier.

„Heute Nachmittag.“

„Also wollen wir unsere Sachen packen,“ und ohne abzuwarten, was Heinrich Verheißer sagen würde, ging sie die Treppe zu ihren Zimmern hinauf.

Langsam kam er hinter ihr drein; als er den Saal betrat, stand sie schon über ihrem Koffer.

„Wollen wir denn wirklich heut schon fort?“ fragte er zögernd.

Sie richtete sich auf, sah ihm in die Augen, dann trat sie auf ihn zu, legte beide Hände auf seine Schultern und schüttelte ihn.

„Fühlst Du denn nicht, daß wir das müssen? Daß wir heirathen müssen? Gleich? Auf der Stelle? Gleich?“

Es war wie eine Naturgewalt in ihr, gegen die es keinen Widerstand gab. Er beugte sich.

„Also wollen wir heut Nachmittag fahren," sagte er.

Im Gasthofe unten gaben sie ihre Adresse in Mailand an, „für den Fall, daß ein Brief oder eine Depesche für mich kommen sollte" — eine halbe Stunde darauf saßen sie in der Eisenbahn.

Als sie am Garda-See vorüberkamen, machte er sie auf die paradiesische Landschaft aufmerksam, die sich vor ihnen aufthat — mit stumpfen Augen blickte sie hinaus; vor ihrer Seele stand das Konsulats-Büreau in Mailand, von allen Tönen der Welt hörte sie nur einen, das Wort des Konsuls: „Ihr seid verheirathet."

Abends kamen sie in Mailand an; früh am nächsten Vormittage waren sie im Büreau des deutschen Konsulats. Sie hatten jetzt die Rollen getauscht, Heinrich Verheißer verhielt sich schweigend, Dorothea handelte und sprach.

„Wir — wir kommen zu fragen —" die Worte wollten ihr nicht recht aus dem Munde — dann aber nahm sie sich zusammen; „kommen zu fragen, ob man sich hier im Konsulat — trauen lassen kann?"

Der Beamte, der sie empfangen hatte, sah etwas überrascht auf.

„O, das ginge wohl, denn der Konsul in Mailand hätte die Befugniß, Ehen zu schließen —"

„Nun — dann also —?"

„Ja — aber der Konsul wäre nicht da, auf Urlaub, käme erst in einigen Wochen wieder."

„Aber — er hat doch einen Vertreter?" meinte Dorothea, „kann der Vertreter es nicht machen?"

„Nein, die Befugniß wäre an die Person geknüpft; dem Vertreter stände das Recht nicht zu.“

Dorothea stöhnte unwillkürlich auf.

„Und erst — in einigen Wochen —?“

„Erst in einigen Wochen käme er zurück.“

Sie wollte kurz kehrt machen, besann sich aber.

„Wo ist das nächste deutsche Kosulat?“ fragte sie.

Der Beamte nannte ihr einen Ort. „Aber ich muß bemerken,“ fügte er hinzu, „nicht jeder Konsul hat die Befugniß, Ehen zu schließen.“

„Also welche? welche?“ forschte sie voll Ungeduld.

Der Beamte schlug ein Buch auf.

„Der Konsul in Genua,“ sagte er.

„Also in Genua?“

Jetzt zum ersten Male that Heinrich Verheißer den Mund auf.

„Genua,“ sagte er, „liegt aber nicht auf unserer Tour.“

Sie warf den Kopf herum und sah ihn mit einem kurzen, grellen Blick an.

Der Beamte hatte weiter gelesen.

„Dann wäre auch noch der Konsul in Rom und der in Neapel.“

„Neapel,“ sagte Heinrich Verheißer laut und bestimmt, „dahin wollten wir ja so wie so.“

Er nahm Dorothea unter den Arm, so daß es dem Beamten aussah, als wollte er das Gespräch abbrechen.

„Dank für Ihre Bemühung,“ wandte er sich zu diesem, dann zog er Dorotheen hinaus.

In seinem Gesichte war ein mißmuthiger Zug; die

Falte zwischen den Augenbrauen tauchte wieder auf. Er schwieg, und sein Schweigen sah wie Verdrossenheit aus.

„Nach Neapel wollen wir?" sagte sie nach einiger Zeit.

„Freilich," entgegnete er, „hast Du denn gar keine Lust, den Vesuv zu sehen? Und die Stelle, wo Tejas gekämpft? Ist denn das Bild gar nicht mehr für Dich da? Alles vergessen und zum Teufel? Alles?"

Ein dumpfer Groll tönte aus seinen Worten; mit finsteren Augen sah er sie an. Sie fühlte, daß sie ihn besänftigen müßte.

„Es ist ja gut," sagte sie leise, „wir können es ja also auch in Neapel besorgen — reisen wir bald?"

Ungeduldig zuckte er mit dem Arme.

„Heut noch nicht!" stieß er hervor, „und morgen auch noch nicht! Weißt Du denn nicht, daß wir in Mailand sind? Hast Du denn keine Ahnung, was hier Alles zu sehen ist? Das Abendmahl von Leonardo? Sollen wir daran vorbeilaufen, wie kalbslederne Touristen? Und die Brera, mit ihrer Gemälde-Sammlung, wo ein Maler überhaupt gar nicht wieder 'raus kann, wenn er einmal 'reingekommen ist?"

„Sei doch gut," bat sie beschwichtigend, „Du weißt ja doch, warum ich es wollte."

„Ja, aber weißt Du," fuhr er wieder auf, „dieses von Konsulat zu Konsulat laufen und sich vor die Leute hinstellen mit dem ewigen ‚bitte — wollen Sie nicht so gut sein, uns zu Ehekrüppeln zu machen', das — das macht uns schließlich lächerlich!"

Dorothea näherte ihr Gesicht dem seinigen.

„Wie sagtest Du? Ehe — Krüppel —?"

Er drückte ihren Arm und lachte etwas verlegen.

„Das ist so'n Ausdruck, nimm's nicht tragisch. Aber siehst Du, wenn wir immer durch die Welt reisen, holt uns am Ende die Depesche von Deinem Vater gar nicht ein? Es ist doch viel vernünftiger, wir warten sie hier ein paar Tage ab?"

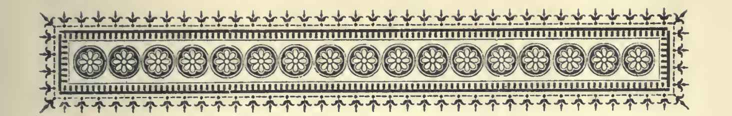
Das leuchtete ihr ein.

„Ja, ja," sagte sie, „Du hast ja Recht, und so wollen wir von der Sache jetzt nicht mehr sprechen, es macht Dich ungeduldig."

In der Gasse, durch die sie dahin schritten, that sich zur Seite ein großer Thorweg auf; mit einer raschen Wendung zog er sie hinein, hob ihr den Schleier vom Gesicht und küßte sie.

„Ach, Du Schatz," sagte er, „Du bist doch ein liebes, einziges Ding." War es der Ton seiner Worte — war es, daß er sie so ohne Weiteres auf der Straße küßte — sie hatte ein Gefühl, als hätte sie eine Entwürdigung erlitten. — Aber sie verschlang ihre Empfindung und sagte nichts.





Siebzehntes Kapitel.

Zwei Tage vergingen, und in den zwei Tagen keine Zeile, kein Wort, kein Laut.

Mitten in dem rasselnden Lärm der Stadt war es Dorotheen, als umgäbe sie eine dumpfe, erdrückende Stille. Wie das verhängnißvolle Schweigen einer großen Menschenmenge, die mit starren Augen auf einen in ihrer Mitte blickt, den sie bisher für ihres gleichen, für mehr als das, für etwas besonderes gehalten hat und den sie plötzlich in seiner wahren Gestalt erkennt. Solchem Schweigen folgt dann ein plötzlicher allgemeiner Ausbruch und ein einziger, vernichtender Schrei „hinaus!“ Sie wußte, daß es kommen würde, kommen mußte, dieses schreckliche „hinaus“ und das war es, worauf sie wartete, worauf sie lauschte, worüber sie alles Andere vergaß.

Sie konnte zur Nacht nicht mehr schlafen und daher kam es, daß sie wie in einem wüsten Traume umherging. In diesem Zustande hatte sie ein Gefühl, als wäre sie doppelt, als wäre die, welche hier wie ein abenteuerndes Weib durch die Straßen der fremden Stadt irrte, gar nicht

Dorothea Pfeiffenberg, sondern als säße die da oben, zwischen Nienstedten und Blankenese auf der Terrasse, zwischen Vater und Bruder, in ihrem reinen, weißen, unbefleckten Kleide.

Mechanisch ging sie neben Heinrich Verheißer her, der sie durch die Galerien Mailands führte. Sie wußte kaum, was sie sah. Die Farben der Bilder verschwammen ihr zu einförmigem Grau, und wenn sie auf eins derselben ihre Aufmerksamkeit richten wollte, war es, als würde der Rahmen leer, der es umschloß und durch das leere Loch sah sie in eine weite Ferne hinaus und sah ihren Vater am Tische sitzen und Moritz ihm gegenüber, und sah, wie er ihre Depesche las und immer noch einmal las und sie dann schweigend Moritz hinüberreichte und wie auch dieser sie las. Und dann legte dieser das Blatt auf den Tisch und Beide senkten die Köpfe, bis daß sie sich aufrichteten und sich mit einem stummen, schrecklichen Blick über den Tisch ansahen. Was bedeutete der Blick? Daß sie sich verstanden hatten? Daß sie wußten, was es bedeutete, daß sie sich „verlobt" hätte? Und indem sie das dachte, krampfte sich ihr das Herz zusammen, der kalte Schweiß brach ihr aus und taumelnd, weil sie eine Ohnmacht nahen fühlte, sank sie auf die nächste Bank, die sich ihr bot.

Für Heinrich Verheißer war es unter solchen Umständen ein geringes Vergnügen, Mailand mit ihr zu durchstreifen. Wenn sie ihm nicht leid gethan hätte, würde er sie am liebsten im Gasthofe gelassen und seine Galerien allein durchmustert haben. Er war denn auch ganz damit einverstanden, daß sie am dritten Tage sich auf die Reise nach Neapel begaben.

Nach langer Fahrt kamen sie an, und in dem großen, am Ende der Chiaja, unmittelbar am Meere gelegenen Gasthofe stiegen sie ab. Aus ihren Fenstern hatten sie eine wunderbare Aussicht: ihnen gegenüber lag der Vesuv, zu ihrer Rechten breitete sich die unermeßliche See. Fischerboote mit spitzen eckigen Segeln kreuzten darauf umher und fern im Hintergrunde, in bläulichen Umrissen, wie ein träumender Gedanke, schwamm die Insel Capri auf den Fluthen.

Wohl eine halbe Stunde lang hatte Heinrich Verheißer im offenen Fenster gelegen, das herrliche Bild mit allen Sinnen genießend, endlich richtete er sich auf, um nach Dorotheen zu sehen. Sie saß auf einem Stuhle an der Hinterwand des Zimmers, in ihr Reisekleid eingeknöpft, den Hut auf dem Kopfe, den Schleier vor dem Gesicht.

Er stand ganz verblüfft. Sie hielt den Kopf gesenkt, die Augen auf den Fußboden vor sich hin gerichtet und rückte und rührte sich nicht.

„Na, aber sag' mir," fing er laut lachend an, „da hört doch Alles auf! Da guckt ihr der Vesuv ins Zimmer und das Meer und Capri und Alles überhaupt, was der Herrgott da oben an göttlicher Schönheit erfunden und zusammengebastelt hat, und unterdessen sitzt sie in der Ecke wie eine englische Gouvernante, die ihre Baby's unter Verschluß hält, und hört und sieht von nichts!"

Die Muskeln in Dorotheens Gesicht zuckten, ihre eingekniffenen Lippen thaten sich auf; es sah aus, als wären sie zusammengewachsen gewesen.

„Ich kann jetzt die Landschaft nicht ansehen," sagte sie,

ohne den Kopf zu erheben, „später.“ Ihre Stimme klang rostig heiser.

Ein Schatten ging über sein Gesicht.

„Später? ach so — das heißt, erst soll's wieder aufs Konsulat geh'n?“

„Ja,“ erwiderte sie trocken und hart.

Er machte auf dem Absatze kehrt, setzte sich wieder auf das Fensterbrett und schlenkerte mit den Beinen. Dann, nachdem er ein Weilchen hinausgesehen hatte, sprang er herab, ergriff seinen Hut, der auf dem Tische vor dem Sopha lag und stülpte ihn auf.

„Also los dafür!“ sagte er. „Aufs Konsulat!“

Ohne ein Wort zu erwidern, erhob sie sich; indem sie aufstand, sah es aus, als wäre ihre Gestalt länger und magerer geworden, als sie früher war.

Eine Droschke brachte sie zum deutschen Konsulat. Diesmal war der Konsul anwesend, ein Mann mit verbindlichen Manieren, der ihr Anliegen persönlich in Empfang nahm.

Da er in Dorotheen eine Dame aus der Gesellschaft erkannte und die Peinlichkeit ihrer Lage empfand, kam er ihr auf halbem Wege entgegen und hatte bald festgestellt, um was es sich handelte.

„Die Herrschaften sind Beide Deutsche?“

Sie waren Beide Deutsche.

„Sie haben jedenfalls Legitimationspapiere bei sich? Darf ich darum bitten?“

„Legitimationspapiere —?“ Dorothea und Heinrich Verheißer sahen sich schweigend an.

„Ich meine, Geburtsscheine?“

Weder er noch sie hatten ihre Geburtsscheine bei sich.

„Vielleicht Pässe? Oder Paßkarten?"

Sie hatten weder Pässe noch Paßkarten.

„Also — gar nichts, wodurch sie sich ausweisen konnten?"

Dorothea verstummte. Der Konsul räusperte sich. Dorotheens Wangen färbten sich blutroth vor Scham. Wie eine Landstreicherin stand sie da.

„Ihre Eltern — leben noch?" fragte der Konsul mit einem gewissen Zögern.

„Mein Vater," gab sie kaum hörbar zur Antwort.

„Und — Ihr Herr Vater ist einverstanden?"

Der Konsul hatte die Frage kaum gethan, als er rasch hinzuspringen und Dorotheen einen Stuhl unterschieben mußte; sie hatte gewankt, als ob sie umfallen würde.

Schwer ließ sie sich nieder; ihre Augen senkten sich zu Boden; der Konsul wußte genug. Ein beklommenes Stillschweigen trat ein; der Konsul fing an zu merken, daß hier in Italien eine Ehe geschlossen werden sollte, die offenbar in Deutschland nicht gewünscht wurde. Seine Stellung machte ihm Vorsicht zur Pflicht. Möglicherweise bestanden Hindernisse gegen die Ehe, die ihm verheimlicht wurden und die er nicht zu übersehen vermochte. Seine Haltung wurde merklich kühler.

„Darf ich fragen," sagte er, „ob die Herrschaften hier in Neapel oder in der Umgegend von Neapel wohnen?"

Heinrich Verheißer sah ihn mit offenem Munde an.

„Ob wir hier wohnen? Heut Morgen sind wir angekommen."

„Und gedenken auch nicht, in Zukunft Wohnung hier zu nehmen?“ forschte der Konsul weiter.

„Kein Gedanke, wir bleiben ein paar Tage hier und ich denke, auf Capri, und dann geht's nach Deutschland zurück.“

Der Konsul richtete sich auf.

„Dann bedauere ich,“ sagte er in kühl geschäftsmäßigem Tone, „dann bin ich überhaupt nicht befugt, die Ehe zu schließen.“

Dorothea zuckte auf und sah ihn sprachlos, mit weit aufgerissenen Augen an.

„Weil ich Ehen zwischen Reichsangehörigen nur schließen darf,“ erläuterte der Konsul, „wenn diese in meinem Amtsbezirk wohnen.“

„Aber — was sollen wir denn dann —?“ fuhr Dorothea wie in Verzweiflung heraus.

Der Konsul zuckte die Achseln.

„Ich kann den Herrschaften nur anheimstellen, nach Deutschland zurückzukehren und die Trauung dort vornehmen zu lassen, vor dem Standesamte Ihrer Heimath.“

Nach Deutschland zurückkehren — vor das Standesamt in der Heimath — Dorotheens Hand krallte sich in die Decke des Tisches, neben dem sie saß; ihre Lippen bewegten sich.

„Aber das ist ja nicht möglich!“ wollte sie herausschreien, aber es kam kein Laut von ihrem Munde.

Der Konsul deutete schweigend an, daß er nichts mehr zu sagen hatte. Heinrich Verheißer trat zu ihr heran. „Komm doch nur,“ flüsterte er, „Du siehst doch, daß hier nichts zu machen ist.“

Alles Willens und Denkens beraubt, ließ sie sich von ihm vom Sitze emporziehen und hinausgeleiten und in diesem Zustande wacher Besinnungslosigkeit saß sie nachher neben ihm im Wagen, ohne zu fragen, wohin der Wagen fuhr. Heinrich Verheißer gerieth allmählich selbst in Verzweiflung; das lebendig-todte Weib an seiner Seite wurde ihm zu einer furchtbaren Last, mit der er gar nichts mehr anzufangen wußte. Als einziges und letztes Rettungsmittel erschien es ihm, sie nach Capri hinüberzuführen, ob sie vielleicht auf der stillen, weltentrückten Insel zu sich selbst zurückkommen würde.

Ihre Koffer im Gasthofe waren noch gepackt; fertig wie sie waren, wurden sie wieder aufgeladen und eine Stunde später saßen Beide auf dem Schiffe, das sie nach Capri hinübertragen sollte.

Seine Hoffnung schien sich zu bestätigen; der frische Wind, der vom Meere herüberblies, weckte Dorotheen aus ihrer Erstarrung auf; sie fing wieder an, zu leben.

Auf der Insel waren bereits die Lichter angezündet, als das Schiff Anker warf; im Hafen drängte sich eine dunkle Menschenmenge; hülfsbereite Arme streckten sich den Landenden entgegen: „Hôtel Pagano? Hôtel Pagano?" schwirrten fragende Stimmen durcheinander.

Nein, nicht Hôtel Pagano. Heinrich Verheißer wußte, daß dies das Absteigequartier der deutschen Künstler war; seine Laune stand durchaus nicht danach, mit ihnen zusammenzutreffen und sich zum Gegenstande ihrer Beobachtungen zu machen. Er hatte von einem anderen Gasthofe gehört.

„Hôtel Quisisana!" rief er laut.

„Hôtel Quisisana," ertönte es sofort zurück; im nächsten Augenblick stand der Portier des Gasthofes am Boote und war Dorotheen beim Aussteigen behülflich.

Durch das Dunkel der Nacht fuhren sie die Zickzack-Wege zur Stadt empor, während unter ihnen das Geräusch des brandenden Meeres verhallte.

Zwei behaglich eingerichtete, schöne Zimmer empfingen sie in dem wohnlichen Hause; für Menschen in ruhiger Gemüthsstimmung wäre es ein köstlicher Aufenthalt gewesen.

Eine strahlende Sonne leuchtete vom Himmel, als der nächste Tag anbrach und ließ sie das Paradies erkennen, in das sie gestern Abend eingetreten waren.

„Komm," sagte Heinrich Verheißer, „wir wollen zur Villa des Tiberius."

Als sie auf dem Wege dorthin die Straßen der Stadt verließen, kamen sie an einem Hause vorüber, wo ein Maler, wie sich deren manche auf Capri niederlassen, um dort in künstlerischem Halbschlafe weiter zu vegetiren, Wohnung genommen hatte. An dem Hause war ein Plakat angebracht und auf diesem stand zu lesen, daß man hier Bilder erwerben, Mal-Unterricht nehmen und Mal-Utensilien kaufen könne.

Heinrich Verheißer war einige Schritte vor Dorotheen voraus. Plötzlich hörte er hinter sich rufen: „Heinrich!"

Beinah erschreckt wandte er sich um; es war wie eine fremde Stimme gewesen.

Mitten auf der Straße im vollen Sonnenbrande stand Dorothea und sah zu ihm hin. Ihre Augen waren weit

offen und in ihren Augen war etwas fremdartig Starres, Schreckliches.

Er stand; auch sie that keinen Schritt, nur ihre Arme erhoben sich, als wollte sie ihn heranziehen. Er trat langsam zu ihr.

„Heinrich," sagte sie, und in ihrer Stimme war ein Lallen, „Heinrich, male ein Bild!"

Er wußte nicht, was er auf die sonderbare Aufforderung erwidern sollte, und schwieg.

Jetzt legte sie die Hände auf seine Schultern, ihre Augen bohrten sich in die seinigen.

„Male ein Bild!" wiederholte sie. „Rette mich! Rette mich!"

Sie hatte die Hände hinter seinem Nacken vereinigt; er fühlte sich wie in einer Schlinge.

„Was denn — für ein Bild?" fragte er, indem er sich bemühte, sich von ihr los zu machen.

„Ein großes Bild, ein mächtiges Bild! Damit ich sehe, daß Du ein Künstler bist, ein großer, ein mächtiger Künstler bist! Damit ich sehe, daß ich mich nicht umsonst weggeworfen habe! Hörst Du? Hörst Du? Hörst Du?!"

Sie hatte ganz laut gesprochen und zuletzt war ihre Stimme beinah schreiend geworden. Ihm wurde unheimlich zu Muthe.

„Nimm doch Vernunft an," sagte er, „wie soll ich denn jetzt hier ein Bild malen? Dazu braucht man doch schließlich Geräthschaften, wo soll ich die bekommen hier?"

Sie zeigte auf das Plakat am Hause des Malers. „Da," rief sie.

Er hatte die Ankündigung noch gar nicht gelesen.

Jetzt bemerkte er, daß sie Augen und Gedanken beisammen gehabt hatte, daß sie noch ganz bei Verstande war. Ein Gedanke durchblitzte ihn: auf diesem Wege also wäre vielleicht Heilung noch möglich?

„Na," sagte er, indem er sich zu harmlosem Tone zwang, „gut, ich will ein Bild malen."

Die Starrheit ihrer Glieder löste sich, sie sank an eine Brust, er fühlte wieder, was er schon lange entbehrt hatte, die süße Wärme der schönen Gestalt an seinem Herzen; er selber wurde warm und mit einem Male wußte er auch, was er malen wollte: sie selbst, als Magdalena, wie er sie neulich in der Kirche zu Verona gesehen hatte. Das aber behielt er vorläufig für sich.

Zärtlich schlang er den Arm um sie. „Komm," sagte er, „jetzt wollen wir zunächst dem alten Tiberius unseren Besuch abstatten."

Als sie auf dem Rückwege bei dem Hause des Malers wieder vorüberkamen, blieb sie stehen.

„Holst Du Dir gleich eine Leinwand?" fragte sie.

Das Bild war wie zu einer fixen Idee für sie geworden.

Er sah, daß er ihr den Gefallen thun mußte: zudem hatte er jetzt selber Lust bekommen.

„Will's mir gleich bestellen," erwiderte er, „wart' einen Augenblick."

Er verschwand im Hause und kam gleich darauf zurück.

„Heute Nachmittag wird mir Alles geschickt," sagte er, „und dann kann's losgehen."

Sie schien nun wirklich einigermaßen beruhigt zu sein,

so daß sie an der Gasthaustafel etwas Speise und Trank genoß. Er betrachtete sie von der Seite; wie schön sie wieder war, sobald das Leben in sie zurückkehrte! Wie der Gram ihr Gesicht geadelt hatte! Welch eine wunderbare Magdalena sie ihm werden würde!

Nachmittags machte er mit ihr einen Spaziergang nach der Punta Tragara und zeigte ihr die Felsen der Faraglioni, die von der untergehenden Sonne roth angestrahlt waren. Tief unter ihnen schlug das Meer mit dumpfem Anprall an die Klippen des Gestades, weit hinaus aber dehnte es sich in spiegelglatter Unermeßlichkeit — ein Anblick schweigender Erhabenheit, in dem jedes einzelne Menschenleid zu versinken und zu ertrinken schien.

Sie verlor sich so tief im Anschauen, daß er sie aus ihrem Brüten wecken mußte.

„Komm," sagte er, „man muß sich hier zu Lande vor der Abendluft in Acht nehmen."

Sie kam wie aus einem Traume zu sich und wandte ihm das Gesicht zu; in ihrem Blick war ein strahlendes Licht, aber es sah aus, als würde das Licht von unsicheren Händen gehalten; es flackerte und flimmerte.

Mit beiden Armen hing sie sich in seinen Arm.

„So etwas male mir," sagte sie mit heißem Flüstern, „so etwas male mir."

„So etwas?" fragte er, „was meinst Du denn damit?"

„So etwas, wie das hier eben war," erwiderte sie, „so etwas Großes, Göttliches, Erhabenes, Wunder — Wunder — Wundervolles, wo man drin untergehen, versinken, ertrinken und vergessen, vergessen, vergessen kann!"

Die Worte sprudelten ihr in seltsamer Hast, sich über-

stürzend, von den Lippen, eine nervöse Röthe bedeckte ihre Wangen; man hätte glauben können, sie befinde sich im Fieber.

Er drückte ihren Arm. „Wir werden ja sehen," erwiderte er, „werden ja sehen."

Dann setzte er mit ihr den Rückweg fort.

Nach einigen Schritten hielt sie wieder an.

„Fängst Du gleich an mit dem Bilde?" fragte sie.

„Aber Närrchen," versetzte er, „Du siehst doch, daß es dunkel wird. Bei Nacht kann man doch nicht malen?"

Sie gingen weiter.

„Kannst Du mir nicht sagen, was es sein wird, was Du malen wirst?" begann sie von neuem.

Sie waren in diesem Augenblick zu einer der kleinen Steintreppen gelangt, die von dem erhöhten Punkte, wo sie gestanden hatten, zur Stadt hinunterführen. Er war zwei Stufen voraus, Dorothea stand noch über ihm, und indem er sie jetzt dort droben, vom scheidenden Tageslichte umspielt, gewahrte, die edle, herrliche Gestalt, erschien es ihm wie ein letztes Aufleuchten des geliebten Weibes, das wie ein Stern über seinem Leben aufgegangen und herniedergestiegen war aus seiner reinen Höhe in seine heiße, wilde Atmosphäre, um darin zu zerschmelzen und zu vergehen. Mit einem Satze war er die Stufen hinauf und neben ihr, er schloß sie in die Arme und küßte sie, wie er sie in der Nacht geküßt hatte, die ihn zu einem Gotte und sie zu einem verzweifelnden Weibe gemacht hatte.

„Frage nicht," murmelte er unter seinen Küssen, „frage nicht."

Seine Phantasie wurde wie durch einen Zauberschlag

lebendig, indem er ihren Leib an seinem Leibe fühlte, den Athem von ihren Lippen trank; es war ihm, als wäre sie ihm neu geschenkt, wie am ersten Tage; eine Fülle von Bildern blitzte vor seinem Geiste auf und eins davon ganz fertig in greifbarer Deutlichkeit: Magdalena, am Boden knieend, und hinter ihr, von ihr nicht gesehen, nicht geahnt, ein Mann im härenen Büßergewande, der gesenkten Hauptes stand und auf das Weib niederblickte, das solche Qual um seinetwegen erlitt. Wie er das malen, wie er seine ganze Seele da hineinlegen wollte! Wie ihrer Beider Schicksal und Leben aus dem Bilde heraussprechen sollte, Jedem verständlich, der es sah, Jeden versöhnend, der es verstand.

„Komm, komm," sagte er hastig, indem er sie mit sich fortzog, und in seine Phantasie verloren, hatte er nicht bemerkt, daß sie sich hatte küssen lassen, ohne seine Küsse zu erwidern, daß ihre Augen ihn angeblickt hatten, als verständen sie ihn nicht.

Im Gasthofe, zu dem sie zurückkehrten, war inzwischen die bestellte Leinwand bereits angelangt. Dem Umfange des Bildes entsprechend, das er im Geiste entworfen hatte, war sie nicht groß.

Dorothea blieb davor stehen.

„Das ist doch aber viel zu klein?"

Heinrich Verheißer lachte. „So groß wie die Gothenschlacht kann ich's doch nicht gleich machen."

Sie versank in brütendes Nachdenken. „Das ist aber schade," sagte sie dann.

„Aber Kind," versetzte er, „es kommt doch nicht drauf an, wieviel Quadratmeter man voll malt, sondern was in

dem Bilde drinsteckt! Wart' ab, was ich hineinthue und was herauskommt; man kann mit zwei Gestalten ebenso gut eine Lebensgeschichte beschreiben, wie mit hundert."

Dorothea hatte sich an den Tisch gesetzt und blickte vor sich hin.

„Ja" — sagte sie — „aber sich drin verlieren — kann man das?"

„Wenn man sich in einem Kunstwerk ganz wiederfindet," gab er zur Antwort, „verliert man sich am allertiefsten darin."

Aus seinen Augen sprühte die Lebenskraft, die ihn durchglühte, wenn die Schaffenslust sich in ihm regte. Dorothea hob den Kopf und blickte ihn an; ihre Augen hingen an ihm, als wollte ihre ermüdete Seele neues Leben aus der seinigen saugen. Sie neigte das Haupt.

„Jetzt siehst Du wieder aus, wie der Königsadler," sagte sie langsam.

„Wie — was?" fragte er. „Wie der Königsadler?"

Sie erhob sich von ihrem Sitze, mit der Schwerfälligkeit, die ihr seit einiger Zeit zu eigen geworden war. So trat sie auf ihn zu, und die Arme um seinen Hals legend, schmiegte sie sich an ihn.

„Weißt Du denn nicht," sagte sie, „wie er hier hineingeschlagen hat mit seinen Fängen?"

Sie hatte seine Hand ergriffen und drückte sie flach, mit ausgespreiteten Fingern auf ihr Herz. Unter seiner Hand fühlte er, wie zuckend das Herz in ihrer Brust schlug.

„Das wird ja Alles wieder gut werden," flüsterte er.

Sie richtete das Gesicht zu ihm auf und sah ihn mit einem wundersamen, aus Hoffnung und Hoffnungslosigkeit,

Lächeln und Weinen gemischten Ausdruck an. Dann ließ sie ihn schweigend los und ordnete ihre Kleidung zur Mahlzeit, zu der eben die Gasthofsglocke rief.

Stumm und mit einer beinah feierlichen Gemessenheit bewegte sie sich, nachdem die Tafel aufgehoben war und sie ihre Zimmer wieder aufgesucht hatten, den weiteren Abend hindurch, nur von Zeit zu Zeit die Augen auf Heinrich Verheißer richtend, und jedesmal mit dem seltsamen prüfenden Blick von vorhin. Frühzeitig begab sie sich in das Schlafzimmer, um sich zur Nachtruhe zu entkleiden.

Er hatte sie mit keiner Frage gestört; jetzt sah er, am Tische sitzend, wie sie im Nebenzimmer vor dem Spiegel stand, das Kleid abgestreift, Schultern und Brust nur noch mit dem Hemde bedeckt, das blonde Haar auflösend, das im goldenen Strome über ihren Rücken herabfloß.

Ohne Laut und Regung saß er dort. Der Tag kam ihm zurück, da er sie zum ersten Male, dem Bade entsteigend, in ihrer Schönheit gesehen hatte. Plötzlich stand er auf und trat in die Thür. Sie wandte den Kopf nach ihm, wich einen Schritt zurück und sah ihn mit entsetzten Augen an.

„Ich thu' Dir nichts," flüsterte er, „ich thu' Dir nichts — aber hier —" er hatte ein Kissen ergriffen und legte es auf den Fußboden vor sie hin, „thu' mir den Gefallen und kniee einmal darauf hin."

Sie starrte ihn an; sie verstand nicht, was er wollte.

„Nur einen einzigen Augenblick," sprach er bittend, „thu' mir den einzigen Gefallen!"

Eine unüberwindliche Lust hatte ihn gepackt, sie heut Abend schon in der Stellung zu sehen, die er ihr morgen

auf dem Bilde geben wollte. Noch einen Augenblick zögerte sie, dann ließ sie sich schweigend, mit hoheitsvoller Anmuth auf das Kissen niedersinken.

Sobald sie aber auf den Knieen lag, war es, als verschöben sich die Gedanken in ihrem Kopfe; sie vergaß, daß er es war, der sie hatte niederknieen lassen und glaubte, daß man ihr die Stellung angewiesen hätte, die sie, ihrem Schuldbewußtsein nach, verdiente. Darum verschränkte sie die nackten Arme vor dem Gesicht, und die Arme auf den Stuhl aufstützend, der neben ihr stand, blieb sie mit vorgebeugtem Oberleibe am Boden liegen.

Was ihm ein Bild werden sollte, war für sie Wirklichkeit. Er aber stand und sah, was für ein Bild es werden würde! Endlich hob er sie empor, und die ganze Nacht hindurch arbeitete sein rastloser Geist an dem kommenden Gemälde.

Früh am nächsten Morgen war er auf, und während Dorothea noch ruhte, begab er sich in das Nebenzimmer, um Stifte und Staffelei zu rüsten, damit Alles fertig wäre, sobald sie käme. Eine halbe Stunde später erschien sie, nur mit einem leichten Morgenrock bekleidet. Ihr Gang war schleppend, ihr Antlitz blaß und in ihren Augen schwamm es, wie ein dunkler Traum.

Er ging ihr entgegen, nahm ihre herabhängende Hand und küßte sie, er drückte sie an sich — sie ließ Alles schweigend geschehen. Er wollte sie anreden, ihr guten Morgen wünschen, aber er schwieg; ein unerklärlicher Druck verschloß ihm den Mund und dennoch bebten ihm die Glieder beim Anblick ihrer trauervollen Schönheit.

Rasch hatte er das Kissen wieder vor sie hingeschoben,

dann legte er die Hand auf ihre Schulter und deutete auf das Kissen.

„Komm,“ sagte er leise, „bitte noch einmal — wie gestern.“

Sie richtete langsam das gesenkte Haupt auf, drückte die Hände an die Schläfen, als müßte sie ihre Gedanken sammeln. Dann schien sie zu begreifen, was man von ihr verlangte: sie sollte noch einmal Buße thun. Mit einem schweren Seufzer sank sie langsam in die Kniee.

Rasch war er hinter sie getreten und hatte mit einem Griffe die Nadel aus ihrem leicht geknoteten Haare gezogen, so daß es, wie gestern Abend, über den Rücken niederfiel. Sie schien es nicht gefühlt zu haben, theilnahmlos kniete sie an der Erde. Er nestelte das Morgengewand auf, das locker um sie her hing, streifte es nieder, bis daß Nacken, Schultern und Arme frei wurden, wie sie gestern Abend gewesen waren, dann war er vor seiner Staffelei, den Stift in der Hand, und Strich für Strich wuchs die Gestalt des knieenden Weibes aus der Leinwand heraus.

Ihr Haupt war von ihm abgewandt, sie schien kaum zu wissen, daß er im Zimmer anwesend war, denn von seiner Seite kam nicht ein Laut zu ihr hinüber. Eine tiefe Stille herrschte in dem Raume.

Endlich, nach geraumer Zeit, richtete sie sich auf und sah sich um. Heinrich Verheißer, in seine Arbeit vertieft, hatte ihre Bewegung nicht gleich bemerkt. Sie sah ihm zu und sah, daß er zeichnete.

Jetzt blickte er auf und zu ihr hinüber und bemerkte, daß sie die Stellung geändert hatte.

„Nein, bitte," sagte er, „bleib so wie vorhin."

Sie schien nicht zu begreifen und statt seinem Worte zu folgen, drehte sie sich noch weiter zu ihm herum, indem sie das eine Knie anzog und den Fuß aufsetzte. Die Stellung verschob sich immer mehr.

„Nicht doch, nicht doch," sagte er, ungeduldig den Kopf schüttelnd, und als sie noch immer nicht that, wie er wollte, trat er heran, um sie in die Lage zurückzubringen, die er zu seinem Bilde brauchte. Er drückte das aufgerichtete Knie wieder zur Erde, legte seine Hände auf ihre Schultern und drehte ihr den Oberleib in die vorige Richtung. Sie hob das Gesicht.

„Was soll ich denn?" fragte sie.

„So wie neulich, in der Kirche, in Verona," erwiderte er, „denk' doch ein bischen."

In dem Augenblick aber fühlte er, wie der weiche Leib, auf dem seine Hände lagen, plötzlich hart wurde, als strafften sich alle Muskeln darin an; der gebeugte Rücken des Weibes schnellte empor, ihre Hände griffen nach den seinigen, ihre Augen bohrten sich von unten herauf in seine, und in ihren Augen war ein plötzliches Verstehen.

„Was machst Du mit mir?"

„Sei doch nicht so laut," erwiderte er, „ich bitte Dich."

„Was machst Du mit mir?" Und diesmal war ihre Stimme gellend geworden. Mit einer jähen Bewegung glitt sie ihm aus den Händen; er konnte sie nicht halten; sie sprang auf die Füße, mitten in das Zimmer. Sie stürzte auf die Staffelei zu, mit einem Blick hatte sie erkannt, was dort geschah, daß sie selbst dort zum Bilde

wurde, sie selbst in ihrem Jammer, ihrer Verzweiflung, ihrer Schande und Schmach.

Das war das Bild, das er ihr versprochen hatte? Ihre Hände reckten sich, es sah aus, als würde sie die Leinwand ergreifen und herunterreißen. Mit einem Sprunge war er zwischen ihr und seinem Bilde, erfaßte ihre Hände, warf die Arme um ihren Leib, es entstand ein Ringen zwischen ihm und ihr.

„Du darfst nicht," ächzte sie, „ich will nicht! Ich gehöre Dir nicht."

Es war ein wüthendes Bestreben in ihr, an die Staffelei und das Bild zu gelangen, und eine ebenso verzweifelte Entschlossenheit in ihm, sie nicht heranzulassen, sein Bild vor ihr zu bewahren. Er wußte nicht, faßte und begriff nicht, was in ihr vorging, ihr Widerstand erschien ihm ganz unberechtigt, ganz thöricht.

„Was willst Du denn?" keuchte er, „siehst Du denn nicht, daß es gut wird? Daß es schön und groß wird? Das thut Dir doch keine Schande?"

Nur der Künstler war in ihm lebendig, der nicht verstehen konnte, daß sie sich nicht befreit und erlöst und geadelt fühlte in dem Bilde, das er nach ihr schuf.

„Du sollst ja nicht allein auf das Bild," redete er weiter auf sie ein, „nachher male ich mich selbst, versteh' doch und laß mich doch nur machen, als Büßer, hinter Dir!"

Sie warf den Kopf nach rechts und links.

„Aber das heilt mich nicht!" rief sie, „das rettet mich nicht! Du hast mir versprochen, daß ich vergessen soll! Wie soll ich mich vergessen, wenn ich mich immer vor

Augen habe? Und so! So! Andere sollst Du malen, aber nicht mich! Mich nie mehr! Mich nie mehr!"

Er stürzte vor ihr nieder, auf die Kniee, wie in Verzweiflung schlang er die Arme um sie her.

„Wie soll ich Dich denn nicht malen?" flehte er, „wie kann ich denn etwas Anderes malen, als Dich, wenn ich Dich immer neben mir sehe, wenn ich Dich immer bei mir habe in Deiner Schönheit? Hast Du mir Deine Schönheit denn nicht geschenkt? Hast Du mich denn nicht geliebt? Hast Du das Alles denn vergessen?"

Seine Augen suchten nach ihren Augen, aber sie blickte über ihn hinweg.

„Nein! Nein! Nein!" erwiderte sie, indem sie die Hände auf seine Schultern aufstützte und sich von ihm loszumachen versuchte.

Nun aber sprang er auf. Seine Zähne bissen aufeinander, die alte düstere Wildheit kehrte in sein Gesicht zurück. Er faßte sie um den Leib, riß sie zu dem Kissen zurück und drückte sie mit Gewalt in die Kniee hinunter.

Sie hatte nicht zu widerstehen vermocht, sie war in die Kniee gesunken, statt aber knieend zu verharren, warf sie sich mit ganzem Leibe auf den Boden.

„Du thust mir Gewalt," kreischte sie, „Du schändest mich! Du schändest mich!"

Und bevor er noch zur Besinnung gekommen war, eh' er noch begriff, was sie vorhatte, raffte sie sich vom Boden auf, sprang auf und flüchtete in das Nebenzimmer, dessen Thür sie hinter sich ins Schloß warf. Er war so erschüttert von dem, was er soeben erlebt hatte,

daß er ihr nicht nachging, sondern sich auf einen Stuhl warf und wie gebrochen sitzen blieb.

Wohl eine halbe Stunde dauerte es, bis er einigermaßen zu sich selbst gekommen war. Endlich erhob er sich und öffnete die Thür, um nach ihr zu sehen. Das Zimmer war leer. Die gegenüber befindliche Glasthür, die auf eine Terrasse und von der Terrasse in den Garten führte, stand offen; dort war sie offenbar hinausgegangen.

Er kleidete sich an; inzwischen, hoffte er, würde sie zurückkommen. Sie kam nicht zurück.

Nun ging er in den Garten hinab, um sie zu suchen. Im Garten war sie nicht und ebensowenig im Gasthofe überhaupt. Er stand rathlos. Also war sie hinausgegangen — aber wohin?

Sie hatte bisher nur zwei Wege auf Capri kennen gelernt, den zur Villa des Tiber und den nach Punta Tragara. Auf welchem sollte er sie suchen?

Eine Erinnerung kam ihm, wie sie gestern Abend die Aussicht von Punta Tragara genossen hatte — wahrscheinlich war sie dorthin geeilt — er machte sich auf den Weg. Als er anlangte, fand er auf der kleinen Terrasse, die dort an der Aussichtsstelle angebracht ist, zwei Männer vor, deutsche Künstler aus dem Pagano.

„Ob die Herren eine Dame gesehen hätten?" fragte er.

„Nein — sie hatten Niemanden bemerkt."

Er wandte sich um und schlug den Weg zur Villa des Tiber ein.

Inzwischen war Dorothea, nachdem sie das Haar

mit einem seidenen Tuche umbunden hatte, hinausgestürmt. Mechanisch war sie weiter gegangen, in der Umnachtung ihrer Sinne kaum gewahrend, wohin, und so war sie auf den Weg von gestern Abend, nach Punta Tragara gelangt.

Kaum daß sie dort angelangt war, sah sie zwei Männer, die langsam im Gespräche den Weg daher schlenderten, den sie eben gekommen war.

Der Weg war so schmal, daß sie unbemerkt nicht bei ihnen vorbei konnte; sie wollte nicht bemerkt sein; in ihrer Noth gewahrte sie einige Stufen, die von der Terrasse zu einem Fußsteige hinunterführten, der sich an der Felsenwand entlang zu den Faraglioni und weiter schlängelte. Rasch, bevor die Beiden sie noch gewahrt hatten, eilte sie die Stufen hinab.

Die beiden Männer hatten mittlerweile die Terrasse erreicht; der Eine setzte sich auf die Brüstung, der Andere blieb stehen. Sie blickten auf das Meer hinaus und richteten ihre Aufmerksamkeit einem Schiffe zu, das mit geblähten Segeln über die blaue Meeresfläche dahergezogen kam.

So kam es, daß sie der Frauengestalt nicht gewahr wurden, die auf dem Fußpfade, an den Felsen entlang dahinschritt, erst langsam, dann schneller, immer schneller, endlich laufend. Wer sie beobachtet hätte, würde gesehen haben, wie sie wankte und schwankte, wer sie gehört hätte, würde vernommen haben, wie sie dumpfe, unzusammenhängende, sinnlose Töne von sich gab. Sie verschwand hinter einem Felsenvorsprunge.

Nach einiger Zeit richtete der eine von den beiden Malern den Kopf auf und horchte.

„Hast Du das gehört?“ fragte er, „das klang ja beinah wie ein Schrei?“

Beide blickten umher; es war nichts zu sehen; der Ton wiederholte sich nicht. Aus den Klippen, die den Fuß der Faraglioni umgürten, stiegen einige Möven wie aufgeschreckt empor.

„Wird wohl eine Möve gewesen sein,“ meinte der Andere, „die haben manchmal ganz sonderbare Töne.“

Mittags war Heinrich Verheißer erhitzt und verstört zurückgekommen — er hatte Dorotheen nicht gefunden. Rathlos, ohne Speise und Trank zu sich zu nehmen, war er wieder hinausgeeilt.

Im Laufe des Nachmittags ging eine Anfrage von der Polizei im Gasthofe ein, ob einer der Gäste vermißt würde.

Allerdings wurde Jemand vermißt.

„Eine Dame?“

Allerdings, eine Dame.

Fischer, die von der kleinen Marine zum Fischfang ausgefahren, hatten in den Klippen am Fuße der Faraglioni etwas liegen sehen, das von ferne wie eine menschliche Gestalt aussah. Sie waren herangerudert — es war der Körper einer Frau, die offenbar von dem Fußsteig, der an der Felsenwand entlang führt, hinuntergestürzt war. Sie

war mit dem Kopfe auf die Klippen aufgeschlagen, sie war todt.

Auf dem steilen Pfade, der vom Gestade zur Stadt emporführt, wurde der Leichnam hinaufgetragen. Es war ein mühseliger Weg; als die Männer mit ihrer Bürde anlangten, war es bereits dunkel.

Auf dem Platze inmitten des Städtchens wurde die Bahre niedergestellt; die Bevölkerung drängte sich in lautlosen Gruppen umher; Pechfackeln waren angezündet und beleuchteten die Bahre und die leblose Gestalt, die auf der Bahre lag.

Plötzlich ertönte ein verzweifelnder Schrei; das Haar mit beiden Händen zerraufend, stürzte sich ein Mann über die Todte her — es war Heinrich Verheißer. Er hatte gefunden, die, welche er gesucht.

Die Fluth des Italischen Meeres hatte ihr blondes, deutsches Haar durchnetzt und das Blut aus ihren Wunden gespült. Ohne Makel lag sie da, jetzt wieder das geworden, was sie einst gewesen war, die reine, die weiße Dorothea.







